Soziologische Revue

Besprechungen neuer Literatur

Begründet von Heinz Hartmann
Herausgegeben von Matthias Grundmann, Ludger Pries, Uwe Schimank, Anja Weiß

Jahrgang 36 / Heft 3 / Juli 2013

Editorial

Uwe Schimank 225

Symposium

Axel Honneth, Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit

Matthias Junge, Die Kritische Theorie in der Transformation zu einer kommunitären Gesellschaftskritik 227

Hans Bernhard Schmid, Kritik der sozialen Pathologisierung 234

Essays

Kollektive Intention und Soziologie 239
Wil Martens

Soziologie, öffentliche 251
Ralf M. Damitz

Sammelbesprechungen

Bourdieu 263
Gregor Bongaerts

Engagement als Voraussetzung für Demokratie – Neues aus der Zivilgesellschaftsforschung 271
Serge Embacher / Ansgar Klein

Doppelbesprechungen

Ethnizistische Hornhautverkrümmung statt soziologischen Tatsachenblicks? 281
Detlev Claussen

„Dann ist es schon fast 15 Uhr…“ 287
Bettina Zurstrassen

Einzelbesprechungen

Gesellschaft

Thomas Schwietring, Was ist Gesellschaft?
Einführung in soziologische Grundbegriffe 293
Daniel Witte

Matthias Kettner / Peter Koslowski (Hrsg.),
Ökonomisierung und Kommerzialisierung der Gesellschaft.
Wirtschaftsphilosophische Unterscheidungen 297
Alexander Ebner

Praktiken

Robert Schmidt, Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien
und empirische Analysen 300
Frank Hillebrandt

Christine Resch, Schöner Wohnen: Zur Kritik von Bourdieus
„feinen Unterschieden“ 304
Eva Barlösius

Diskurs

Reiner Keller / Andreas Hirseland / Werner Schneider / Willy Viehöver (Hrsg.),
Handbuch der Sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse 307
Lisa Pfahl / Lena Schürmann

Reiner Keller / Werner Schneider / Willy Viehöver (Hrsg.), Diskurs – Macht –
Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung 311
Céline Kaiser

Lernen

Marc Mölders, Die Äquilibration der kommunikativen Strukturen.
Theoretische und empirische Studien zu einem soziologischen Lernbegriff 315
Wolfram Lutterer

Medien

Mario Anastasiadis / Caja Thimm (Hrsg.), Social Media.
Theorie und Praxis digitaler Sozialität 318
Andreas Hepp

Glück

Alfred Bellebaum / Robert Hettlage (Hrsg.), Glück hat viele Gesichter.
Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung 320
Hilke Brockmann

Sexualität

Volkmar Sigusch, Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit.
Über Sexualforschung und Politik 322
Dagmar Hoffmann

Hochschule

Nadine Sander, Das akademische Prekariat. Leben zwischen Frist und Plan. 326
Marc Torka

Nadine M. Schöneck / Georg Wenzelburger / Frieder Wolf,
Promotionsratgeber Soziologie. 330
Jutta Wergen

Theorie

Gerhard Wagner, Die Wissenschaftstheorie der Soziologie. Ein Grundriss 332
Johann August Schülein

Paul Hill / Frank Kalter / Johannes Kopp / Clemens Kroneberg / Rainer Schnell
(Hrsg.), Hartmut Essers Erklärende Soziologie. Kontroversen und Perspektiven. 335
Gert Albert

Stefan Bertschi, Im Dazwischen von Individuum und Gesellschaft.
Topologie eines blinden Flecks der Soziologie 339
Nico Lüdtke

RezensentInnen des 3. Heftes 343

Eingegangene Bücher 345

GESCHÄFTLICHE MITTEILUNGEN

Geschäftsführender Herausgeber (verantwortlich): Prof. Uwe Schimank

Redaktion: Dr. Rainer Greshoff, Uwe Köhler, Felix Nieskens

Anschrift der Redaktion: Universität Bremen, Fachbereich 8, Bibliothekstraße 1, GW2, 28359 Bremen, Tel.: (0421) 218 67378, Fax: (0421) 218 98 67378, E-Mail: soziologische-revue@uni-bremen.de

Rezensionsexemplare (jeweils zwei Exemplare) und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Unverlangt zugesandte Rezensionen werden aus grundsätzlichen Erwägungen nicht abgedruckt.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint einmal im Vierteljahr (Januar, April, Juli, Oktober). Jahresabonnement inkl. Online-Abonnement: Inland € 248,20 (€ 238,00 + 10,20 Versandspesen); Ausland € 251,80 (€ 238,00 + 13,80 Versandspesen). Studentenabonnement sowie Abonnement für Mitglieder soziologischer Fachverbände (nur Inland) € 75,00 (€ 64,80 + 10,20 Versandspesen). Einzelheft € 69,80 zuzüglich Versandspesen. Die Preise enthalten bei Lieferung in EU-Staaten die Mehrwertsteuer, für das übrige Ausland sind sie Bruttopreise. Ladenpreise für sFr können bei der Verlagsauslieferung Balmer Bücherdienst erfragt werden.

Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgen nicht.

Werbeanzeigen und Werbebeilagen besorgt der Verlag. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Jenny Curths.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der SOZIOLOGISCHEN REVUE sind in einer Adressdatei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Die SOZIOLOGISCHE REVUE wird regelmäßig in den folgenden Informationsdiensten erfasst: *International Review of Publications in Sociology* (Sociological Abstracts, P.O. Box 22206, San Diego, CA 92122, USA); *Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem SOLIS* (Informationszentrum Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede darüber hinausgehende Vervielfältigung bedarf der Genehmigung des Verlages und verpflichtet zur Gebührenzahlung.

Soziologische Revue im Internet
www.soziologische-revue.de

OLDENBOURG WISSENSCHAFTSVERLAG GMBH

Gemäß unserer Verpflichtung nach § 8 Abs. 3 PresseG. i. V. m. Art. 2 Abs. 1c DVO zum BayPresseG geben wir die Inhaber und Beteiligungsverhältnisse am Verlag wie folgt an: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleiniger Gesellschafter des Verlags ist die R. Oldenbourg Verlag GmbH unter der gleichen Anschrift. Alleiniger Gesellschafter der R. Oldenbourg Verlag GmbH ist die Cornelsen Verlagsholding GmbH & Co., Mecklenburgische Straße 53, 14197 Berlin.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Neustädter Straße 1–4, 99947 Bad Langensalza
Satz: le-tex publishing services GmbH, Weißenfelser Str. 84, 04229 Leipzig

Editorial

Uwe Schimank

Als Fortsetzung des letzten Editorials möchte ich hier noch einige weitere Befunde und Schlussfolgerungen aus der zurückliegenden Befragung der Leserinnen der Soziologischen Revue berichten.

Bei den in enger Anlehnung an die Sektionen der DGS vorgegebenen Themenfeldern, die unsere Leser „besonders interessieren" (Mehrfachnennungen möglich), bilden die soziologische Theorie (62%), Sozialstruktur/soziale Ungleichheit (53%), qualitative Methoden (46%), Wissenssoziologie (43%) und Kultursoziologie (42%) das Spitzenquintett, zwischen dessen Letztplatziertem und dem Nächstplatziertem – der politischen Soziologie (32%) – immerhin zehn Prozentpunkte Abstand liegen. Das sind auf den beiden ersten Plätzen durchaus erwartbare Kandidaten, während Platz 3 schon eine gewisse Überraschung darstellt – insbesondere in Verbindung mit der Tatsache, dass „Methoden der empirischen Sozialforschung" als Umschreibung der quantitativen Verfahren mit 26% besonders Interessierten nur im Mittelfeld rangiert. In Verbindung mit den vielen Nennungen für Kultur- und Wissenssoziologie sowie auch noch Biografieforschung (23%) und Religionssoziologie (17%) schält sich um die qualitativen Methoden ein klar konturiertes „kulturalistisches" Interessen-Cluster heraus. Es wäre natürlich interessant, wenn man wüsste, inwieweit diese Themenprioritäten unserer Leser – genauer gesagt: der Beantworter des Fragebogens – die Interessen der deutschen Soziologen widerspiegeln, oder ob bestimmte Gruppen von Soziologen in der Leserschaft eher unter- bzw. überrepräsentiert sind. Gibt es auch in der deutschen Soziologie auf breiter Front einen „cultural turn", oder lesen quantitativ arbeitende Soziologen einfach nur seltener als Anhänger der qualitativen Methoden die Soziologische Revue – und warum könnte das so sein? Eine Teilantwort könnte lauten: Quantitativ arbeitende Soziologie dokumentiert sich weniger in Monografien als in Zeitschriftenartikeln und ist deshalb weniger an Buchbesprechungen interessiert – wobei es freilich auch viele Sammelbände mit quantitativen Studien gibt.

Zwei weitere Themenfelder sind überraschend nur im Mittelfeld der Nennungen zu finden: die Arbeits- und Industriesoziologie (30%) als traditioneller Kernbestand des Faches und die Frauen- und Geschlechterforschung (29%) als aufsehenerregendste Aufsteigerin der letzten Jahrzehnte. In beiden Fällen korrespondiert das verhaltene Befragtenecho ganz und gar nicht mit der Anzahl von Neuerscheinungen, die in der Redaktion eingehen – wohl aber mit der zunehmenden Schwierigkeit, Rezensenten zu Büchern aus beiden Feldern zu finden. Das deutet, sehr vorsichtig formuliert, auf eine mögliche Überproduktion hin, und passt überdies zu einem Eindruck, den man bei einer Musterung der Eingänge aus diesen Feldern gewinnen kann: mehr Masse als Klasse! Mehr als allererste Anhaltspunkte, die einer genaueren Prüfung womöglich nicht standhalten könnten, sind das freilich nicht. Und dass es in beiden Feldern auch immer wieder sehr rühmliche Ausnahmen von dieser Regel – so es denn eine ist – gibt, sei ebenfalls gleich gesagt.

Nur ganz kurz zu einem klaren Meinungsbild in einer anderen inhaltlichen Frage: Drei Viertel der Leserinnen votieren dafür, dass keineswegs weniger soziologische Titel – zugunsten von Titeln aus Nachbardisziplinen – besprochen werden; an mehr Besprechungen

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0040

politik- oder kulturwissenschaftlicher, historischer oder philosophischer Literatur sind jeweils nur einstellige Prozentanteile der Leserschaft interessiert.

In der Gesamtbewertung erhält die Soziologische Revue in den allermeisten Bewertungskategorien – Aktualität, Verständlichkeit, Übersichtlichkeit, Umfang, Themenvielfalt oder vor allem auch Qualität der Beiträge – jeweils von einem Drittel bis zwei Fünfteln der Befragten sehr gute bis hervorragenden Beurteilungen. Nimmt man hinzu, dass in sämtlichen Kategorien zwischen zwei Fünfteln bis der Hälfte der Befragten die Soziologische Revue als gut einstufen, bleiben nur wenige Kategorien übrig, bei denen eine nennenswerte Teilgruppe nicht ganz zufrieden ist. Umso wichtiger ist es natürlich, dass wir diese Hinweise erhalten haben und uns Maßnahmen überlegen können, wie auch hier die Zufriedenheit weiter gesteigert werden kann. Es handelt sich bei diesen Kategorien – in der Reihenfolge der relativen Unzufriedenheit – erstens um die Auswahl der besprochenen Literatur, zweitens um das Layout und drittens um die Anordnung der Beiträge. Am Layout haben wir bereits gearbeitet und wollen auch die Struktur des einzelnen Hefts zukünftig noch klarer konturieren. Hinsichtlich der Auswahl der besprochenen Literatur geben uns die referierten sowie weitere, sie vervollständigende Befunde Hinweise, die wir aufnehmen können – soweit jedenfalls, wie es das, was die Leserinnen besprochen haben möchten, als Angebot in der Literatur gibt. Immer wieder kommt es ja vor, dass man sich ein fundiertes Buch oder gar eine vielstimmige Debatte zum Thema X wünscht – aber noch niemand hat etwas Rezensierenswertes dazu geschrieben.

Zum Schluss noch eine Stimme, die Herausgeber und Redaktion der Soziologischen Revue dem Verlag für Werbezwecke anempfehlen können: „Ich lese die Soziologische Revue gerne und ausführlich. Ich fühle mich ausgezeichnet informiert und zuverlässig auf den neuesten Stand gebracht, das gilt auch und gerade für Gebiete, die nicht zu meinen Spezialgebieten gehören. Ich möchte die Soziologische Revue nicht missen. Wenn die neue Soziologische Revue kommt, pelle ich sie sofort aus ihrer Zellophanhülle und blättere ein erstes Mal durch. Das heißt, ich bin auch neugierig auf den Heftinhalt.“ Wer es nicht glaubt, dem sei versichert: Diese Worte mussten weder bestellt noch geschönt werden.

Symposium

Die Kritische Theorie in der Transformation zu einer kommunitären Gesellschaftskritik*

Matthias Junge

Schlüsselwörter: *Kritische Theorie – Theorie der Anerkennung – Gesellschaftstheorie*

Axel Honneth ist in der Soziologie gut bekannt, Er hat sowohl grundlagentheoretische Beiträge wie auch zeitdiagnostische Überlegungen zu fast allen jeweils über längere Zeit den Diskursraum der Soziologie und der Gesellschaft bestimmenden Problemen und Sachverhalten vorgelegt. Genannt ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien nur Beiträge zu den anthropologischen Grundlagen menschlichen Handelns mit Hans Joas (vgl. 1980), Reflexionen zum Machtbegriff (vgl. 1989), kritische Analysen zur Werkentwicklung und inneren Systematik der Schriften von Jürgen Habermas (vgl. mit anderen 1989; gemeinsam mit Hans Joas (Hrsg.) 1986), Arbeiten zum Kommunitarismus (vgl. 1993), daraus sich ergebende Studien zur Konzeption von Gemeinschaft (vgl. etwa 1992a), Analysen sozialpathologischer Entwicklung (vgl. 1994a, 1994b) und schließlich immer wieder die nun zu einem vorläufigen Abschluss gekommenen Arbeiten an einer hegelianisch begründeten Kritischen Theorie der Anerkennung (vgl. grundlegend 1992b).

Er aktualisiert hierzu vor allem hegelianische Denkmotive einer Theorie der Anerkennung mit einer neuartigen Interpretation klassischer Autoren der Soziologie, vor allem Emile Durkheim und Talcott Parsons, in einem mit der Verwendung demokratietheoretischer Motive von John Dewey (Dewey 2004, vgl. insgesamt Joas 1992; 1993).

Was ist die leitende Grundidee? Und: Wie ist sie aus soziologischer Perspektive zu bewerten? Die letzte Frage betont die soziologische Perspektive der vorliegenden Besprechung, weil das hier zu besprechende Buch von Honneth nicht als ein sozialphilosophisches Werk beurteilt werden wird, sondern mit gebührendem Respekt vor der philosophischen Reichhaltigkeit der Gedankenführung eine engere Fokussierung vorgenommen wird, und das Werk ausschließlich aus der Perspektive der soziologischen Theorie und der Soziologie behandelt wird.

Die Kernthese des Buches lässt sich durch eine bereits im Vorwort von Axel Honneth selbst vorgenommene Beschreibung wieder geben: „Wenn die konstitutiven Sphären unserer Gesellschaft als institutionelle Verkörperungen bestimmter Werte begriffen werden, deren immanenter Anspruch auf Verwirklichung als Hinweis auf die jeweils sphärenspezifischen Gerechtigkeitsprinzipien dienen kann“ (9), dann ist die realisierte Institutionenordnung Ausdruck darin verwirklichter Werte und Bindungen an Werte. Mit dieser Beschreibung formuliert Axel Honneth Anspruch und Idee seiner Überlegungen. Er

* Symposiumsbeitrag zu: Axel Honneth, Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin: Suhrkamp 2011, 628 S., gb., 34,90 €

sieht in den Spuren Hegels die moderne Gesellschaft, fortgeschrieben um 220 Jahre über Hegel hinaus, als Realisierung bestimmter impliziter Werte, die sich in den institutionellen Strukturen moderner Gesellschaften wiederfinden müssen. Gelesen wird also die gesellschaftliche Verfasstheit als realisierter Wertausdruck. Das ist nicht nur Hegel, sondern, für die Soziologie schmeichelhaft, Talcott Parsons in Reinform. Denn soziologisch deutlich hat vor allem Talcott Parsons das Prinzip der Wertverwirklichung ausbuchstabiert und zum tragenden Bestandteil seiner Analyen gesellschaftlicher Entwicklungen gemacht.

Ansatzpunkt der Argumentation von Axel Honneth ist die Diagnose eines Mankos der bisherigen politischen Philosophie: „ihre Abkopplung von der Gesellschaftsanalyse" (14) und damit ein Verlust an gesellschaftlicher Relevanz. Der Verlust an gesellschaftlicher Relevanz kann nur eingeholt und aufgehoben werden, wenn die politische Philosophie Anschluss an Gesellschaftsanalyse und -theorie findet. Dieser muss jedoch so unterfüttert werden, dass nicht nur Gesellschaftstheorie geleistet wird, sondern immer in einem auch Gesellschaftskritik und Gesellschaftsanalyse.

Alle drei Bewegungen erfolgen in einem Zug. Kritik ist ohne Analyse nicht möglich und Analyse und Kritik sind wiederum ohne Theorie nicht möglich, wie auch Theorie ohne Analyse und Kritik unmöglich erscheint. Aus dieser Einheitsvorstellung dreier nur analytisch trennbarer Bewegungen erwächst die Kraft des neuen Entwurfs von Axel Honneth.

Worum geht es? Um Freiheit in drei historisch und analytisch zu unterscheidenden Formen. Die gesamte Arbeit konzentriert sich auf die Entfaltung dreier historisch zentraler Freiheitsbegriffe: negative, reflexive und soziale Freiheit. Jede Form wird als eine besondere Ausprägung von Freiheit skizziert, die als ihre notwendige soziale Voraussetzung in der folgenden Gestalt der Freiheit inbegriffen ist.

„Während die erste, negative Idee davon ausgeht, daß es zur individuellen Freiheit nur einer rechtlich geschützten Sphäre bedarf, in der das Subjekt nach nicht weiter geprüften Präferenzen schalten und walten kann, macht die zweite, reflexive Idee diese Freiheit von der Erbringung intellektueller Leistungen abhängig, die allerdings als Normalvollzüge jedes kompetenten Subjekts gedacht werden; erst mit der dritten, der sozialen Idee von Freiheit, kommen nun zusätzlich gesellschaftliche Bedingungen ins Spiel, weil der Vollzug von Freiheit an die Voraussetzung eines entgegenkommenden, das eigene Ziel bestätigenden Subjekts gebunden wird." (123)

Die negative Freiheit lässt sich relativ leicht unter Rückgriff auf Hobbes skizzieren. Freiheit ist die Ermöglichungsbedingung eigenen Handelns ohne Einschränkung durch andere. Hier fungiert Freiheit als Reich der Möglichkeiten. Reflexiv wird Freiheit in dem Moment, wo sie lernt, dass sie auf sich selbst Bezug nehmen kann. Freiheit kann sich willentlich auf sich selber beziehen und sich dadurch einer bestimmten freiheitlichen Wahl unterwerfen. In der reflexiven Freiheit schränkt die Freiheit sich selber ein, weil sie sich dem eigenen freien Wollen unterwirft. Das ist eine Figur, die wir in der philosophischen Tradition Kants als Idee der Selbstunterwerfung als Autonomie treffen oder auch in der anthropologischen Argumentationsschiene der Institutionentheorie bei Gehlen. Interessanter wird diese Figur, wenn sie die dritte Phase einer sozialen Freiheit skizziert. Dann ist die Realisierung sozialer Freiheit die Realisierung eines Freiheitsverständnisses, welches nur durch wechselseitige Anerkennungsprozesse in einer Gemeinschaft überhaupt gelebt werden kann. Soziale Freiheit ist die Unterwerfung unter soziale Bedingungen der Freiheit, die selber nicht mehr gewählt, gleichwohl aber gestaltet werden können. Soziale Freiheit ist das historisch späteste Produkt.

Für jeden dieser Freiheitsbegriffe werden die entsprechenden Gewährsleute genannt. Für die negative Freiheit steht in den Grundzügen Thomas Hobbes; der Gewährsmann für die reflexive Freiheit ist in der Ursprungsidee Aristoteles, fortgeführt etwa in der Konzeption der second-order-desires von Harry Frankfurt (vgl. 1988). Und für die soziale Freiheit sind dann alle Freiheitskonzepte maßgeblich, die im Rahmen einer kommunitären Idee entwickelt werden. Ich würde hier neben vielen anderen vor allem auf Charles Taylor (vgl. 1983; 1989) und sowohl seine Hegelrekonstruktion, wie auch seine Rekonstruktion der modernen Identität hinweisen. Das sind Wurzeln der drei Freiheitskonzepte, die sich in einer historischen Abfolge entwickeln.

Das ist jedoch bislang sehr abstrakt gesprochen. Konkretisiert wird das Vorgehen, indem vor allem der Anschluss sowohl an die sozialphilosophische wie auch an die sozialtheoretische Diskussion gesucht wird. Dazu ist aufzuweisen, dass das alles verbindende Konzept eine gehaltvolle Interpretation des Wertbegriffes ist, die zur Entfaltung eines normativen Funktionalismus berechtigt. Der normative Funktionalismus legt das Fundament des konstitutiven Institutionengefüges moderner Gesellschaften frei. In ihm realisiert sich die Freiheit, geschichtlich aufsteigend von der individuellen über die reflexive bis hin zur sozialen Freiheit und realisiert Schritt für Schritt zunehmend das Telos der intersubjektiven Basis wechselseitiger Anerkennung.

Skizziert werden sodann die Freiheitssphären, die institutionellen Gerüste einer immer umfassenderen Entfaltung von aufeinander aufbauenden Freiheitsideen. Axel Honneth diskutiert exemplarisch das institutionelle Gerüst von sogenannten Wir-Beziehungen, das heißt persönlicher, tendenziell intimer Beziehungen, von Wir-Beziehungen des marktwirtschaftlichen Handelns und von Wir-Beziehungen der demokratischen Willensbildung.

Die Dreiteilung der Untersuchung ergibt sich aus einer Dreiteilung, die „unter Anknüpfung an lebensweltlich eingespielte Unterscheidungen" rekonstruiert wird und davon ausgeht, „dass sich solche relationalen Institutionen heute in der institutionellen Sphäre persönlicher Beziehungen […], in der institutionellen Sphäre marktwirtschaftlichen Handelns […] und in der institutionellen Sphäre der politischen Öffentlichkeit […] antreffen lassen." (229) Also werden die Sphären von Intimbeziehung, Markt und Öffentlichkeit diskutiert. Das ist eine – angesichts der Mächtigkeit des vorgelegten Entwurfs – sinnvolle und richtige Einschränkung.

Man kann nur wünschen, dass diese Trilogie später entlang etwa der Sphären in den Spuren von Walzer (1983) erweitert wird, um sich der Vielfalt institutioneller Sphären moderner Gesellschaften anzunähern. Möglicherweise können mehr Sphären und damit auch je andere Funktionen und ihre implizite Normativität herausgearbeitet werden, um ein Bild von der Wertevielfalt der gesellschaftlichen Totalität zu gewinnen. Es könnte sich dann zeigen, dass etwa das Bildungssystem neben anderen Funktionen vor allem die Fähigkeit zur Verwendung der reflexiven Freiheit vergrößert, während zum Beispiel Prozesse politischer Partizipation in Bürgerbewegungen eventuell hauptsächlich die Sphären der sozialen Freiheit vergrößern. Das heißt, es kann sein, dass andere Sphären zur Realisierung anderer Freiheitsverständnisse und anderer zentraler Werte beitragen. Das wären jedoch Folgearbeiten. Axel Honneths Arbeit soll keinesfalls verglichen werden mit der Theorie der Sphärentrennung, wie sie Walzer vorgelegt hat. Beide Theorien zielen auf etwas anderes und sind in der Sache nicht miteinander vergleichbar. Sie verweisen jedoch implizit aufeinander.

Axel Honneth überrascht mit einer aus soziologischer Perspektive ungewohnten Interpretation der Klassiker, insbesondere von Durkheim und Parsons. Beide werden so ge-

lesen, als ob sie Hegelianer gewesen wären. Bislang galt es als ausgemacht, dass Durkheim und Parsons vor allem als Kantianer zu lesen und verstehen seien. Für Durkheim lässt sich das gut an seinen moraltheoretischen und auch individualismustheoretischen Schriften skizzieren (Durkheim 1986; 1991). Für das Verständnis von Parsons war zumindest im deutschsprachigen Raum die Interpretation durch Richard Münch (1982) wegweisend. In dieser wurde deutlich herausgearbeitet, dass Parsons als Kantianer zu verstehen ist, weil seine Werkeinheit in der Wiederholung einer kantianischen Werks- und Fragetrilogie zu verstehen sei. Die gesamte Rekonstruktion von Münch läuft auf den Aufweis des normativen Funktionalismus bei Parsons hinaus.

Hier bleiben sozialtheoretisch Fragezeichen und Bedenken im Hinblick auf die Thesen Axel Honneths, die durch weitere intensive Forschung erörtert werden müssten. Denn es ist denkbar, dass man ein umfassendes und möglicherweise auch weiterführendes Verständnis von Durkheim und Parsons gewinnt, wenn man den Wirkungen Hegels und seiner Überlegungen in ihren Entwürfen nachspürt. Das ist eine Arbeit, die der weiteren Rezeptionsgeschichte, nicht jedoch dieser Rezension überlassen ist.

Ein weiterer Aspekt, der hervorsticht, ist, dass Axel Honneth am Ende seines Buches den Pragmatismus bemüht, um das demokratietheoretische Potential pragmatischen Handelns unter Rückgriff auf John Dewey herauszuarbeiten. Dabei zeigt sich ein deutliches Manko im Verständnis des Pragmatismus. Was Axel Honneth vorlegt und mit der sozialtheoretischen Bemühung von John Dewey zu begründen sucht, ist eine Theorie der Kritik. Sie ist jedoch nicht die Praxis der Kritik im Sinne des Pragmatismus, also keine situierte Kritik.

Axel Honneth schießt über das Ziel pragmatischer Gesellschaftskritik hinaus, weil sein Anliegen so sehr in der Realisierung der Intentionen eines normativen Funktionalismus und der entsprechenden Institutionenanalyse eingebunden ist, dass er die Grenzziehung einer pragmatischen Sozialtheorie – nämlich die Fixierung auf konkrete situierte Anlässe einer Kritik – nicht mehr sehen kann. Anders formuliert: Er denkt so grundsätzlich, dass er den pragmatischen Grundsatz einer situierten Kritik nicht mehr sieht.

Die theoretische Figur ist beeindruckend. Hält sie ihr Versprechen? Mein Eindruck ist, sie kann nicht halten, was sie verspricht, weil sie zu allgemein, zu theoretisch formuliert, was nur in der pragmatischen Auseinandersetzung mit konkreten Vorstellungen zu kritisieren wäre. Das betrifft vor allem die Absicherung seiner Gesellschaftskritik durch das Publikum der Kritik selber. Das theoretische Fundament ist in keiner Weise, außer durch lebensweltliche und literarische Intuitionen und illustrierende Beispiele des Verfassers selbst, abgesichert. Mitglieder der besagten Gesellschaft sind keine Gewährsleute für das, was Axel Honneth untersucht, weil, was er unternimmt, als Theorie der Kritik unternommen wird, jedoch nicht als praktische, situierte Gesellschaftskritik und Analyse. Hier haben wir deutlich die Übernahme der Führungsrolle der Theorie im Verhältnis der Rolle von Analyse und Kritik.

Das gleiche gilt für etwas, was man dem Sozialphilosophen allerdings vermutlich gar nicht entgegen halten kann. Seine Rekonstruktion der Geschichte des Rechts der Freiheit ist eine zutiefst deutsche Geschichte. Wie jedoch verhält es sich mit der institutionellen Verfasstheit und den implizierten normativen Funktionen in anderen Kulturkreisen? Bei der Lektüre des Buches stand mir beständig die Sozialstrukturanalyse vor Augen, in der insbesondere allein schon für Europa drei verschiedene Pfade und drei verschiedene Modelle der Ausprägung eines sozialstaatlichen Regimes unterschieden werden. Daraus leitet sich sofort die Frage ab, ob nicht jedes Regime die Realisierung eines je bestimmten und von anderen unterscheidbaren Wertesyndroms darstellt – woraus sich die weiterführende

Vermutung ergäbe, dass die von Axel Honneth beanspruchte Allgemeingültigkeit seines Entwurfs einzuschränken wäre.

Wie sieht die Theorie von Axel Honneth aus, wenn sie diese Vielfalt kultureller Erscheinungsformen sozialpolitischer und sozialstruktureller Lösungen für gemeinsame Probleme betrachtet? Ist dann wirklich der skizzierte geschichtliche Weg ein allgemeiner Weg aller Gesellschaften trotz jedweder Verschiedenheit oder ist der Weg ein je besonderer Weg, der für jeden Weg die Kennzeichnung als eines „Sonderwegs" erlauben würde? Hier geht Axel Honneth mit dem geschichtlichen Material zu großzügig um, weil sein Interesse an der Vereinheitlichung so groß ist, dass er die Bedeutung von Verschiedenartigkeit von Entwicklungsverläufen nicht mehr erkennen kann. Er kann dies nicht mehr erkennen, weil das allgemeine theoretische Muster eines hegelianisch interpretierten normativen Funktionalismus die geschichtliche Wirklichkeit überschreibt. Das ist eine Konsequenz des starken theoretischen Programms, es legt sich über die Möglichkeiten des empirischen Programms. In der Arbeit von Axel Honneth hat die theoretische Konstruktion die Führung übernommen und Analyse und Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse an den Rand gedrängt.

Wenn man das Kriterium der im Institutionengefüge implizierten Werte ernst nimmt, so ist die Frage dringlich, ob nicht jedes gesellschaftlich realisiertes Gefüge eine je spezifische Realisierung bestimmter konkreter situierter Werte darstellt. Wenn diese Frage in die richtige Richtung zielt, so trifft sie das Mark der Überlegungen von Honneth, weil Honneth seine Überlegungen so darstellt, als wäre das Modell verallgemeinerungsfähig im Sinne von zutreffend für alle auffindbaren Gesellschaften. Das scheint mir ein unnötiger und überzogener Anspruch zu sein. Das Modell von Honneth ist gut, aber es ist keine Alles-Erklärung. Hier hätte ihm eine Einschränkung auf die Rekonstruktion der Modelle Europas oder gar ausschließlich auf die Geschichte Deutschlands (seit Hegel) gut getan. Eine solche Einschränkung hat etwa die Kritische Theorie bei Jürgen Habermas vorgenommen. Seine Analysen sind pointiert Analysen der damaligen Bundesrepublik Deutschland gewesen. Mit einer solchen Einschränkung hätte sich Axel Honneth und dem Anliegen einer Kritischen Theorie einen Gefallen getan, weil sie einer Überverallgemeinerung des Anspruchs vorgebeugt hätte.

Wenn man eine Kurzkennzeichnung dieses Werkes von Axel Honneth sucht, so ist mein Vorschlag, dass von einer kommunitären Kritischen Theorie gesprochen werden könnte. Kommunitär, weil Honneth am Ende seines Werkes betont noch einmal auf John Dewey zurückgreift und deutlich macht, dass Gesellschaftsanalyse und -kritik nur fundiert werden können, wenn sie an eine konkrete situierte Gemeinschaft und ihre Orientierung und Wertentscheidung zurück gebunden werden kann. Diese Zurückbindung ist notwendig und erscheint richtig und sinnvoll, aber sie schränkt den Allgemeinheitsanspruch des Werkes in selbstwidersprüchlicher Weise ein.

Selbstwidersprüchlich, weil der Anspruch darauf besteht, eine allgemeine Kritische Theorie zu entwickeln, jedoch am Ende zugestanden wird, dass diese Kritische Theorie natürlich nur für bestimmte kulturelle und gesellschaftliche Kontexte tragend sein kann. Man könnte nun diese Inkonsistenz übergehen und zu dem Schluss kommen, das sei unvermeidbar. Das hat sich insbesondere in den Dialogen zwischen Charles Taylor und Jürgen Habermas über eine Politik der Anerkennung deutlich gezeigt (vgl. Honneth 1993).

Wenn man die Idee einer kommunitären Gesellschaftskritik ernst nimmt, dann muss man die von einer kommunitären Gesellschaftskritik angesprochenen Mitglieder der Gemeinschaft auch zu Wort kommen lassen, möglichst direkt und nicht gebrochen durch ih-

re vermeintliche Repräsentation in literarischen Texten. Im Prinzip verlangt die Gesellschaftskritik von Axel Honneth die beständige Rückkopplung an die von der Theorie vertretenen mündigen Bürger in ihrem Autonomie- und Selbstverwirklichungsversprechen. Und dann, erst dann würde aus der bemerkenswerten, jedoch „dünnen" Erzählung Honneths eine „dicke" Erzählung (vgl. Walzer 1994) von den durch die Mitglieder anerkannten und gewollten Werten im Institutionengefüge der Gesellschaft. Diese Unterscheidung hat für die Einschätzung des Entwurfs von Axel Honneth weitreichende Konsequenzen – vor allem kumulierend in der Frage: Wessen Werte werden expliziert? Der Eindruck des Rezensenten ist, dass hier theoretisch abgeleitete Wertesyndrome ohne Bindung an die Werte der konkreten Mitglieder der Gesellschaft vertreten werden.

Will man ein Gesamtfazit ziehen, so könnte das Buch durch drei Urteile erfasst werden: Dies ist ein bemerkenswertes Buch, es ist ein lesenswertes Buch und es ist ein gedankenreiches Buch. Bemerkenswert, weil es die herkömmlichen sozialtheoretischen Prämissen des Werkverständnisses von Hegel, Durkheim und Parsons vom Kopf auf die Füße stellt und man nun in den sachlich einschlägigen Diskursen prüfen muss, ob die Füße tragen. Es ist ein lesenswertes Buch zum Zweiten, weil man sozialtheoretisch informiert gleichwohl enorm viel über die sozialphilosophischen Bewegungen der Gegenwart lernen kann und insbesondere über die Ahnung einer versteckten Bedeutung von Hegel aufgeklärt wird. Und schließlich ist es ein gedankenreiches Buch, weil viele der gängigen Prämissen sozialtheoretischen Denkens aus sozialphilosophischer Perspektive in Frage gestellt werden und zu prüfen ist, ob die gestellten Fragen zu tragfähigen Antworten führen. Insgesamt ist Axel Honneth mit dem Recht der Freiheit der entscheidende Schritt zu einer anerkennungstheoretischen Fundierung der Intentionen der Kritischen Theorie gelungen, so dass verdichtet von einer anerkennungstheoretisch fundierten kommunitären Phase der Kritischen Theorie gesprochen werden kann.

Literatur

Dewey, John (2004): Erfahrung, Erkenntnis und Wert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Durkheim, Emile (1986): Der Individualismus und die Intellektuellen. In: Bertram, Hans (Hrsg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 54–70 (Orig. 1898)

Durkheim, Emile (1991): Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral. (Übersetzt von Michael Bischoff; Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans-Peter Müller) Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Frankfurt, Harry G. (1988): The importance of what we care about. Philosophical essays. Cambridge u. ö.: Cambridge University Press.

Honneth Axel u. a. (Hrsg.) (1989): Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Honneth, Axel (1989): Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Honneth, Axel (1992a): Individualisierung und Gemeinschaft. In: Zahlmann, Christel (Hrsg.): Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung. Hamburg: Rotbuch, S. 16–23.

Honneth, Axel (1992b): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Honneth, Axel (1994a): Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, Frankfurt a. M.: Fischer.

Honneth, Axel (Hrsg.) (1993): Kommunitarismus: eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Campus.

Honneth, Axel (Hrsg.) (1994b): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie. Frankfurt a. M.: Fischer.

Honneth, Axel / Joas, Hans (1980): Soziales Handeln und menschliche Natur. Anthropologische Grundlagen der Sozialwissenschaften. Frankfurt a M.: Campus.

Honneth, Axel / Joas, Hans (Hrsg.) (1986): Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas' ‚Theorie des kommunikativen Handelns'. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Joas, Hans (1992): Pragmatismus und Gesellschaftstheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Joas, Hans (1993): Gemeinschaft und Demokratie in den USA. Die vergessene Vorgeschichte der Kommunitarismus-Diskussion. In: Brumlik, Micha / Brunkhorst, Hauke (Hrsg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 49–62.

Münch, Richard (1982): Theorie des Handelns. Zur Rekonstruktion der Beiträge von Talcott Parsons, Emile Durkheim und Max Weber. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Taylor, Charles (1983): Hegel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (Orig. 1975)

Taylor, Charles (1989): Sources of the Self. The Making of the Modern Identity. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Taylor, Charles (1993): Die Politik der Anerkennung. In: Gutmann, Amy (Hrsg.): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt a. M.: S. Fischer, S. 13–78.

Walzer, Michael (1983): Spheres of Justice. A Defense of Pluralism and Equality. New York: Basic Books.

Walzer, Michael (1994): Thick and thin. Moral arguments at home and abroad. Notre Dame: Notre Dame Press.

Kritik der sozialen Pathologisierung*, 1

Hans Bernhard Schmid

Schlüsselwörter: *Sozialpathologie – Sozialontologie – Kritische Theorie*

Es macht einen Unterschied, ob man gesellschaftliche Verhältnisse als „ungerecht" anprangert, oder ob man die Gesellschaft schlicht für „krank" hält. Der Unterschied manifestiert sich schon an der Oberfläche. Ersteres klingt eher nach subjektiver moralischer Entrüstung, letzteres nach objektiverer, womöglich wissenschaftlich gestützter Diagnostik. Um solche kritische, soziologisch informierte Sachlichkeit bemüht sich Axel Honneth, wenn er – in guter soziologischer Tradition – „soziale Pathologien" diagnostiziert. Soziologisch basierte Gesellschaftskritik begnügt sich nicht mit dem Hinweis darauf, dass die Dinge nicht so sind, wie sie sein sollten. Sie will nicht – oder nicht primär – Empörung schüren, sondern schlauer machen: Zeigen, was genau falsch läuft und warum. Im Lichte solcher Diagnosen ist nicht nur zu sehen, dass etwas gemacht werden muss; man kann dann hoffentlich auch „etwas genauer sehen, was man machen kann", um eine Wendung Niklas Luhmanns zu bemühen.

Honneths umfangreiche Studie zum „Recht der Freiheit" demonstriert die Erhellungskraft soziologisch informierter Gesellschaftskritik auf höchst eindrückliche Weise. Bei allem Lob, das dieser umfangreichen Studie geschuldet und ihr seitens einer Vielzahl von Rezensentinnen und Rezensenten schon zuteil geworden ist, geht es mir im Folgenden darum, Bedenken gegen die sich in diesem Ansatz meines Erachtens abzeichnende „Pathologisierung" der Gesellschaft zu schüren. In einem ersten Schritt werde ich den Unterschied zwischen einer (konventionell verstandenen) Pathologie und dem Versagen von (formellen und informellen) Praxisformen, Normsystemen, Institutionen und Organisationen charakterisieren (1). Im Anschluss daran werde ich auf einige Konsequenzen eingehen. Kritische Gesellschaftstheorie kommt meines Erachtens nicht umhin, Ungerechtigkeiten anzuprangern und ist damit auf normative Sozialethik verwiesen (2). Weiter werde ich die Meinung vertreten, dass kritische Gesellschaftstheorie sich stärker auf Sozialontologie einlassen sollte (3).

Vorweg möchte ich gestehen, mir alles andere als sicher zu sein, dass diese Kritik nirgends an ihrem Gegenstand vorbeizielt oder aber schlicht offene Türen einrennt.

1) Pathologien sind Krankheitsbilder. Die Rede von „Pathologien des Sozialen" greift eine soziologische Tradition auf – man denke an Emile Durkheim. Und auch im Bereich des Psychischen ist diese Rede durchaus geläufig. In der normalsprachlichen Kernbedeutung betreffen Krankheitsbilder aber organisches Leben, als organische „Störung der Normalfunktion" oder dergleichen. Als einen Organismus hat freilich schon länger niemand mehr ernstlich die Gesellschaft bezeichnen wollen; die „organische Soziologie" liegt

* Symposiumsbeitrag zu: Axel Honneth, Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin: Suhrkamp 2011, 628 S., gb., 34,90 €

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0042

historisch weit zurück. Gesellschaft enthält Organisationen; aber man wird sie kaum mehr als Gesamtorganismus betrachten wollen. Denn eine solche Sicht führte zu einem Konflikt mit dem zentralen Wert der Moderne, welcher auch das Thema von Honneths Buch ist: dem „Recht der Freiheit" der Einzelnen. Im Unterschied zu Organen, deren Wesen in ihrer Funktion fürs Ganze liegt, sind Individuen das, was sie sind, für und durch sich selbst: Sie sind frei. Freiheit heißt – wie Honneth im zu Recht allseits gelobten ersten Teil des Buches zeigt – nicht nur, dass den Individuen niemand ohne guten Grund ins Gehege kommen soll, oder dass die einzigen Grundsätze, die für ihr Tun Verbindlichkeit haben könnten, selbstgesetzte Grundsätze sind. Freiheit bedeutet auch, dass Individuen auf der Basis wechselseitiger Achtung und Unterstützung mit anderen zusammen sein können. Das heißt bei Honneth „soziale Freiheit" und „Anerkennung", und wenn sich so ein Zusammensein institutionell verwirklicht, dann heißt das: „demokratische Sittlichkeit". „Sittlichkeit" steht im Untertitel von Honneths Buch, und das ist recht mutig angesichts der Tatsache, dass Teile der breiteren Öffentlichkeit darunter völlig unbegründete, bisweilen mit Polizeigewalt durchgesetzte Konventionen verstehen. Denn was Honneth meint, sind die „guten Sitten": Das Moment von Ethik, das man bei aller berechtigten Kritik in den etablierten Formen unseres Zusammenlebens erkennen kann.

Honneth hat schon in seinen früheren Werken die These entfaltet, dass gelingendes Selbstsein und Zusammensein einander beinhalten. Jetzt baut Honneth dies zur Gesellschaftstheorie aus. Recht, Moral, Markt und Politik sind die Institutionen, die dieses Zusammensein organisieren sollen. Aber bei der historischen Realisierung hapert's, und das äußert sich in den (unten noch näher zu besehenden) „Pathologien" in der Organisation des Zusammenlebens. Honneth stellt seine Diagnosen in Form von ziemlich ausführlichen Krankheitsgeschichten. Man kann hier viel über die Entwicklung politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse lernen – vor allem über jene Europas im zwanzigsten Jahrhundert. Neben historischer, politisch-philosophischer und soziologischer Literatur werden von Honneth auch immer wieder literarische oder filmische Dokumente beigezogen; das macht die Diagnosen sehr anschaulich und plausibel, auch wenn das empirische Sozialforschung natürlich nicht ersetzen kann (man fragt sich an diesen Stellen immer, ob ein anderer Film oder Roman nicht einen Gegenbeleg liefern würde).

Die „Pathologie" der modernen Gesellschaft liegt darin, dass unsere wesentlichen Institutionen bei der Realisierung ihres aufklärerischen Auftrags ins Stocken geraten oder sogar gegen ihren Ursprungssinn zu wirken beginnen. Statt einander vorbehaltslos anerkennender Individuen finden wir deshalb in der Gesellschaft Typen wie Dich und mich: Der rechtliche Schutz der Freiheit schlägt etwa um in ein Sichverschanzen hinter seinen Rechten und führt gleichzeitig zu einer „unentschlossenen, handlungsarmen Persönlichkeit" ohne „kontinuitätsstiftende Wertbindungen und Überzeugungen", die durch das „leichtgenommene, häufig ironisierte Hinausschieben einer jeden tiefergehenden Entscheidung" gekennzeichnet sei (166ff.). Moral wandelt sich ihrerseits von befreiender Autonomie zu moralistischem Terror herrischer Rechthaberei: „man versteht sich tatsächlich in der Rolle eines Gesetzgebers für eine Welt aller menschlichen Wesen" (208). Hierin liegt die „Fiktion eines unverbundenen Subjekts, welches all seine Grundsätze aus der abstrakten Perspektive einer allgemeinen Menschheit gewinnen muss" (210). Auf dem Markt wiederum weht der steife, durch Ökonomisierung immer tiefer in die Gesellschaft hinein wehende Wind der Anbietermacht und der privaten Konsumhaltung, von Honneth etwa durch den SUV-Fahrer illustriert, der die Umwelt zerstört und dabei erst noch „die ethisch motivierten Radfahrer" (402) gefährde. In der Politik herrschen Apathie bis Verdrossen-

heit, die daher rühre, dass die Politik sowieso hauptsächlich die Interessen „der Wirtschaft" bediene. Trotz Internet: Die Öffentlichkeit darbt.

Nebenbei bemerkt finde ich es irritierend, wie positiv Honneth in der sonst sehr dunkel gehaltenen Analyse ausgerechnet die Entwicklung der Familien- und Intimbeziehungen zeichnet; die Scheidungs- und Fertilitätsraten sowie das „outsourcing" der Betagtenpflege und Erziehungsarbeit in entsprechende Betreuungsanstalten böten da meines Erachtens viel Grund für Pessimismus. Die Frage, die ich an diesem Punkt ins Zentrum rücken möchte, ist aber eine andere: Belegen die von Honneth identifizierten Faktoren, dass unsere Gesellschaft krank ist – oder vielmehr, dass unsere Institutionen und Organisationen nicht richtig funktionieren? Vielleicht geht es nicht um so etwas wie ein Organversagen der Gesellschaft, sondern darum, dass die Mittel versagen, mit denen wir unser gemeinsames Dasein regeln: Nicht die Gesellschaft ist krank, sondern manche ihrer Institutionen sind kaputt bzw. zweckundienlich. Dieser Unterschied scheint mir entscheidend zu sein. Im „Organ" steht das griechische Wort für „Werkzeug" („Organon"), aber die Funktionalität der Organe eines Organismus unterscheidet sich auf grundsätzliche Weise von jener eines Werkzeugs. Der Gegensatz von „krank" vs. „gesund", mit dem die Funktionalität von Organen qualifiziert wird, unterscheidet sich vom Gegensatz „tauglich" vs. „kaputt", mit dem wir die Funktionalität von Werkzeugen beschreiben, zumindest in der folgenden Hinsicht. Was gesund oder krank ist, hängt am Ergehen und Gedeihen des Organismus, um dessen Zustand es geht, in seinen gegebenen Lebensbedingungen, und kann nicht beliebig umdefiniert werden, denn alles Leben existiert um seiner selbst willen. Ob aber eine Gerätschaft funktioniert oder versagt, hängt hingegen ganz davon ab, was für eine Leistung es denn ist, die man sich davon erwartet. Die Funktion einer Gerätschaft ist keine intrinsische, sondern eine relationale Eigenschaft und als solche relativ: Was für einen Benutzer ein „bug" im Programm ist, sieht ein Entwickler möglicherweise als ein „feature"; und umgekehrt hat schon manches Gerät weit abseits vom ursprünglich gemeinten Sinn zu seiner Funktion gefunden. Wenn Institutionen eher so etwas wie Werkzeuge (Instrumente der Organisation unseres gemeinsamen Daseins) als so etwas wie Organe wären, würde dies auch erklären, warum etwa Honneths Klage, dass die Entwicklung der Märkte das Soziale an der Freiheit aus dem Blick rückt – was in seiner Sicht pathologisch ist –, anderen gerade als spezifische Leistung der Märkte erscheint (wer Geld hat oder anderen etwas zum Tausch anbieten kann, braucht sich um die Anerkennung oder Verachtung durch diese anderen weniger zu kümmern; das ist mitunter natürlich eine Entlastung mit großem emanzipatorischem Potential). Derselbe Punkt in anderen Worten ausgedrückt: die Weise, wie uns unsere Organe dienlich sind, ist eine andere, als die Weise, in der wir Werkzeuge benutzen, obwohl das Funktionieren beider für uns gleichermaßen überlebenswichtig ist. Werden dysfunktionale Institutionen als „Pathologie" bezeichnet, wird ihre Funktionalität in die Nähe derjenigen von Organen gerückt. Zu überlegen wäre, ob sie nicht eher von der Art von Gerätschaften ist.

2) Wie stehen „soziale Pathologie" und „Ungerechtigkeit" zueinander? Honneth nennt soziale Pathologien „gesellschaftliche Entwicklungen […], die zu einer nennenswerten Beeinträchtigung der rationalen Fähigkeiten der Gesellschaftsmitglieder führen, an maßgeblichen Formen der sozialen Kooperation teilzunehmen" (157). „Soziale Ungerechtigkeiten" werden demgegenüber von Honneth als „nicht notwendige Bedingungen des Ausschlusses oder der Beeinträchtigung von Chancen zur gleichberechtigten Teilnahme am Kooperationsprozess" bestimmt (ibid.). Man darf aus diesen Bemerkungen schließen, dass „soziale Pathologien" selbst Ungerechtigkeiten sind; nichts in Honneths Analyse deu-

tet jedenfalls darauf hin, dass die Beeinträchtigung der Partizipation, die in der „sozialen Pathologie“ liegt, einen geschichtsphilosophisch oder sonstwie „notwendigen“ Status hat. Allerdings sind sie Honneth zufolge Ungerechtigkeiten einer besonderen Art. Die Beeinträchtigung der Fähigkeit zur Kooperation finde nämlich „auf einer höheren Stufe der sozialen Reproduktion“ statt, „auf der es um den reflexiven Zugang zu den primären Handlungs- und Normsystemen geht“. Honneth erläutert dies im Anschluss an Christopher Zurn in folgenden Worten: „Immer dann, wenn einige oder alle Gesellschaftsmitglieder aufgrund von gesellschaftlichen Ursachen nicht mehr dazu in der Lage sind, die Bedeutung dieser Praktiken und Normen angemessen zu verstehen, können wir von einer ‚sozialen Pathologie‘ sprechen. […] Es handelt sich um Rationalitätsdefizite, die darin bestehen, daß Überzeugungen oder Praktiken einer ersten Stufe von den Betroffenen auf einer zweiten Stufe nicht mehr angemessen angeeignet oder verwendet werden können“ (ibid.). Etwas flapsig ausgedrückt: Unter solchen Verhältnissen verstehen die Individuen auf der reflexiven Ebene nicht mehr, was das, was sie tun, denn eigentlich soll. Ich stimme der Charakterisierung dieses Phänomens zu, wobei mir aus handlungstheoretischer Perspektive wichtig zu sein scheint, hier ein vorreflexives Selbstverständnis von der Reflexionsebene zu unterscheiden, denn im Sinn der vorreflexiven Ebene ist ein Selbstverständnis konstitutiv für jede wie auch immer normative Praxis; das Nichtwissen oder Sichtäuschen darüber, was es soll, was man tut, findet hieran eine Grenze und ein Maß (cf. Schmid 2005). Mir scheint allerdings das existentialistische Motiv des uneigentlichen Selbstverhältnisses einen besseren Begriff zu bieten als jener der sozialen Pathologie. Gegen die „soziale Pathologie“ spricht, dass sie in einer entscheidenden Hinsicht nicht einfach als Spezialform von Ungerechtigkeit bezeichnet werden kann.

Krankheitsdiagnosen haben in unserem Diskurs selbst eine Funktion, und zu dieser Funktion gehört die Exkulpation. Menschen mögen sich selbst oder andere in schuldhafter Weise in Umstände gebracht haben, die krank machen, aber wenn ein Verhalten einmal als Ausdruck einer Krankheit begriffen wird, dann trifft den Akteur in dieser unmittelbaren Hinsicht kein Vorwurf. Es mag vielleicht eine gerechtfertigte normative Erwartung sein, dass Menschen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten um eine Lebensweise bemühen, die ihrer Gesundheit nicht abträglich ist – zumindest uns nahestehenden Personen gegenüber pflegen wir diese Haltung einzunehmen. Aber wenn jemand einmal krank ist, ist sie oder er in dieser Hinsicht aller Vorwürfe enthoben. An die Stelle von reaktiven, partizipativen Haltungen im Sinne Strawsons tritt eine objektivierende Haltung; Symptome von Krankheiten begreifen wir nicht als vom Kranken selbst zu korrigierendes Fehlverhalten. Ich vermute, dass dies im Falle der Gesellschaftskritik auch dann anders sein sollte, wenn die These vom reflexiven Selbstmissverständnis gesellschaftlicher Akteure (welche ich teile) zutrifft.

Honneth diagnostiziert, dass das Versprechen individueller Freiheit tief in der „substantiellen Sittlichkeit“ der modernen Gesellschaft steckt. Honneth ist auch der Meinung, dass individuelle Freiheit tatsächlich ein verbindlicher Wert sei. Wir stellen uns heute die Gerechtigkeit, die seit jeher als der das Zusammenleben regelnde Wert verstanden wurde, stets als mit individueller Autonomie verbunden vor, und Honneth ist der Meinung, es handle sich dabei um eine „irreversible, nur um den Preis der kognitiven Barbarei rückgängig zu machende Errungenschaft der Moderne. […] Als ‚gerecht‘ muss gelten, was den Schutz, die Förderung oder die Verwirklichung der Autonomie aller Gesellschaftsmitglieder gewährleistet“ (40). Soweit die Gesellschaft das Versprechen der allgemeinen individuellen Freiheit nicht einlöst, ist sie demzufolge schlicht ungerecht, und das scheint *prima vista* ein Vorwurf zu sein, der dieser Gesellschaft zu machen ist, nicht eine Krankheits-

diagnose, aufgrund deren die Gesellschaft von normativen Ansinnungen entlastet werden sollte – sofern man denn „Gesellschaft" als etwas verstehen kann, was einen geeigneten Adressaten normativer Haltungen darstellt. Diese Prämisse ist es wohl, die Honneth nicht teilt; und dies führt uns zum letzten Punkt, zur Rolle der Sozialontologie.

3) Mit der These von der „sozialen Pathologie" vertritt Honneth die Ansicht, dass sich die Individuen in der modernen Gesellschaft auf systematische Art und Weise über Sinn und Zweck ihres gemeinsamen Tuns und der Institutionen ihres Zusammenlebens täuschen. Gleichzeitig suggeriert die These, dass die Gesellschaft kein Adressat unmittelbarer normativer Ansinnung (sondern eher ein Objekt soziologischer Diagnostik) ist. Die Deutung, die sich vielleicht nahelegt, lautet, dass unter Individuen, die sich reflexiv zunehmend als isolierte Akteure verstehen, „die Gesellschaft" kein sinnvoller Bezugspunkt normativer Ansprüche ist, weil es „die Gesellschaft" – frei nach Margaret Thatchers Diktum – nach Ansicht solcher Akteure gar nicht gibt. Das, was Honneth eine „soziale Pathologie" nennt, besteht demzufolge gerade darin, auf eine Art und Weise zusammenzuleben, in der die Gesellschaft keine partizipative, handlungsfähige Instanz bildet. Mir scheint allerdings, dass diese Diagnose das verfehlte reflexive Selbst- und Gesellschaftsverständnis dieser Akteure zu ernst nimmt. Soweit auf der vorreflexiven Ebene gemeinsamer Praxen eben doch kooperiert wird, es also ein Gemeinwesen gibt, welches sich sein gemeinsames Dasein mit Normen und Institutionen einrichtet, ist und bleibt die Gesellschaft ein geeigneter Adressat normativer Erwartungen, egal, wie sehr sich die Gesellschaft in der Semantik ihrer Selbstbeschreibung verfehlt. Die Gesellschaft sind *wir* (gemeinsam), und wir sind auch dann gemeinsam, wenn sich jede und jeder von uns je für sich als vereinzeltes Individuum versteht. Das Einklagen von Ungerechtigkeit hat unter solchen Verhältnissen den Sinn, den sich als vereinzelt missverstehenden Individuen in Erinnerung zu rufen, dass Handlungsmöglichkeiten nicht nur etwas sind, was jede und jeder von uns je für sich selbst hat, sondern vor allem etwas, was wir *gemeinsam* haben. Und die in gesellschaftstheoretischer Perspektive entscheidenden Optionen sind solche, die wir *nur* gemeinsam realisieren können. Einzelne können sich bloß an Normen und Praxisformen halten oder von ihnen abweichen. Aber gemeinsam können wir normative Praktiken kritisch revidieren und mit Bewusstsein und Willen neu gestalten. Und selbst wenn wir das nicht tun, weil wir glauben, dass wir keine Gesellschaft sind, sondern nur einzelne Individuen, ist diese Unterlassung immer noch etwas, was wir gemeinsam tun und was *uns* vorzuwerfen ist. Dadurch, dass Honneth die Gesellschaft als Adressatin normativer Erwartungen pathologisierend aufzugeben scheint, nimmt er die Semantik individualistischer Selbstbeschreibung gleichsam zu ernst; ihr gegenüber wäre die sozialontologische Verfasstheit gemeinsamen Daseins geltend zu machen. Ein „Wir" sind wir, wie Heidegger einmal bemerkt hat, auch dann, wenn jeder immer nur „ich, ich" sagt.

Anmerkung

[1] Dieser Beitrag ist eine erweiterte Fassung einer Rezension, die am 13. 9. 2011 in der „Neuen Zürcher Zeitung" erschienen ist.

Literatur

Schmid, Hans Bernhard (2005): Wir-Intentionalität. Kritik des ontologischen Individualismus und Rekonstruktion der Gemeinschaft. Freiburg i.Br.: Alber.

Essays

Kollektive Intention und Soziologie*

Wil Martens

Schlüsselwörter: *Kollektive Intention – Zusammenhandeln – Normativität – Institution – Erklärung*

I. Zur Einführung

1. Wenn wir über unser Handeln nachdenken, bemerken wir, dass (fast) alle Handlungen auf die Handlungen anderer bezogen sind, oder wie es Schmid und Schweikard (12)[1] in der Einführung des hier diskutierten Buches formulieren, dass sie auf die eine oder andere Weise im Kontext eines (locker verstandenen) Zusammenhandelns stehen. Dass Handlungen im Kontext eines Zusammenhandelns stehen, ist im Rahmen der Soziologie natürlich kein überraschender Gedanke. Zusammenhandeln ist ein zentraler Gegenstand bei Weber, den er in den Begriffen der sozialen Handlung und der sozialen Beziehung zu erfassen versucht. Und auch die neueren sozialtheoretischen Ansätze betrachten die soziale Kontextualität des menschlichen Handelns alle als eine Selbstverständlichkeit.

Was eine Beziehung von Handlungen aufeinander genau bedeuten könnte und wie die Bezüge realisiert werden, ist damit aber keineswegs geklärt. Die in diesem Essay untersuchte Diskussion über kollektive Intentionalität weist insgesamt auf die erst in den letzten Jahrzehnten theoretisch explizierte Möglichkeit, die Beziehung von Handlungen vor allem vom „wir intendieren" her zu verstehen.

2. Die faszinierende Seite des vorgestellten Ansatzes steckt in der Betonung der Begriffe „Intention" und „kollektiv". Die hier besprochenen Autoren teilen die Auffassung, dass der Unterschied zwischen individuellem und gemeinsamem oder kollektivem Handeln „in der *Struktur* der leitenden *Absicht* oder *Intention* zu verorten ist" (Schmid/Schweikard: 13). Absichten oder Intentionen – Vorstellungen von zu realisierenden Zuständen der Welt und dafür einzusetzenden Handlungen – werden, wo es um die Sozialität des Handelns geht, ins Zentrum der theoretischen Aufmerksamkeit gerückt. Zusammenhandeln, so die Hauptthese, impliziert besondere Intentionen: *kollektive oder gemeinsame Intentionen*.[2]

Kollektive Intentionalität gilt den Autoren und Herausgebern des hier diskutierten Buches als ein *Elementarphänomen* des Sozialen, das nicht auf individuelle Intentionen reduziert werden kann. Diese Auffassung von kollektiver Intentionalität ermöglicht in ih-

* Hans Bernhard Schmid / David P. Schweikard (Hrsg.): Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0043

ren Augen einen neuen Zugang zur Theoretisierung der Grundstruktur des Sozialen (siehe auch Schmid 2010). In diesem Essay versuche ich, diesen hohen Anspruch einer „Neuauffassung" des Sozialen in einigen Hinsichten zu überprüfen.

3. Im folgenden Abschnitt wird die Verknüpfung von Zusammenhandeln und kollektiver Intention etwas genauer vorgestellt. Das bedeutet vor allem eine Erörterung des Begriffs der „kollektiven Intention". Dabei werden auch Unklarheiten und Meinungsverschiedenheiten innerhalb des diskutierten Ansatzes angedeutet (II). Dann stelle ich, sehr kurz, Aussagen zu zwei Themen vor, die mit kollektiven Intentionen verbunden sind: erstens, die kollektiv produzierten, institutionalisierten Bedeutungen der (Lebens-)Welt (III); zweitens, die normativen Implikationen, die mit kollektiven Intentionen und Bedeutungen zusammenhängen (IV). Im Schlussabschnitt skizziere ich einige Konsequenzen, die Soziologen meines Erachtens aus den Einsichten der besprochenen Arbeiten ziehen sollten (V).

Um die Relevanz von „kollektiver Intentionalität" für die soziologische Theoriebildung andeuten zu können, ist es nötig, basale Intuitionen, Begriffe und Fragen, die von Autoren des Bandes (teilweise verschieden) artikuliert werden, so detailliert zu erläutern, dass bei ihrer Diskussion klar ist, welche Relevanz sie haben. Das erfordert eine Beschränkung dieses Essays; nicht alle Autoren, Diskussionen und Erweiterungen, die im Bande vorgestellt werden, können Revue passieren. Der Essay wird sich auf die Vorschläge von Gilbert, Bratman und Searle zu den drei oben genannten Themen konzentrieren.

II. Kollektive Intentionen: Allgemeine Thesen und Diskussionspunkte

1. Im Mittelpunkt der Beiträge steht die Frage, durch welche mentale Einstellungen und Operationen von handelnden Personen Kooperation im Sinne eines Zusammenhandelns möglich ist. Ausgangspunkte für die Beantwortung dieser Frage sind, glaube ich, die folgenden zwei Alltagsintuitionen.[3] *Erstens* wird angenommen, dass wir Menschen handelnde Wesen sind, die durch die Konstitution von Intentionen – mentale Antizipationen von Weltzuständen und von darauf zielenden Handlungen – auf die Erfahrung von Gegenständen und Ereignissen reagieren, und die diese Intentionen dann durch Handeln zu verwirklichen versuchen. *Zweitens* besteht die Intuition, dass es einen basalen Unterschied gibt zwischen Handlungen, die bloß von individuellen Intentionen – jeweils formulierbar in der Aussage: „Ich beabsichtige I zu tun" – ausgehen, und Handlungen, die als Momente einer kollektiven Handlung konstituiert werden und durch eine kollektive Intention – formulierbar in der Aussage „Wir beabsichtigen W zu tun" – bestimmt werden.

Die letztgenannten Handlungen sind eben nicht Handlungen von zwei oder mehr Individuen, die nebeneinander gelegt werden. „Wir beabsichtigen das Haus zu streichen", bedeutet nicht, dass „wir beide beabsichtigen das Haus zu streichen", sondern, dass „wir beabsichtigen das Haus zusammen zu streichen". Die individuellen Intentionen erscheinen im Rahmen einer kollektiven Intention als beitragende Intentionen, die durch die kollektive Intention (mit)bestimmt werden. „Zusammen etwas tun" führt in den meisten Fällen überdies zu nachweisbar anderen Resultaten als wenn „Beide etwas tun". Wir streichen zusammen anders als wenn wir es nebeneinander tun, und das Haus sieht in beiden Fällen anders aus.

2. Allgemein formuliert heißt das, dass das durch eine kollektive Intention geleitete Zusammenhandeln mehrerer Individuen nicht auf eine Summe oder ein Aggregat von in-

dividuellen Intentionen und Handlungen reduziert werden kann. Durch kollektive Intentionen geleitete Handlungen unterscheiden sich jedoch auch von nur äußerlich aufeinander bezogenen Handlungen, wenn z B. meine Intentionen zwar Intentionen und Handlungen Anderer berücksichtigen, diese aber *nur* als Umstände oder Randbedingungen für meine Intentionen und Handlungen in den Blick geraten.

Die individuellen Handlungen werden im Falle des Zusammenhandelns durch eine besondere Art von Intention, eine „kollektive Intention" geführt, die die individuellen Intentionen und Handlungen mitbestimmt und mitprägt. Ein Verständnis des Handelns erfordert dann Berücksichtigung und Verständnis von kollektiven Intentionen. Das macht die „kollektive Intention" in theoretischer Hinsicht höchst interessant. „Not surprisingly, the nature of collective intentional behavior among human beings has become a central topic in the philosophy of social phenomena. If one does not understand what it is for one person to do something with another, one cannot have much of a grasp of the social domain" (Gilbert 2007: 32).

3. Die nächste Frage ist dann: Was genau sind kollektive Intentionen? Das ist eine schwierige Frage. Kollektive Intentionen haben etwas Rätselhaftes.[4] Sie sind einerseits an Individuen und ihre mentalen Zustände und Operationen gebunden, andererseits aber gleichzeitig „überindividuelle" Phänomene. Kollektive Intentionen erscheinen zunächst als paradox. Theorietechnisch gesprochen, besteht bei ihnen das Problem, Formulierungen finden zu müssen, die sowohl dem individuellen als auch dem überindividuellen Charakter der kollektiven Intentionen Recht widerfahren lassen.

4. Das Problem einer schlüssigen Explikation von „kollektiver Intention" versuchen Searle, Gilbert und Bratman mit jeweils eigenen Begriffsvorschlägen zu lösen. Wichtige Fragen, die sie auf der Grundlage solcher Vorschläge beantworten wollen, sind: (a) Welcher Art sind die kollektiven Intentionen? (b) Welche Elemente, Relationen und Prozesse spielen bei der Produktion derselben eine Rolle? Und: (c) Unter welchen Bedingungen treten kollektive Intentionen auf? Die Eignung der vorgeschlagenen Begriffe für eine Antwort auf diese Fragen wurde intensiv diskutiert. Sie wurden dabei u. a. mit Hinweisen auf Argumentationsfehler und widersprechende Beispiele, die als Andeutungen für Unstimmigkeiten angesehen werden, konfrontiert.

Die sorgfältige Überprüfung von Begriffen ist für manchen Soziologen vielleicht eine fremd anmutende Vorgehensweise, die sich von der Sache her – die Produktion einer angemessenen Begrifflichkeit für die Beschreibung von Zusammenhandeln, sozialen Einheiten und sozialen Strukturen – aber durchaus legitimieren lässt. Wer aus den vorgelegten Texten aber nur eine schnelle Antwort auf die Frage, „Was bringt mir das als Soziologe?" erhalten möchte, könnte sich hier ärgern.

Im Folgenden wird die Frage nach dem Nutzen für die Soziologie vorläufig zurückgestellt und zunächst ein Bild der verschiedenen Begriffsvorschläge skizziert. Dadurch wird ein Boden für eine Antwort auf die Frage nach dem soziologischen Sinn der vorgelegten philosophischen Texte gewonnen.

5. *Searle* (99ff.) schlägt vor, die kollektive Intention als ein „primitives Phänomen" aufzufassen. Sie ist eine eigene Art von Intention, die sich von der individuellen Intention unterscheidet. Diese besondere Intention entsteht aber bei den einzelnen Handelnden; sie kommt nur im je individuellen Körper und Geist vor. Die einzelnen Handelnden können unabhängig voneinander diese besondere Intention produzieren. Wir Menschen haben, so meint Searle, von Natur aus die mentale Kapazität, kollektive Intentionen zu bilden; was wir unter anderem tun, weil wir auch andere Menschen als Produzenten von kollektiver

Intentionalität betrachten (105). Wenn ein Handelnder eine kollektive Intention innehat und glaubt, dass auch andere Handelnde von dieser Intention geleitet werden oder werden könnten, werden die individuellen Intentionen, die die eigene Rolle im Rahmen der kollektiven Intention betreffen, von diesen kollektiven Intentionen abgeleitet (102).

In Searle's Begrifflichkeit gibt es also: (a) nicht auf Ich-Intentionen reduzierbare individuelle Kollektivintentionen; (b) wechselseitiges Wissen der Kollektivintentionen bei den kooperierenden Individuen; (c) von Kollektivintentionen abgeleitete individuelle Intentionen.

Das kollektive Handeln ist Resultat der jeweils bei den einzelnen Individuen entstehenden kollektiven Intentionen, mit anderen Personen etwas zusammen zu tun.

6. Searle's frühe Versuche (im Band 99ff.; 1995), den Begriff der kollektiven Intention zu explizieren, kennzeichnen sich durch Kürze und karge Argumentation. Das hat zu einer Reihe von Kritiken geführt (u. a. in Bezug auf Individualismus, Internalismus und mangelnde Aufmerksamkeit für die Normativität kollektiver Intentionen; siehe Meyers (414ff.) und Schmid (387ff.)), die vor dem Hintergrund der erheblich freundlicheren Interpretation von Gilbert (2007) und Searle's eigener weiterer Auslegung in „Making the Social World" (2010a) als sachlich nicht gerechtfertigt erscheinen.

Bezogen auf die Begriffsvorschläge von Bratman und Gilbert fehlen aber dennoch in Searle's früheren Texten wichtige Argumentationsstränge in Bezug auf: (a) die Verbindung von Individuum und kollektive Intention; (b) das Teilen einer kollektiven Intention über mehrere Individuen; (c) die im Zusammenhang mit diesem Teilen für die Gestaltung einer gemeinsamen Intention und die Abstimmung der individuellen Beitragsintentionen nötigen Kommunikationsleistungen.

7. *Bratman* versucht, *erstens*, zu zeigen, dass eine kollektive Intention, anders als Searle meint, kein eigenartiges Primitivphänomen ist, sondern als eine Ich-Intention beschrieben werden kann. Sie ist allerdings eine individuelle Intention mit einem besonderen *Inhalt*. Es geht in der Terminologie Bratman's um „meine Intention, dass wir J tun" („I intend that we J") (178f.). Diese Intention ist dadurch von umfassenden und bloß individuellen Plänen verschieden, weil bestimmte Teile einer kollektiven Intention stets durch andere Akteure realisiert werden müssen.

Zweitens betont er, dass individuelle Intentionen nur zusammen mit Intentionen eines anderen Handelnden eine geteilte (shared) Intention bilden. Es gibt keine rein individuellen kollektiven Intentionen. „It takes two not only to tango, but even for there to be a shared intention to tango" (Bratman 1999: 116–117). Eine kollektive Intention ist von daher ein komplexes Netzwerk von zusammenhängenden Intentionen mehrerer Individuen: Sie ist geteilt und verteilt, und die geteilten und verteilten Intentionen sind in verschiedenen Hinsichten aufeinander bezogen.[5] *Drittens* muss, damit es zu geteilten Intentionen und kollektiven Handlungen mehrerer Individuen kommt, eine Reihe von Bedingungen erfüllt werden. Jeder Handelnde muss vom Bestehen der geteilten und verteilten Intentionen und vom Wissen derselben wissen und von einer hohen Wahrscheinlichkeit des Vorkommens dieser Intentionen und der von ihnen gesteuerten Handlungen ausgehen können (siehe auch Alonso 2009: 450–451).

8. Die oben zitierte Formel, „Ich intendiere, *dass* wir J tun", macht es Bratman zufolge möglich, ein von Baier (230ff.), Stoutland (266ff.) und Velleman (301ff.) signalisiertes Problem zu vermeiden. Diese Autoren finden es problematisch, dass in Bratman's Vorschlag die gängige Bedeutung des Wortes Intention, die impliziert, dass eine Intention nur Handlungen betreffen kann, dessen beabsichtigter Akteur derjenige ist, der die Handlungen steuern und realisieren kann, verletzt wird. Ein Individuum würde hier Handlungen

anderer Individuen beabsichtigen. Bratman gibt darauf eine komplizierte, meines Erachtens aber nicht überzeugende Antwort (333ff.; auch 2009: 156f.). Ich glaube, dass wir in *keinem* Falle – auch nicht wenn Hierarchie und Machtungleichheit vorliegen – die Handlungen Anderer intendieren oder planen können. Ich kann einem anderen Akteur nur eine (kollektive) Intention *vorschlagen*.

Wenn das richtig ist, bleibt wohl nur die Option: „Wir intendieren J", als Ausdruck für einen über mehreren Individuen verteilten Komplex von beitragenden Intentionen aufzufassen. Dann kann man kollektive Intentionen als solche nicht bei den einzelnen Individuen finden.

9. *Gilbert* meint, im Gegensatz zu Searle und Bratman, dass kollektive Intentionen nicht auf individueller, sondern auf kollektiver Ebene bestehen: „That we have a certain goal or aim does not speak to the issue of what goals you and I have, and vice versa" (Gilbert 2006: 123). Sie vermeidet die Problematik einer von Individuen intendierten kollektiven Intention, indem sie die kollektive Intention radikal anti-individualistisch auf der Ebene des Sozialen zu denken versucht. In Gilberts Augen genügt es für die Existenz einer kollektiven Intention, dass sie durch die beteiligten Personen kommunikativ öffentlich gemacht wird und diese Personen von sich selbst und voneinander wissen, dass sie darin übereinstimmen, diese Intention zu verfolgen. Sobald diese Bedingungen erfüllt sind, gibt es eine Wir-Intention. Die kollektive Intention besteht also auf der Ebene der tatsächlichen Kommunikation, wo eine Übereinstimmung über eine kollektive Intention öffentlich gemacht wird. Diese Öffentlichkeit braucht nicht unbedingt eine explizite Kommunikation der Übereinstimmung mit einer geteilten Intention zu sein (Gilbert 2007: 44 f.; 2006: 487). Die Kommunikation kann minimal sein, z. B. nur aus Handlungen bestehen, die die Bereitschaft, ein kollektives Ziel zu erstreben und die dafür nötigen individuellen Intentionen zu produzieren, zum Ausdruck bringen.

Kollektive Intentionen sind dieser Analyse zufolge auf Vereinbarung gegründet und von daher inhärent mit Verbindlichkeiten (commitments), Verpflichtungen und Rechten verbunden. Eine Verknüpfung von Kommunikation und Vereinbarung einerseits und von Verbindlichkeit und Verpflichtung andererseits, gibt es für Gilbert auch, wenn eine Vereinbarung unter Drohung, also bei ungleichen Machtverhältnissen oder unter Verletzung von moralischen Grundsätzen, also ohne gute (moralische) Gründe, auftritt.

10. Die oben dargestellten Versuche, den Begriff der „kollektiven Intention" zu explizieren, rufen, wenn man sie zusammenführt, alle irgendwie Zweifel auf. Searle und Bratman soll man, meine ich, zustimmen, dass nur die einzelnen Akteure kollektive Intentionen und darauf basierende kooperative Handlungen realisieren können. Dann aber kann Gilbert's Explikation, in der es heißt, dass die öffentliche Bekanntmachung einer kollektiven Intention für die Verwirklichung derselben genügt, nicht stimmen. Gleichzeitig aber kann es nicht überzeugen, wenn Searle und Bratman trotz der Bedenken, die sie selbst in Bezug auf die Möglichkeit hegen, dass ein Individuum Ziele und Handlungen eines anderen Individuums intendieren kann, doch die kollektive Intention als solche auf der individuellen Ebene ansiedeln. Eine individuelle kollektive Intention scheint wohl eher prinzipiell unmöglich.

Ausgehend von diesen Einsichten kann das oben signalisierte Paradoxon einer individuellen kollektiven Intention durchaus aufgelöst werden. Eine kollektive Intention ist eine über mehrere Akteure verteilte komplexe Einheit, die bei aller Verteilung nicht weniger eine Einheit ist. Diese Einheit wird von den individuellen Akteuren wahrgenommen und als eine kollektive Intention *repräsentiert*. Die Repräsentation dient den Akteuren, die

ihre individuellen Intentionen als Beiträge zur kollektiven Intention gestalten, als Orientierungsrahmen. Für das Bestehen einer kollektiven Intention und für daran orientierte beitragende Intentionen ist Kommunikation im Sinne eines für eine Kollektivität von Akteuren sichtbar und öffentlich Machens von Intentionen notwendig. Eine von einem Akteur produzierte Vorstellung einer möglichen kollektiven Intention kann den anderen Akteuren vorgeschlagen werden, damit die Letzteren sie erkennen, akzeptieren, ändern oder ablehnen können.

Die einzelnen Individuen haben in dieser Darstellung keine kollektiven Intentionen; sie intendieren nur ihre eigenen, durch die Repräsentation der akzeptierten Gesamtintention orientierten Handlungen. Die kollektive Intention besteht als solche auf der Ebene der Zusammenhandelnden, im Kollektiv.

III. Kollektive Bedeutungen und institutionelle Fakten

1. Ein weiterer wichtiger Gegenstand der Diskussion von kollektiver Intentionalität ist die kollektive Produktion von Bedeutungen und von Regeln, die mit Bedeutungen verbunden sind. Diese Bedeutungen und Handlungsregeln werden gemeinhin als „Institutionen" (siehe Tuomela 539ff.) oder „institutionelle Fakten" (siehe Schmid/Schweikard 56f.; Searle 504ff.) angedeutet. Ich beschränke mich im Folgenden auf eine Skizze der Searle'schen Vorschläge zur begrifflichen Erfassung von „institutionellen Fakten".

2. „Institutionelle Fakten" sind bei Searle (504ff.; 2010a: 42ff.) die uns ständig begegnenden sozial gültigen Bedeutungen und Regeln, die mit Gegenständen, Ereignissen und Personen verbunden sind. Ein Papier gilt als Geld, Frau A ist Lehrerin; das sind kulturelle Fakten, die, anders als natürliche Fakten, die es auch ohne unsere Sinnstiftung gibt, von uns sinnstiftenden und handelnden Menschen kollektiv produziert werden. Einigermaßen technisch formuliert, geht es bei kulturellen Fakten um Situationen mit der Struktur, dass ein Objekt X – ein Papier – unter bestimmten Bedingungen C – in den wirtschaftlichen Transaktionen eines Staates – die Bedeutung Y – Geld, allgemeines Ausdrucks- und Tauschmittel – besitzt. Das Papier hat hier die „Status-Funktion" Geld zu sein, weil die Status-Funktion kollektiv zugeschrieben und akzeptiert wird.

3. Den Status haben, Geld oder Lehrerin zu sein, bedeutet, in einer funktionalen Bedeutung anerkannt zu werden. Von den Handelnden wird alsdann erwartet und gefordert, dass sie diese funktionale Bedeutung in ihren Intentionen und Handlungen respektieren. Sie *sollen* das Papier als Bezahlungsmittel und Frau A als Lehrerin akzeptieren.

Status-Funktionen geben einer Person, die mit einer anerkannten Funktion bekleidet wird, Rechte und Pflichten anderen Personen gegenüber. Wer Lehrerin oder Vorsitzende ist, soll diese Funktion wirklich erfüllen, und die anderen Personen sollen ihr diese Erfüllung ermöglichen. Das heißt für die Lehrerin z. B.: sie hat die Pflicht zu unterrichten und das Recht, die Kenntnisse der Lernenden zu prüfen.

4. Qua physischer Natur ist Papier kein Geld und Frau A keine Lehrerin. Funktionale Bedeutungen sind Formen kollektiver Sinnstiftung. Sie gelten innerhalb einer Gemeinschaft, werden darin einem Objekt oder einer Person kollektiv zugewiesen. Searle ist mit der bloßen Konstatierung, dass funktionale Bedeutungen in einer Gemeinschaft kontinuierlich zugewiesen werden, aber nicht zufrieden. Kennzeichnend für seinen Ansatz ist der Versuch, die Prozesse, die die funktionalen Bedeutungen produzieren, begrifflich zu erfassen. Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen dabei die so genannten „Deklarationen".

„Deklarationen“ sind symbolische Äußerungen, in denen sozial sichtbar gemacht wird, dass ein Objekt sowohl eine bestimmte funktionale Bedeutung *hat* (X gilt als Y), als auch *haben soll.* Dadurch wird die Wirklichkeit geändert. „We succeed in so doing because we represent […] reality as being so changed“ (Searle 2010a: 12). Searle's Texte wecken manchmal den Eindruck, dass kollektiv akzeptierte Deklarationen für die sozial gültige Setzung von Status-Funktionen genügen (504ff.; 2010a: 62ff.).

5. Man findet bei Searle aber auch Passagen, in denen er andeutet, dass Funktionen nur im Rahmen von Teleologien bestehen. Funktionen erscheinen dann als „Ursachen“, die einem bestimmten Ziel dienen. Die dabei gemeinten Ziele können im Rahmen der von Searle vorgelegten Begrifflichkeit eigentlich nur kollektive Intentionen sein. Ein solches Verständnis von Funktionen deutet er in „Making the social world“ (2010a: 58f.) auch an. In dieser Argumentation sind die institutionellen Fakten letztendlich von kollektiven Intentionen abhängig, in deren Rahmen wir Gegenständen, Ereignissen und Personen gemeinsam funktionale Bedeutungen geben.

Die damit angedeuteten Beziehungen von kollektiven Intentionen, kollektiven Funktionen, Deklarationen und kollektiver Akzeptanz werden bei Searle leider nicht weiter ausgearbeitet.

IV. Normativität

1. Kollektive Intentionen und kollektive Bedeutungszuweisungen geben an, was Handelnde tun sollen. *Searle* hat, das wurde oben angedeutet, diese Idee vor allem für die Rechte und Pflichten ausgearbeitet, die mit Deklarationen von Status-Funktionen verbunden sind. Manchmal bekommt man bei ihm sogar den Eindruck, dass die mit kollektiver Intentionalität verbundene Normativität sich auf diesen Fall einer Stiftung institutioneller Fakten beschränkt (Searle 2010a: 13). Dann wäre Normativität nur eine Sache von – nicht weiter begründeter und begründbarer – kollektiver Zuweisung von Bedeutungen und damit verbundenen Rechten und Pflichten.[6]

Obwohl von bestimmten Formulierungen Searle's durchaus nahe gelegt, scheint mir diese „positivistische“ Interpretation seiner Texte auf einem Missverständnis zu beruhen. Wenn er darauf hinweist, dass die funktionalen Bedeutungen von Objekten auf (kollektiven) Intentionen beruhen, verabschiedet er sich von einer rein positiven Betrachtung der Normativität institutioneller Fakten. Die Bedeutungen von Gegenständen, Ereignissen und Personen und die damit verbundenen Rechte und Pflichten sind dann nicht Resultate bloßer Setzung durch Deklarationen. Die normative Wirkung von Deklarationen beruht auf kollektiven Intentionen (Searle 512; 2010a: 59).

Normativität steckt tief in den menschlichen Operationen: unsere Aktivitäten sind alle intentional, auf irgendetwas gerichtet und können in dem Sinne gelingen oder scheitern. Wahrnehmungen und Intentionen sind Repräsentationen von Weltzuständen, die mit dem Anspruch auf Bestätigung beziehungsweise Verwirklichung auftreten. Bestätigung und Verwirklichung können verfehlt werden, was aber nicht der Fall sein *soll* (Searle 2010b: 231f.).

2. Bratman und Gilbert weisen ebenfalls auf die inhärente Normativität kollektiver Intentionen hin. Ihr unterschiedliches Verständnis von kollektiven Intentionen veranlasst sie allerdings zu abweichenden Darstellungen von der Art und den Gründen von Normativität.

Bratman betont die koordinierende, strukturierende und lenkende Rolle von gemeinsamen Intentionen. Intentionen sind allgemein Festlegungen und Eckpunkte für die Bildung von weiteren (beitragenden) Intentionen und Handlungen. Sie geben Normen für die *konsistente Agglomeration* von individuellen Intentionen und Handlungen. Kollektive Intentionen erfüllen die gleichen Funktionen im Falle gemeinsamen Handelns. Das gemeinsame Handeln ist eine besondere Art von „temporally extended human agency" (Bratman 2009: 154) und kollektive Intentionen implizieren Normen für die konsistente Agglomeration von beitragenden Intentionen und Handlungen. Die Anforderungen, die zusammenhandelnde Akteure aneinander stellen, sind die logische Verlängerung der Anforderungen, die sie sich selbst als kohärente, planende Akteure abverlangen (Bratman 178ff.; 2009: 161).

Die Konsistenzerfordernisse zwischen den Beitragsintentionen der gemeinsam handelnden Individuen, können nur erfüllt werden, wenn diese Individuen ihre beitragenden Intentionen miteinander koordinieren. Von daher begreift Bratman die Verpflichtungen, die zwischen den Zusammenhandelnden bestehen. Sie betreffen wechselseitige Verpflichtungen, die aus der erforderlichen Konsistenz ihrer Beiträge an eine kollektive Intention hervorgehen.

3. *Gilbert* betrachtet die Normativität kollektiver Intentionen im Kern als eine Angelegenheit von „*commitment*" – eine Einheit aus Bereitschaft und Festlegung. Commitment ist ein allgemeines Merkmal menschlichen Intendierens und Entscheidens. Wer Etwas beabsichtigt, legt sich bis zur Änderung seiner Absicht fest, und so lange die Absicht weiter besteht, impliziert sie auch ein Sollen. Ein derartiges Sollen gibt es in Gilbert's Beschreibung nun nicht bloß bei individuellen, sonder auch bei gemeinsamen Intentionen.

Im Falle gemeinsamer Intentionen entstehen Verpflichtungen durch öffentliche Vereinbarungen einer gemeinsamen Intention oder eines gemeinsamen Plans (378ff.)[7]. Ab dem Augenblick einer Vereinbarung besteht für jeden Teilnehmenden die Verpflichtung, diese Intention zu verwirklichen und das dafür Nötige zu tun. Im Zusammenhang damit haben alle, erstens, Pflichten, dazu beizutragen, diese Intention zu realisieren und Rechte, die Pflichten der jeweils Anderen einzufordern. Zweitens können und dürfen sie diese Pflichten und Rechte nicht einseitig, sondern nur einstimmig aufheben. Die letzte Forderung trägt, Gilbert zufolge, wesentlich zur Stabilisierung kooperativer Verhältnisse bei (Gilbert 380ff.).

4. Dass kollektive Intentionen für die Beteiligten Rechte und Pflichten enthalten, ist zwischen Searle, Bratman und Gilbert nicht umstritten. Als Basis des Sollens fungiert in sämtlichen Theorien die inhärente Normativität von Intentionen. Diese Normativität wird aber jeweils ein wenig anders bestimmt. Bei Searle heißt es, dass Intentionen selbst die Forderung ihrer Verwirklichung enthalten. Für Gilbert bedeutet eine Intention eine verpflichtende Selbstfestlegung. Bratman spricht von der – Intentionen eigenen – Nötigung zur Konsistenz von Teilintentionen. Diese normativen Momente sind bei allen drei Autoren nicht nur für individuelle, sondern auch für kollektive Intentionen charakteristisch.

Ihre Beschreibungen betonen so alle, dass individuelle und kollektive Intentionen auf Verwirklichung drängende *Standards* enthalten,[8] und die drei angedeuteten Standards scheinen mir alle irgendwie plausibel zu sein. Man könnte versuchen, sie als drei verschiedene Arten von Erfordernissen – bezogen auf drei verschiedene Aspekte von Intentionen – zu interpretieren. Aber auch wenn das genaue Verhältnis der Standards zueinander vorläufig ungeklärt bleibt, ist es ein erhebliches Resultat, wenn ausgesagt werden kann, dass individuelle und kollektive Intentionen immer gewisse verpflichtende Standards enthalten.

V. Ausblick: Und die Soziologie?

1. Für viele Soziologen könnte es überraschend sein, dass der Begriff der *kollektiven Intention* in den hier diskutierten Texten nicht, wie in der heutigen Soziologie üblich, als ein Problem, sondern als eine Lösung vorgestellt wird.[9] Die in den Texten gegebenen Beispiele und Argumente sind, glaube ich, ein kräftiges Gegengift gegen die bestehende Skepsis gegenüber Theorien, die Kooperation mit den Begriffen „Intention" und „kollektive Intention" erfassen und erklären möchten. Sie zeigen, dass die allermeisten Handlungen und ihre Resultate eben nur auf der Grundlage kollektiver Intentionen verständlich und erklärbar sind. Die präsentierten Begriffsexplikationen zeigen zudem, dass die Eigenart und die Produktion von kollektiven Intentionen und Bedeutungen durchaus nachvollziehbar und kontrollierbar beschrieben werden können. Die bislang weit verbreitete Verdrängung der Alltagsintuition, dass kollektive Intentionen basale Bestandteile sozialer Wirklichkeit sind, ist angesichts dieser Ergebnisse nicht mehr mit einem normalen Maß an beruflicher Gewissenhaftigkeit vereinbar.

2. Diese Einschätzung braucht, glaube ich, nicht aufgegeben zu werden, wenn die bislang offen gebliebenen Diskussionen über die explizite begriffliche Erfassung von kollektiven Intentionen in Erinnerung gerufen werden. Trotz bleibenden Bedarfs an Aufklärung zeichnet sich hier nicht so etwas wie eine Destruktion der erlangten Einsichten in die Eigenart und Konstitution kollektiver Intentionen ab.

Gleichzeitig soll aber betont werden, dass der Aufbau einer Soziologie auf dem Boden der Begriffe „Intention" und „kollektive Intention" noch am Anfang steht. Darüber werde ich zum Schluss dieses Essays noch ein Paar Bemerkungen machen. Zunächst beschreibe ich einige Folgen, die die gewonnene Einsicht in kollektive Intention und kollektive Bedeutung für (a) die Erklärung sozialer Ordnung und (b) das Verständnis der Interpretation der Situation hat. Dann weise ich auf einige aus soziologischer Sicht unbequeme Beschränkungen der besprochenen Theorievorschläge hin.

3. *Die Erklärung sozialer Ordnung.* In gängigen soziologischen Modellen sind die Handlungen, die als Erklärungen von sozialen Einheiten, sozialen Strukturen und deren Eigenschaften angeführt werden, Produkte von sozial erworbenen Automatismen *einzelner* Akteure. Soziale Ordnung (re-)produzierende Handlungen werden in den Hauptlinien durch die Verwendung von vorher im Rahmen sozialer Praktiken erworbener und im Akteur inkorporierter Schemata, Frames, Muster und Wissensstrukturen hergestellt.[10] Die jeweils anderen Akteure erscheinen als wichtige Bezugspunkte in der Umwelt, auf deren ebenfalls schemageleitetes Handeln die Akteure sich durch die Bildung von Erwartungen und Erwartungserwartungen einstellen. Auf dieser Grundlage, so nimmt man an, können sowohl die Reproduktion als auch die Änderung sozialer Ordnung erklärt werden.

Ein kollektive Intentionen einbeziehendes Erklärungsmodell berücksichtigt dagegen, dass jeder einzelne Akteur seine individuellen Intentionen im Rahmen von – mehrere Individuen betreffende – kollektiven Intentionen produziert und auswählt. Der erste Erklärungsschritt des individuellen Handelns besteht dann in der Beschreibung der kollektiven Intention – und nicht zu vergessen deren Produktion –, die als Rahmenbedingungen für die individuellen Intentionen und Handlungen auftreten. Die Intentionen und Handlungen eines Zimmerers oder Sozialarbeiters sind nur verständlich als beitragende Momente der kollektiven Intentionen, zusammen ein Krankenhaus zu bauen bzw. eine zusammenhängende, alle Bürger in den Kerneinstellungen einbeziehende nationale Gesellschaft zu (re-)produzieren. Jeder Akteur verfügt in diesem Erklärungsmodell zunächst über auto-

matisch hervortretende Schemata für die Produktion einer Repräsentation passender kollektiver Intentionen und erst dann über Schemata für seine eigenen beitragenden Intentionen. Die Erklärung des individuellen Handelns fängt bei individuell repräsentierten Schemata für kollektives Handeln an und erklärt die individuellen Intentionen und Handlungen in diesem Rahmen.

4. *Die Interpretation der Situation.* Die Interpretation der Situation wird heute in vielen soziologischen Theorien als ein wichtiges Moment in der Produktion (und Erklärung) von Handlungen und sozialen Strukturen betrachtet. Sie betrifft die sozial-kulturell jeweils spezifische Zuweisung von Bedeutungen an Objekte, Ereignisse und Personen, die durch die in den jeweiligen gesellschaftlichen Praktiken dominierenden Interpretations- und Wissensstrukturen bestimmt wird. Diese Strukturen werden im je individuellen Körper und Geist als Schemata abgelagert, und wenn es dazu Anlass gibt, treten sie automatisch hervor und leiten die Interpretation der Situation und das Handeln. In den gängigen Theorien wird die Struktur der Bedeutungszuweisung nicht weiter thematisiert. Dadurch entsteht der Eindruck, die Schemata und die Interpretationsstrukturen seien beliebig in dem Sinne, dass sie einfach mit den sozial-kulturellen Bedingungen des Handelns, mit den dominanten Praxiskonstellationen, variieren.

An dieser Stelle können Searle's Überlegungen zur Konstitution institutioneller Fakten für Gegenargumente sorgen. Sie geben sich, erstens, nicht mit der Kompaktbeschreibung zufrieden, dass Bedeutungen zugewiesen werden, sondern fragen nach den Prozessen der Bedeutungszuweisung. Wenn man diese Prozesse genauer betrachtet, weisen sie, so sahen wir oben, zweitens, teleologische und normative Komponenten auf. Die Bedeutungszuweisungen und die damit verbundenen Rechte und Pflichten sind an (kollektive) Intentionen gebunden. Wenn die Bedeutungsverleihung mit kollektiven und individuellen Intentionen zusammenhängt und Intentionen Normativität innewohnt, verlieren Interpretationsschemata und Situationsbedeutungen etwas von der Willkür und Relativität, die sie im gängigen Modell der Interpretation der Situation besitzen. Ihr Walten ist nicht bloß einer im Grunde willkürlichen Dominanz gesellschaftlicher Praktiken geschuldet. Sie sind nicht einfach da, weil sie in den Praktiken einer bestimmten soziokulturellen Welt verwendet und daher automatisch von den teilnehmenden Individuen inkorporiert werden, sondern (auch), weil sie für bestimmte kollektive Intentionen als funktional erscheinen.

5. Die Diskussion über kollektive Intentionalität hat ihren Schwerpunkt in der Analyse des Zusammenhandelns in so genannten einfachen sozialen Situationen: Interaktionssituationen mit wenig Teilnehmern und ohne große Machtunterschiede. Diese Charakterisierung weist unmittelbar auf gewisse Beschränkungen der bisherigen Diskussion hin. Wichtige Teile des Lebens finden in modernen Gesellschaften in viele Personen und Handlungen umfassenden sozialen Gebilden mit erheblichen Machtunterschieden statt. Das von Macht durchzogene Zusammenhandeln in größeren sozialen Einheiten wie Organisationen[11], Gemeinden, nationalen Gesellschaften und internationalen Netzwerken wird bislang nicht systematisch als durch kollektive Intentionen orientiertes Zusammenhandeln beschrieben.

Die Erfassung dieser sozialen Phänomene erfordert meines Erachtens vor allem zwei theoretische Weiterentwicklungen. Erstens muss geklärt werden, wie soziale Entitäten und Strukturen durch auf kollektive Intentionen gerichtete, zusammenhandelnde Individuen produziert und repräsentiert werden. Zweitens muss geklärt werden, wie Macht im Rahmen einer Theorie des kollektiven intentionalen Handeln und der kollektiven Bedeutungszuweisung begrifflich erfasst werden kann. Was für eine Sinnform ist „Macht" und wie wirkt diese Sinnform im Rahmen der Produktion von (kollektiven) Intentionen?

Das sind Fragen, deren Beantwortung, soweit ich sehe, bislang kaum in Angriff genommen wird; auch nicht im Rahmen von Searle's (2010a) anspruchsvollem Versuch einer Ontologie des Sozialen, der sich faktisch völlig auf die Beschreibung institutioneller Fakten als eine Sache der Zuweisung von Bedeutungen konzentriert. Die Beschreibung der (Re-)Produktion sozialer Einheiten und Strukturen durch Zusammenhandeln erfordert eindeutig mehr als nur eine Beschreibung von (deklarativen) Bedeutungszuweisungen und deren Konsequenzen für Rechte und Pflichten. Soziale Entitäten und Strukturen werden nicht durch Bedeutungszuweisungen in die Welt gesetzt, sie müssen tatsächlich durch kontinuierliches, von kollektiven Intentionen geleitetes Handeln und Kommunizieren (re-)produziert werden.

Anmerkungen

[1] Seiten des hier besprochenen Bandes werden durch einfache Ziffern angegeben.

[2] Gerade gegen Intentionen, das Verstehen von Intentionen und damit auch gegen kollektive Intentionen, wendeten sich in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts u. a. Habermas, Luhmann und Bourdieu. Siehe (kritisch) dazu Martens (2010).

[3] Siehe zu diesen beiden Punkten auch Balog (2003: 49–50); Schmid/Schweikard (69) bemerken, dass die grundlegenden Texte der Diskussion um kollektive Intentionalität alle von schon ausgewiesenen Handlungstheoretikern stammen.

[4] Schmid (387ff.) meint sogar, dass kollektive Intentionen beängstigend sind. Die „beängstigende" Seite wird von ihm als das Schreckgespenst eines „Gruppengeistes" identifiziert. Er versucht zu zeigen, wie dieses Gespenst, als zu vermeidende Figur, die Theoriebildung von Searle und Bratman mitbestimmt hat.

[5] Bratman (2009: 155ff.) nennt folgende Teile und Beziehungen: 1. Intentions on the part of each in favour of our joint activity; 2. interlocking partial intentions; 3. intentions in favour of meshing sub-plans; 4. disposition to help if needed; 5. interdependence in the persistence of each person's relevant intentions; 6. joint action-tracking mutual responsiveness in the intentions and actions of each; 7. common knowledge among the participants of all these conditions.

[6] Meyers (414ff.) meint sogar, dass es mit Searle's (früher) Theorie unmöglich ist, darüber begründet Aussagen zu machen. Hindriks (2012) und Flynn (2012) meinen, dass auch Searle's spätere Texte durch einen Positivismus in Sachen Stiftung von Deontologie durch Deklarationen gekennzeichnet sind.

[7] Das ist der Fall, so sahen wir oben, sobald die gemeinsame Intention für die Betroffenen „öffentlich" geworden ist.

[8] Mehr zum Verhältnis von Normativität und Standards findet man bei Wedgwood (2007: 153ff.).

[9] Wobei, wie wir oben sahen, keineswegs geleugnet wird, dass die explizierende Definition von „kollektiven Intentionen" eine schwierige Aufgabe ist.

[10] Dass in den gängigen Erklärungsmodellen Kreativität und Reflexion (am Rande) eine Rolle spielen, kann hier nur erwähnt werden.

[11] Einiges zum Thema kollektive Akteure und Organisationen gibt es in Pettit/Schweikard (556ff.); eine weitere Ausarbeitung findet man in List/Pettit (2011).

Literatur

Alonso, Facundo (2009): Shared intention, Reliance, and interpersonal obligations. In: Ethics 119: 444–475.

Balog, Andreas (2003): Soziologie und soziale Ontologie. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 28: 44–66.

Bratman, Michael (1999): Shared intention. In: Ders., Faces of intention. Cambridge: Cambridge University Press: 109–129.

Bratman, Michael (2009): Modest sociality and the distinctiveness of intention. In: Philosophical Studies 144: 149–165.

Flynn, Molly Brigid (2012): A realer institutional reality: Deepening Searle's (de)ontology of civilization. In: International Journal of Philosophical Studies 20: 43–67.

Gilbert, Margaret (2006): A theory of political obligation. Oxford: Oxford University Press.

Gilbert, Margaret (2007): Searle and collective intentions, in: Tsohatzidis, Savas (Hg.): Intentional acts and institutional facts. Dordrecht: Springer: 31–48.

Hindriks, Frank (2012): Collective acceptance and the is-ought argument. In: Ethical Theory and Moral Practice 15: 1–16.

Martens, Wil (2010): Handlung und Kommunikation als Grundbegriffe der Soziologie. In: Albert, Gert / Greshoff, Rainer / Schüzeichel, Rainer (Hg.): Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität. Wiesbaden: VS: 173–206.

List, Cristian / Pettit, Phillip (2011): Group agency. The possibility, design and status of corporate agents. Oxford: Oxford University Press.

Searle, John (1995): The construction of social reality. New York: Free Press.

Searle, John (2010a): Making the social world. The structure of human civilization. Oxford: Oxford University Press.

Searle, John (2010b): Reply to „Normative validity through descriptive acceptability? Why Searle's theory of social reality is incomplete". In: Franken, Dirk / Krarakus, Attila / Michel, Jan: John Searle, Thinking about the real world. Frankfurt: Ontos Verlag: 230–232.

Schmid, Hans Bernhard (2010): Aufeinander zählen. Rationale Idiotie, kollektive Intentionalität und der Kern des Sozialen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 50: 589–610.

Wedgwood, Ralph (2007): The nature of normativity. Oxford: Oxford University Press.

Soziologie, öffentliche*

Ralf M. Damitz

Schlüsselwörter: *Öffentliche Soziologie – Zeitdiagnostik – Deliberation – Werturteilsstreit*

Mit Verspätung setzt nun auch in hiesigen Gefilden eine Debatte über das Verhältnis der Soziologie zur gesellschaftlichen Öffentlichkeit ein. Es war Michael Burawoy, der mit seinem vieldiskutierten Aufruf zur *Public Sociology* einen Stein ins Rollen brachte und im anglophonen Raum eine Diskussion anzettelte, in der sich die Vitalität und Vielfältigkeit der soziologischen Tradition in recht eindrucksvoller Weise darbot.[1] Dass dabei wenig Satisfaktionsfähiges herauskam, ist weder verwunderlich, noch weiter tragisch. Die Soziologie hat sich als eigenständiges Fach konsolidiert, hinter ihr liegt eine Phase der Professionalisierung, Ausdifferenzierung und Institutionalisierung, so dass sie sich selbst als multiparadigmatische Wissenschaft versteht und in dieser Hinsicht einen beachtlichen Fundus an Theorien und Methoden ihr eigen nennt – institutionalisierte Realität und fachinternes Selbstverständnis lassen also wenig Einigkeit zu. Es fällt dem Fach demnach, trotz Standesorganisation, traditionell schwer, Schnittpunkte, gar einen Konsens über gemeinsam zu vertretende Angelegenheiten zu formulieren und – schwieriger noch – eben auch zu vertreten. Das mögen Gründe sein, weshalb der Soziologie, die man wohl kaum mehr als junges Unternehmen bezeichnen kann, eher ein Platz am Kindertisch der Wissenschaften zugewiesen wird, während die einflussreichen Leitwissenschaften die renommierten Plätze der Großen unter sich aufteilen. Dabei sind es solche Renommezuschreibungen, die in Zukunft wichtiger denn je werden, wozu auch die öffentliche Wahrnehmbarkeit zu zählen wäre. Aus ganz unterschiedlichen Gründen freilich: Es sind einerseits veränderte Leistungserwartungen, die durch den Wandel des Wissenschaftssystems und der zunehmenden Implementierung managerieller Governancemechanismen auch an die Soziologie herangetragen werden, Stichworte dazu sind: Abhängigkeiten unseres Faches von der Vergabe öffentlicher Mittel, damit einhergehende Rechenschaftspflichten, Fragen nach der Anwend- und Verwertbarkeit des produzierten Wissens und nicht zuletzt die Veränderungen in der Fachkultur selbst. Es sind aber andererseits auch zeitdiagnostische Topoi, die den „allgemeinen Kompetitionslärm" (Vogl 2010/2011: 175) aufgreifen und mit Fragen aufwarten, ob die Soziologie zum gesellschaftlichen Wandel der Gegenwart etwas anderes zu sagen habe, als in der üblicherweise zu vernehmenden Rhetorik verlautbar ist. Sogar von einem „öffentlichen Auftrag der Soziologie" (Streeck 2012) ist die Rede. Man konnte vor nicht allzu langer Zeit in der Wirtschaftswoche (Nr.16/2010) lesen, dass heute „Stabilität nur noch aus Flexibilität erwachsen kann", weshalb man auf der „sicheren Seite" sei, wenn man „mehr Unsicherheit gewagt" hätte. Besser hätte Orwell seine

* Essay zu: Fran Osrecki, Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität. Bielefeld: transcript 2011, 377 S., kt., 29,80 €
Ulrich Beck, Nachrichten aus der Weltinnenpolitik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2010, 150 S., kt., 10,00 €

Newspeak nicht illustrieren können. Nimmt man solch journalistische Kolportagen ernst – es ging um alltägliche Lebensführung im Gegenwartskapitalismus, ein durchaus soziologisches Thema also –, dann ist die Frage nicht weit, welche Gesellschaft solche Stilblüten als durchaus anschlussfähige Selbstbeschreibung hervorbringt. Es spricht einiges dafür, dass die turbulenten Zeiten, die wir durchleben, auch in Zukunft Fragen aufwerfen werden, die nach Deutung verlangen. Darin ließe sich eine Gelegenheit für die Soziologie sehen, gewissermaßen an ihrem gesellschaftlichen Charisma zu arbeiten. Die Frage ist dann aber: Hat unser Fach soziologische Erzählungen zu bieten, die es einer interessierten Öffentlichkeit erlauben, die Gesellschaft, in der wir leben, ein Stück weit les-, versteh- und vielleicht sogar handhabbarer zu machen? Das wäre kein geringer Anspruch. Anhand der hierzulande gerade anlaufenden Diskussion um Öffentlichkeit und Soziologie lassen sich einige Implikationen solchen Fragens durchspielen.

Im Folgenden wird ein wenig weiter ausgeholt, was eindeutig zu Lasten des annoncierten Besprechungscharakters geschieht. Es ist meiner Meinung nach allerdings sinnvoll, da mit dem Konzept *öffentliche Soziologie* etwas im Raum steht, das mehr und anderes andeutet als die Modernisierung unserer Disziplin durch eine auszubauende PR-Abteilung. Der Zugriff auf die beiden Basispublikationen zielt aber ins Zentrum des Problemzusammenhangs: Der Frage nach Zuschnitt und Intention soziologischer Erzählungen.

Der Stein des Anstoßes

Beim Auslöser der neuerlichen Diskussionen (Burawoy 2005a) wird mehr und Systematischeres gefordert als die bloße Steigerung der „Präsenz der Soziologie" (Treibel/Selke 2012: 417) in öffentlichen Debatten. Burawoy tätigte einen spezifischen theoretischen Einsatz, den man hinsichtlich der beeindruckenden Resonanz nicht unterschätzen sollte. Auch wenn sein Anspruch hoch ist, die Argumentation recht pathetisch daherkommt und die Einzelheiten durchaus strittig sind, sind darin zeitdiagnostische Elemente enthalten, die den Zustand der Soziologie und die Entwicklungstendenzen moderner Gesellschaften gleichermaßen betreffen. Drei Punkte sind meiner Meinung nach bedenkenswert, deshalb drei grobe Skizzen.

Da wäre *erstens* Burawoys Charakterisierung der soziologischen Arbeitsteilung und ihre Implikationen. Man könnte hier zunächst einen Vorschlag für verbesserten Wissenstransfer erblicken und da Wissenstransfer in Zukunft zum wichtigen Indikator zur Vermessung und Evaluierung der hiesigen Forschungslandschaft werden dürfte (Wissenschaftsrat 2008), wäre das erst einmal völlig zeitgeistkonform. Die Sache bekommt bei Burawoy allerdings einem eigentümlichen Drive. *Public Sociology* ist Teil einer einfachen Vier-Felder-Konstruktion, wobei die Aufteilung des soziologischen Feldes aus zwei schlichten Fragen resultiert: „Sociology for Whom?" rückt den Adressaten in den Vordergrund und markiert die Differenz zwischen akademischem und außerakademischem Publikum. „Sociology for What?" fragt nach der Art des Wissens, instrumentelles vs. reflexives, womit die heikle Frage markiert ist, ob die Soziologie, weberianisch formuliert, für werturteilsfreies Wissen über beliebigen Kausalzusammenhängen zuständig sei, über dessen Verwendungszwecke allein politisch entschieden werden könne oder ob sie Zwecke, Ziele und damit gesetzte Wertbindungen zu ihrem Aufgabenfeld hinzuzähle. Aus dieser Konstruktion ergeben sich vier Soziologievarianten, die eine arbeitsteilige Einheit bilden: Die *professionelle Soziologie* ist der Hot-Spot der Zunft, hier werden nach den Regeln des

Fachs rein akademische Probleme und Fragen bearbeitet (deshalb instrumentelles Wissen), Begriffs-, Theorien- und Methodenapparate produziert und gepflegt, belastbare Forschungsprogramme formuliert und neben Nachwuchsrekrutierung natürlich wesentlich über Reputation des Personals entschieden. Die *anwendungsorientierte* Abteilung (so die deutsche Adaption für *Policy Sociology*) bedient externe Auftraggeber nach Maßgabe von deren Fragestellungen, Interessen und Zwecksetzungen mit adäquater Expertise (instrumentelles Wissen). Burawoy geht es aber vor allem um eine Stärkung der reflexiven Soziologien. Damit ist einerseits die *kritische Soziologie* gemeint, sie ist das ethische Gewissen des Fachs, richtet sich vornehmlich an ein Fachpublikum und reflektiert in trauter akademischer Umgebung Lücken und blinde Flecke des Mainstreams, problematisiert Wertbindungsaspekte und entwickelt alternative Deutungen und Theorieprogramme. *Öffentliche Soziologie* schließlich vereine Reflexivität und außerakademischen Publikumsbezug. Es geht darum, diskursive Beiträge zur Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeiten in öffentlichen Auseinandersetzungen zu leisten. Zwei Formate werden unterschieden: Die *traditionelle öffentliche Soziologie* nutzt massenmediale Formate, um zu Themen des öffentlichen Interesses soziologisches Wissen beizusteuern oder Diskussionen zu initiieren (die Rolle des Intellektuellen steht Pate, der Soziologe aber ist fachlicher Experte in der betreffenden Sache); die *organische öffentliche Soziologie* dagegen ist stärker als Aktivität und Involviertheit gedacht, da man sich ins Handgemenge öffentlicher Deliberation (mit realem Publikum) begibt, um an Willensbildungsprozessen teilzunehmen, was aber gleichermaßen auch eine Quelle wissenschaftlicher (Primär-)Erfahrung darstellt. Wissenstransfer ist als „process of mutual education" (Burawoy 2005a: 8) konzipiert, also nicht als Einbahnstraße, sondern als Dialog, von dem beide, Wissenschaft und Öffentlichkeit, lernen können. Man hat es dann aber nicht mehr nur mit einem *Beobachter* zu tun, denn: „As sociologists we not only invent new categories but also give them normative and political valence" (Burawoy 2005b: 323). Das stellt Sprengstoff für die soziologische Identität dar.

Public Sociology ist bei Burawoy *zweitens* eine Reaktion auf Professionalisierungsfolgen und Vorschlag zur Weiterentwicklung des Fachs. Skizziert wird ein Drei-Phasen-Modell, wobei *Public Sociology* als „Third-Wave-Sociology" (Burawoy 2007) ein Erbe antritt, das gesellschaftliche Transformationen und die Entwicklung des Wissenschaftsbetriebs gleichermaßen zu reflektieren beansprucht. Die Gründer des Fachs begleiteten mit Leidenschaft, Augenmaß und einem Sinn für die sozialen Probleme ihrer Zeit die Entwicklung der kapitalistischen Industriegesellschaft. Sie begründeten ihre jeweilige Vorstellung von Soziologie, verfuhren dabei auch philosophisch, manchmal sogar utopistisch. Die zweite Phase ist geprägt durch Konsolidierung des Kapitalismus und Professionalisierung der Zunft gleichermaßen. Soziologie wurde institutionalisiert und differenzierte sich aus; Theorieprogramme wurden umfassender und abstrakter, der Methodenapparat belastbarer. Die Auffassung der Soziologie als *Pure Science* nahm Gestalt an: Ein Meer von Daten erlaube dem professionellen Wissenschaftsbetrieb die Modellierung, positivistische Handhabung und exakte Durchmessung des Sozialen; die Erkenntnisse können bei Bedarf von (staatlichen) Institutionen angewendet werden. Parallel entwickelte sich in der Nachkriegszeit in den USA aber auch eine „Schattenseite" der Soziologie (Dahrendorf 1963: 176), die theoretisch und methodisch in Opposition zum Mainstream trat, stärker phänomen- und problemorientiert war und sich vor Wertfragen nicht scheute (Mills, Riesman, später Bellah, um nur einige zu nennen). Es sind paradoxerweise diese „Randfiguren der Profession", die mit ihren „abweichende[n] Stellungnahmen" das Kunststück vollbrach-

ten, die Soziologie im öffentlichen Leben populär zu machen. Allerdings blieb diese Tradition marginale Erscheinung. Professionalisierung tendiert stattdessen dazu, dass Soziologie sich selbst, den Publikations- und Diskussionskanälen der „Scientific Community", als Publikum genügt. Die dritte Phase nun, in der die Stärkung der *Public Sociology* auf dem Programm steht, ist die Welt des inzwischen als neoliberal apostrophierten Kapitalismus. Öffentlichkeitswirksame Interventionen mit soziologischen Mitteln sollen die Leidenschaft der Gründer und Randfiguren mit dem Pluralismusverständnis und der empirischen Versiertheit der entwickelten Soziologie verbinden, um sich dergestalt zugerüstet offensiv in gesellschaftliche Diskurse einzumischen.

Burawoys wirbt *drittens* für einen advokatorischen Standpunkt, was die Affinität zum Begriff *Civil Society* ausdrückt. Die Metapher repräsentiert wissenschaftliches Ethos und moralische Haltung gleichermaßen. Da die Soziologie keinen privilegierten Adressaten oder eindeutigen Abnehmer der eigenen Wissensprodukte habe, wird aus der Not eine Tugend gemacht, indem Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft kurzerhand verknüpft werden. Öffentliche Soziologie erhält damit einen ökonomismuskritischen und antietatistischen Bias, da sie als Protagonistin der Zivilgesellschaft und als Antagonistin von Markt und Staat konzipiert wird. Soziologisches Wissen gewähre einen anderen Blick auf Gesellschaft, weil es weder einem ökonomischen Imperialismus das Wort rede, noch ihr Handwerk als Beitrag zu szientistischen Herrschaftstechnologien betreibe. Solch Standpunktdenken ist Index der Emanzipation und Metapher der Verteidigung des Sozialen gleichermaßen. Damit ist aber keine bestimmte inhaltliche Festlegung verbunden: Ob man sich als christlicher Fundamentalist, streitbare Feministin oder globalisierungskritischer Oppositioneller einmischt, um an Willensbildungsprozessen mitzuwirken, das bleibt offen und individuell gestaltbar. *Öffentliche Soziologie* wäre demnach zuallererst noch im Plural auszubuchstabieren. Soweit, in gebotener Kürze, Burawoy.

Offene Fragen, Probleme und konzeptionelle Hinweise

Die zentrale Frage, die sich in verschiedenen Diskussionskontexten abzeichnet, ist, ob sich die Rolle des Wissenschaftlers mit dem geforderten gesellschaftlichen Engagement vereinbaren lässt. Schon Dahrendorf konstatierte für die ursprüngliche amerikanische Konstellation der 1950er Jahre die Frontstellung von „impliziter Wertfreiheit" des soziologischen Mainstreams versus „eindeutige Stellungnahmen" der Randfiguren (Dahrendorf 1963: 179). Osrecki resümiert für die auf Burawoy folgende amerikanische Diskussion, dass es sich dabei weitgehend um eine „Kopie des Streits um Werturteilsfreiheit" (28) handele. Und auch in der anlaufenden deutschsprachigen Diskussion ist dieses Argument nicht unbekannt; beispielsweise als entschiedener Grund, um eine als *Public Sociology* deklarierte aktive Beteiligung an gesellschaftlichen Gestaltungsfragen kritisch zurückzuweisen (Henkel 2011) oder als Anlass, Möglichkeiten und Grenzen des Konzepts zu prüfen und zu entzaubern (Greve 2012).

Engagement gilt in der Zunft oft als antithetische Bezeichnung von Distanz (und Reflexion). Als Kronzeuge dafür wird Weber aufgerufen. Dabei ist es durchaus merkwürdig, gesellschaftliches oder politisches Engagement mit ihm und unter Rekurs auf die Wertfreiheitsmetapher anzugreifen, um im Gegenzug Soziologie zu einer quasi sozial-aseptischen Tätigkeit zu stilisieren. Nicht nur ist bei Weber das Postulat bekanntlich untrennbar mit der fundamentalen Frage der Wertbindungen kulturwissenschaftlicher Analysen

und Argumentationen verschwistert, auch ist ein Großteil seines Schaffens (als Wissenschaftler *und* politischer Redner, der er eben *auch* war) dadurch motiviert, dass er sich – ganz persönlich, als Kulturmensch – in drängende Probleme „hineingestellt" sah, wodurch sich ihm durchaus „praktische Fragen" aufdrängten. Sicherlich, man solle dabei nicht die Bestandteile der Gesinnung als Ergebnisse der Wissenschaft verkaufen; Erfahrungswissen und Werturteil lassen sich, zwecks Verhinderung von Täuschungen und Demagogie, als getrennte Argumente kenntlich machen. Aber „Ideale", „Gesichtspunkte" oder „Wertideen", alles Webers Formulierungen, sind keine Gegensätze, die dem wissenschaftlichen Arbeiten und öffentlichen Reden entgegenstehen oder es korrumpieren, sondern gehören notwendig zur (freilich individuellen) Weltkonstitution der Persönlichkeit eines (Kultur-)Menschen und befeuern Erkenntnisinteresse und Argumentationskraft.[2] Ohne diese Wertbindungen herrscht Indifferenz, „sinnlose Unendlichkeit des Weltgeschehens" (Weber 1904/1973: 180), erst sie (genau genommen natürlich: wir Individuen) geben der Wirklichkeit als solcher Bedeutung. Das Postulat wäre fruchtbarer interpretiert, würde man, anstatt es als Enthaltsamkeit von politischen Orientierungen und gesellschaftlich-praktischen Fragen zu nehmen, als Einladung verstehen, über drängende soziale Probleme sachlich, mit Augenmaß, kühlem Kopf und größtmöglicher intellektueller Präzision zu streiten und dabei auch noch die Fähigkeit besitzen, verschiedene „Gesichtspunkte" konturieren zu können, um letztlich einen virtuosen Umgang mit diesen an den Tag zu legen. Soziologie kann in diesem Sinn Entscheidungs- und Orientierungs*hilfe* sein; auch und besonders in öffentlichen Fragen, das gehörte für Weber (1919/1973: 607f.) zum Berufsverständnis.

Das führt zu einem weiteren problematischen Punkt: Welches sind brennende Fragen, zu denen öffentliche Soziologie heute ihren Beitrag leisten kann? Und wonach bemisst sich die Relevanz sozialer Probleme? Schwierige Fragen, gerade wenn man in Rechnung stellt, dass Relevanz sachlich, zeitlich und sozial differenziert sein dürfte. Es gehört im akademischen Feld zu den wohl gekonnten Fingerübungen, in Forschungsanträgen oder Qualifikationsarbeiten dem jeweiligen Thema Relevanz zuzuschreiben; die zuständigen Peers kontrollieren darüber. Wie aber funktioniert das, wenn man der „ärgerlichen Tatsache der Gesellschaft" (Dahrendorf) selbst diese Aufgabe zugesteht und ihr hinsichtlich der Maßstäbe für Problemrelevanz ein Eigenleben konzediert? Bude (2005: 378) weist auf spezifische, der Gesellschaft „eigene Problematisierungshorizonte" hin, für die man ein Verständnis entwickeln müsse, wenn man erfolgreich kommunizieren wolle. Vielleicht ist das der problematischste Punkt bei den Diskussionen zur öffentlichen Soziologie, dass der institutionalisierte Wissenschaftsbetrieb sich mit einem adäquaten Sensorium dafür schwertut (dazu Treibel/Selke 2012: 401ff.). Die Vorwürfe wären massiv: Professionalisierung und oberflächlich ausgelegte Wertfreiheit schürten „ungetrübte Willkürlichkeit der Themenwahl" und desavouierten die „moralischen Impulse zu soziologischer Forschung" (Dahrendorf 1963: 178); soziologische Ausbildung führe heute leider im Normalfall zur einer „systematischen Desensibilisierung durch disziplinäre Dekomposition" (Bude 2005: 377). Starker Tobak. Haben ausgerechnet SoziologInnen wenig Ahnung von den Problemen ihrer Gesellschaft?

Burawoys Vorschlag zur dialogischen Auflösung dieses Hiatus von Wissenschaft und Gesellschaft gilt diesbezüglich nicht als befriedigende Lösung. Zu sehr spiegelten sich darin ungelöste Probleme der Kritischen Theorie (Greve 2012). Auch als „prozeduale Praxis", in der soziologische Beiträge die Bewährungsprobe auf Legitimität in der Praxis öffentlicher Deliberation erfahren sollen, übersteige Soziologie ihren eigentlich wissenschaftli-

chen Horizont und werde politisch. Das ist prinzipiell problematisch und berge hier die Gefahr, auch Suggestivformeln („Verteidigung des Sozialen") Tür und Tor zu öffnen, eben weil die elaborierte Vernunftskritik ausgehebelt sei. Was bei Greve als typisches Problem kritischer Theorie erscheint, weil es um das Ausweisen von (normativen) Maßstäben der Kritik geht, lässt sich auch anderswo finden. Damit ist der Blick nicht allein auf die *Artikulation von Kritik* gerichtet, sondern auf *Deutung gesellschaftlicher Gegenwart* ausgedehnt. Exemplarisch lässt sich hier Helmut Schelsky anführen, der nicht nur ein ausgeprägtes Gespür dafür besaß, sondern auch recht erfolgreich darin war, komplexe Prozesse empirisch informiert und eben auch durchaus normativ aufgeladen in eingängige Begriffe zu überführen. Die Soziologie sei dafür prädestiniert, so Schelsky, neben ihrem wissenschaftlichen Kerngeschäft auch dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach Deutung nachzukommen. Sie solle quasi dem Zeitgeist auf die Sprünge helfen und mit einer „neutralistischen Hintergrundideologie unantagonistischen Charakters" (Schelsky 1959: 22f.) gesellschaftliche Jetztzeit definieren. Die *Nivellierte Mittelstandsgesellschaft* ist ein Beispiel, wie historische Konstellationen soziologisch zugespitzt und öffentlichkeitstauglich aufbereitet wurden. Es lässt sich also fragen: Ist *öffentliche Soziologie* mehr oder anderes, als man aus Sicht soziologischer Theoriearbeit konzedieren mag?

Im klassischen Zuschnitt ist der soziologische Drang zur Öffentlichkeit durch ein Motiv begründet, das in den laufenden Diskussionen nur eine marginale Rolle spielt. Die Regieanweisung für eine öffentlich zu nennende Soziologie hat C. Wright Mills unserer Zunft ins Stammbuch geschrieben. Er empfahl, die Formen individuellen Unbehagens, die typischerweise in Epochen sozialen Wandels entstehen, zum Ausgangspunkt der soziologischen Bemühung zu machen. Warum sollten Soziologen den Bedarf an öffentlicher Deutung und Erklärung solcher Phänomene Journalisten und allerlei fachfremden Intellektuellen überlassen? Mills prägte für die Verstrickung des individuellen Unbehagens mit den Wandlungsprozessen sozialer Struktur die Formel von der soziologisch anzustrebenden Aufklärung von „private troubles" und „public issues": „the personal uneasiness of individual is focussed upon explicit troubles and the indifference of publics is transformed into involvement with public issues" (Mills 1970: 11f.). Der springende Punkt dabei war für Mills aber die Entfaltung der „Sociological Imagination", der Fähigkeit, individuelle Schicksale mit soziologischen Mitteln im gesellschaftlichen Strukturgefüge und historischem Kontext verorten und solche Sachverhalte *verständlich und anschaulich* vermitteln zu können. Dazu braucht es zwar einen gut bestückten soziologischen Handwerkskasten, Pflege der Überlieferungen war aber nicht das primäre Ziel. Mills Wendung gegen „Grand Theory" und „Abstract Empirism" strebte eine weltgewandte Soziologie an, eine Wirklichkeitswissenschaft im emphatischen Sinn. Gelänge das, könne Soziologie zu einem wichtigen Werkzeug gesellschaftlicher Selbstverständigung werden. Unpolitisch sei ein solches Unterfangen allerdings kaum zu haben.

Zwar sind Einwände gegen den politischen Charakter öffentlicher Soziologie nicht entkräftet, das sollten sie auch nicht werden; es lässt sich aber fragen, ob Wissen für die Öffentlichkeit vornehmlich den Standards des Wissenschaftsbetriebs zu genügen hat. Wenn Bewährung im akademischen Getriebe anderes funktioniert als Anschlussfähigkeit in gesellschaftlichen Diskursen, tangiert das auch die soziologischen Erzählungen. Darauf hat vehement die Verwendungsforschung insistiert (Beck / Bonß 1984); die VerfechterInnen der *Mode2-Science* sprechen diesbezüglich von „socially robust knowledge" (Nowotny et al. 2001: 166ff.).

Analyse und Anmaßung

Illustriert man einmal mit Luhmann (1995: 273) die Problemeinschätzung, so zerfällt das Verhältnis von Soziologie und öffentlichen Interventionen seitens der Soziologie in die einerseits mögliche (und nötige) Aufgabe, Analyse von Gesellschaft auf einem der modernen Gesellschaft adäquatem Komplexitätsniveau zu betreiben; andererseits existiert die mit dem Komplexitätsargument begründete Einschätzung, dass es einer Anmaßung gleichkäme, wenn Wissenschaft sich dennoch anschicke, mit einer „orientierenden Selbstbeschreibung für das alltägliche Leben als Sinngebungs- oder Sinnverlustbeklagungsinstrument" in der Öffentlichkeit intervenieren zu wollen. Die Publikation von Osrecki steht im Folgenden exemplarisch für die Analyse – die Anmaßung bleibt Beck vorbehalten.

Für Osrecki steht fest, dass der Kommunikationsnexus zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft zerrissen ist. Öffentlichkeit habe heute die Gestalt zahlloser fragmentierter Publika angenommen, bei denen fraglich ist, ob es einen gemeinsamen (Bildungs-)Horizont gebe. Auch die Soziologie habe spätestens seit Mitte des 20. Jhds. ein Differenzierungs- und Spezialisierungsniveau erreicht, bei dem bereits das Fachvokabular der Theorien und Methoden den erreichten esoterischen Charakter veranschauliche – nicht umsonst ist „Soziologenchinesisch" ein gängiger Pejorativ (dazu Treibel/Selke 2012: 412f.). Die einzige Möglichkeit für eine öffentliche Soziologie führt nach Osrecki über die Massenmedien, genauer: Wenn es soziologischen Erzählungen gelänge, die Selektionskriterien der medialen Aufmerksamkeitsökonomie zu adaptieren. Das hieße, gesellschaftliche Strukturen und sozialen Wandel so darzustellen, dass sie Nachrichtenwert besitzen. Gelänge dies, sei eine breitestmögliche Kommunikation über Gesellschaft in der Gesellschaft möglich. Dazu benötigt soziologisches Wissen allerdings einen spezifischen Zuschnitt. Denn der Preis, der für soziologische Theorie zu zahlen sei, wenn sie sich den hohen Ansprüchen der innerwissenschaftlichen Konsistenzprüfungsmechanismen aussetze, um als Theorie zu gelten, sei mit der außerwissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit solchen Wissens erkauft. Osrecki interessiert sich deshalb für soziologische Zeitdiagnosen. Ihre eigentümliche Stellung innerhalb der Soziologie – weder konsistente Sozial- oder Gesellschaftstheorie noch belastbare Empirie, dazu eine riskante Nähe zu feuilletonistischer Berichterstattung, letztlich aber trotzdem im Fach beheimatet – gilt es als spezifische *Kommunikationsform* zu analysieren und wissenssoziologisch zu konturieren.

Das Genre der Zeitdiagnosen wird dabei mit einigen grundlegenden Charakteristiken umrissen (60ff.): Sie bündeln Themen, die als „public affaires" gelten können, Ereignisse oder Entwicklungen, die einer Öffentlichkeit als überindividuell bedeutsam erscheinen (es geht nicht um die Kopie fachinterner Auseinandersetzungen in den öffentlichen Raum). Zur Sprache kommen Umwälzungen, Neuerungen und die schematische Konstruktion von sozialen Vergangenheiten, Gegenwarten und Zukünften. Beschrieben werden epochale, gesamtgesellschaftliche Transformationen oder Krisenphänomene. Nicht selten geschieht das kleinteilig und anhand alltäglicher Erscheinungen. Veränderung ist zunächst in spezifischen Teilbereichen oder Nischen der Gesellschaft lokalisierbar, in der Addition aber gerät das Ganze ins Visier. Zeitdiagnosen berichten über „Makrotransformationen ohne Makrotheorie zu formulieren" (189). Übertreibungen und Zuspitzungen bishin zu Alarmismus sind gängige Stilmittel, um neue Entwicklungen und Gefahren herauszuarbeiten. Empirie wird dabei, wenn überhaupt, meist zur Illustration herangezogen. Auch wird ein eher niedriges Abstraktionsniveau bei oftmals höherer Spekulationsbereitschaft gepflegt. Obwohl als soziologische Argumentation erkennbar, wird Distanz zum elaborierten

Begriffsapparat der Soziologie gesucht. Zeitdiagnosen artikulieren Krisenkonstellationen (oder suggerieren sie), setzen Themen mitunter erst in die Welt und versuchen nicht zuletzt Handlungsdruck aufzubauen.

Damit hat es die Soziologie mit einer Wissensform zu tun, die gute Chancen habe, medial ein breites Publikum zu erreichen. Von einer adäquaten Kommunikationsform lässt sich, so Osrecki, deshalb sprechen, weil die medialen Selektionskriterien der primären Wissensproduktion dienten, weshalb es keinen Verlust zwischen wissenschaftlicher Herstellung und medialer Darstellung gibt (321f.). Zeitdiagnosen sind mehr und anderes als einfache Popularisierung, sie sind „weder medialisiert noch schlechte Wissenschaft" (322).

Paradoxerweise sind Zeitdiagnosen dann zwar nützlich für den Wissenschaftsbetrieb, weil sie der Soziologie aktuelle Trends zuarbeiten, ihr gesellschaftlicher Nutzen aber wird nicht allzu hoch veranschlagt. Denn der Erfolg dieses Formats macht der Intention einen Strich durch die Rechnung: „Das Problem in einer modernen Gesellschaft ist nicht der potenzielle Mangel an Zeitdiagnosen, sondern ihr inflationärer Gebrauch und die damit einhergehende Folgenlosigkeit der Thesen"; „alle postulieren andere Neuigkeiten, andere Brüche, das Obsoletwerden anderer Vergangenheiten […], was bei einem Laienpublikum [im besten Fall] eher für Verwirrung als für Orientierung sorgt" (331, 330).

Man muss sich um solche Einsichten natürlich nicht kümmern. Einfach machen! – auch darin ließe sich ein Modus Operandi öffentlicher Soziologie erblicken. Dass etablierte Theorie- und Begriffsapparate auch stören können, weil sie auf eigentümliche Weise den Blick auf Realität verstellen, darauf weist Ulrich Beck schon seit längerem hin. Auch seine Publikation zur *Weltinnenpolitik* lebt davon. Es handelt sich dabei um die gesammelten Kommentare, die, über ein Jahr lang monatlich als Aperçus printmedial publiziert, die Entwicklung unserer Gegenwart zu begleiten beanspruchen. Die thematische Spannbreite ist so weit, wie das, was in einem Jahr eben der Fall war, und was nach den Selektionskriterien des Autors als relevant gelten konnte. Der Status Quo ist einfach beschrieben: Die Welt ist aus den Fugen. Reflektiert werden Finanzkrise und Gegenwartskapitalismus, Klimakrise und Umweltpolitik, soziale Ungleichheiten und Machtasymmetrien, thematisiert werden Kriege, Konflikte, Migrationströme und Arbeitsverhältnisse sowie nicht zuletzt Bildungs- und Familienpolitik. Es scheint, als wolle Beck mit soziologischen Mitteln die Ambiguitätstoleranz seiner Leser dadurch schüren, dass er Stück für Stück scheinbare Verlässlichkeiten aufspürt, problematisiert und mitunter demontiert. Gleichzeitig aber wird zu einer Art defätistischem Pragmatismus geraten, denn Resignation und Distanzierung wären die gänzlich falsche Reaktion auf den Zustand unserer Welt. Kein einfaches Unterfangen. Denn zur Disposition stehen für Beck all die Unterscheidungen und Klassifikationen nebst dazugehörigen Akteuren und Institutionen, tradierten Welt- und Gesellschaftsbildern sowie Mustern der Selbst- und Fremdwahrnehmung – all das wird herangezogen, um darzulegen, dass die etablierte Ordnung, ob In- oder Ausland, nicht als sinnvolle zu verstehen sei. Illegale Migranten verrichten systemnotwendige Arbeit unmittelbar in unserer Mitte, ohne gesellschaftliche Anerkennung, dafür aber mit Sanktionsdrohungen; globalisiertes Risikomanagement widerstrebt dem nationalen Blick, auf den Staat als Akteur aber kann nicht verzichtet werden; Interdependenzen führen nicht zu Annährungen der beteiligten Akteure, sondern schüren Ängste, Widerstände und Konflikte, die, wenn sie schon keine einfachen Lösungen, dann evtl. Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Worauf läuft das hinaus? Als Resümee ließe sich festhalten: Die Vitalität der Menschen scheint im globalen Maßstab durch nichts zu bändigen zu sein – schon gar nicht durch den etablierten sozialwissenschaftlichen Ordnungssinn. Was aber kann Wis-

senschaft dann leisten? Weltinnenpolitik meint, wir alle seien von dem, was überall geschieht, betroffen und verantwortlich zugleich – überall. Dass das Buch mit der Anklage an ein unpolitisches Zeitalter endet, lässt sich schwerlich anders, denn als Handlungsempfehlung verstehen. Wenn Politik die Frage danach ist, wie wir leben wollen, ist die von Beck favorisierte Empfehlung, dass es weniger theoretische Begriffe, etablierte Lösungsstrategien oder universalistische Prinzipien sind, die dabei anleitend sein sollten, sondern der „Hunger nach Wirklichkeit" (135). Unangenehmen Realitäten sollen wir ins Auge schauen und neue Handlungsmuster und Lebensformen erproben. Die Gegenwart wird zum Entscheidungsraum.

Ein weites Feld

Es gibt für den deutschsprachigen Raum bisher keine Monographie, die Traditionslinien, Herangehensweisen oder Motive einer *öffentlichen Soziologie* systematisch herausgearbeitet hat. Dabei existieren durchaus Protagonisten: Schelsky, Bolte, Dahrendorf, Adorno, Habermas und Beck wären die üblichen Verdächtigen. Es mag daher kaum verwundern, dass der Begriff eher als Knotenpunkt verschiedener durchaus heterogener Vorstellungen fungiert. Auch die Motive dürften schwerlich auf einen Nenner zu bringen sein; von professioneller Outputorientierung, Werbung für die Soziologie, Soziologie als Mittel gesellschaftlicher Selbstverständigung und Aufklärung oder einfach individuelle Prestigekonsolidierung ist alles denkbar. Man hat es mit einem Sammelsurium von Projekten und Vorhaben zu tun, die auf unterschiedlichen Wegen und in verschiedenen Formen versuchen, Soziologie, soziologisches Denken oder soziologisch informiertes Wissen einem außerakademischen Publikum zur Verfügung zu stellen. Ob via Massenmedien oder durch realen Publikumsbezug. Zu den eher klassischen Formaten wie dem Vortrag oder Runden Tischen könnte man aber auch neuere Konzepte wie Schüler- oder Bürgerunis, die es mittlerweile an vielen Universitäten gibt, zählen. Und natürlich lassen sich auch Projekte dazu zählen wie der *SozBlog* der DGS, die Initiative „DGSgoesPublic" (Lessenich / Neckel 2012), populärwissenschaftliche Zeitschriftenprojekte wie „Soziologie heute" oder auch das Online-Projekt „Gesellschaft begreifen".

Um kursorisch wenigstens noch einige Themen anzureißen: Werbung für die Soziologie macht Armin Nassehi (2010), wenn er den in der Soziologie erlernbaren Umgang mit Multiperspektivismus als probates Mittel zur Mediation allerlei gesellschaftlicher Begebenheiten vorführt. Gesellschaftliche Spaltungs- bzw. Fragmentierungsphänomene versucht Heinz Bude anhand unterschiedlicher Themen, soziale Exklusion (2008) sowie die Folgen angespannter Bildungsbeflissenheit (2011), interessierten Bürgerinnen und Bürgern näher zu bringen. Mit ihrem Beitrag zur Erneuerung kritischer Soziologie verbinden Dörre, Lessenich und Rosa (2008) auch die Hoffnung, dass damit Hilfestellungen und Horizonterweiterungen für Diskussionen und alternative gesellschaftliche Praxen gegeben werden. Wolfgang Streeck schließlich nimmt den von ihm selbst ausgerufenen öffentlichen Auftrag der Soziologie in allerlei Vorträgen und Beiträgen als Kapitalismuskritiker wahr und scheut sich nicht, dafür auch den Weg in die Populärkultur (NEON 5/2012) zu beschreiten.

Um aber zum Ende zu kommen: Wenn es zur „Markenidentität" der Soziologie gehört, in der sozialen Welt „die Kontingenz eingespielter Beobachtungsweisen vor Augen zu führen" (Schrape 2011: 150) oder beständig daran zu arbeiten, „Alternativen zum

scheinbar Faktischen aufzudecken, das Mögliche gegen das für wirklich Gehaltene auszuspielen und […] das Utopische konstruierter Gedankenbilder der historischen Wirklichkeit entgegenzuhalten" (Soeffner 2011: 148), dann ist die mit dem Stichwort *öffentliche Soziologie* verbundene Herausforderung, dieses Geschäft, etwas prosaisch formuliert, in fremde Welten zu tragen, eben die Öffentlichkeit(en). Grundlegend gehört eine „Mehrsprachigkeit der Soziologie" (Wiesenthal 2008: 39) dazu, die Fähigkeit, verschiedene Publika argumentativ bedienen zu können. Wir sprechen ferner vom Vermögen, jenseits der Grenzen des Fachs die Markenkompetenz der Soziologie auch vertreten zu können, also für Kontingenzen einzustehen oder an scheinbar verstellte, aber doch vorhandene Möglichkeiten zu erinnern. Das ist eine durchaus politische Angelegenheit.[3] Man braucht dazu soziologische Erzählungen, die anschlussfähig sind, die also nicht „in den Wind gesprochen" (J. Amery) werden. Und man hat es dann auch mit einem Rollenspiel zu tun, in die sich Soziologinnen und Soziologen vermutlich erst noch hineinfinden müssen. Wie bei jeder Rolle, haftet man auch hier mit der ganzen Person. Es wird nicht allein die Autorität in der Sache sein, die zählt. Wer vor einem unbekanntem und fachfremden Publikum reüssieren möchte, sollte nicht vergessen, dass das Pathos der Rede und das Charisma der Person, dass die (ästhetische) Inszenierung des Auftritts und die Prestigeprätention von Beruf und Titel ganz eigene Dimensionen sind – ob positiv oder negativ.

Wichtiger aber ist die Frage, ob öffentliche Soziologie in Zukunft eine Sache unternehmerischer Intellektueller sein oder ob es eine fachliche Verantwortung geben wird (dazu Neun 2013). Wir dürfen gespannt sein.

Anmerkungen

1 Der Kern der Debatte ist dokumentiert in den Sammelbänden (Clawson et al 2007, Nichols 2007), Schwerpunktheften (Critical Sociology 3/2005, Social Forces 4/2004, British Journal of Sociology 3/2005) und einem Handbuch (Jeffries 2009). Auch Osrecki (23–42) diskutiert die Debatte.

2 So kann man die durchaus nationalistisch zu nennenden Töne der *Freiburger Antrittsvorlesung* ebenso verstehen wie die deutschtümelnden Invektiven aus Vorträgen, deren Hintergrund die *Landarbeiter-Enquete* bildet und nicht zuletzt die kulturkritischen Bemerkungen, die am Ende der *Protestantischen Ethik* die bedrohte bürgerliche Lebensführung illustrieren.

3 Nicht parteipolitisch, aber: „Die politische Argumentation ist zur gleichen Zeit Demonstration der Welt, in der sie ein Argument ist, sie wird in einem dafür qualifizierten Subjekt, zu einem genau bestimmten Gegenstand, in Richtung eines Empfängers vorgebracht, der aufgefordert ist, den Gegenstand zu sehen und das Argument zu vernehmen, das zu sehen und zu hören er ‚normalerweise' keinerlei Grund hat. Die politische Argumentation konstruiert eine paradoxe Welt, die getrennte Welten zusammenbringt" (Rancière 2008: 36).

Literatur

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (1984): Soziologie und Modernisierung. Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung, in: Soziale Welt, Jg. 35, S. 381–406.

Bude, Heinz (2005): Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. Ein Kommentar zu Michael Burawoy, in: Soziale Welt, Jg. 56, S. 375–380.

Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, Hansa, München.

Bude, Heinz (2011): Bildungspanik. Was unsere Gesellschaft spaltet, Hansa, München.

Burawoy, Michael (2005a): For Public Sociology, in: American Sociological Review, Vol. 70, S. 4–28.

Burawoy, Michel (2005b): The Critical Turn to Public Sociology, in: Critical Sociology, Vol. 31, S. 313–326.

Burawoy, Michael (2007): Third-Wave-Sociology and the End of Pure Science, in: Nichols (2007), S. 317–335.

Clawson, Dan / Zussmann, Robert / Misra, Joya / Gerstel, Naomi / Stokes, Randall / Anderton, Douglas L. / Burawoy, Michael (Eds.) (2007): Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first-Century, University of California Press, Berkley, Los Angeles, London.

Dahrendorf, Ralf (1963): Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika, Piper, München.

Dörre, Klaus / Lessenich, Stephan / Rosa, Hartmut (2009): Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte, Suhrkamp, Frankfurt/M.

Greve, Jens (2012): Von der prozedualen Kritik zu prozedualer Praxis: Öffentliche Soziologie als Transformation der kritischen Theorie, in: Zeitschrift für Theoretische Soziologie, Jg. 1, S. 137–150.

Henkel, Anna (2011): Gesellschaftliche Ortsbestimmung der Soziologie, in: Sozialwissenschaft und Berufspraxis, 34. Jg., S. 170–178.

Jeffries, Vincent (Ed.) (2009): Handbook of Public Sociology, Rowman&Littlefield Publishers, Lanham u. a.

Lessenich, Stephan / Neckel, Sighard (2012): DGS goes Public, in: Soziologie, Jg. 41, S. 317–319.

Luhmann, Niklas (1995): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, Westdeutscher Verlag, Opladen.

Mills, C. Wright (1970): The Sociological Imagination, Penguin Books, Middlesex, Victoria.

Nassehi, Armin (2010): Mit dem Taxi durch die Gesellschaft. Soziologische Storys, Murmann, Hamburg.

Neun, Oliver (2013): Der erste Schritt ist nicht genug. Die Rolle der DGS bei der Etablierung einer „öffentlichen Soziologie", in: Soziologie, Jg. 42, S. 16–24.

Nichols, Lawrence T. (Ed.) (2007): Public Sociology. The Contemporary Debate, Transaction Publishers, New Brunswick, New Jersey.

Nowotny, Helga / Scott, Peter / Gibbons, Michael (2001): Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty, Polity-Press, Cambridge, Oxford.

Rancière, Jacques (2008): Zehn Thesen zur Politik, Diaphanes, Zürich.

*Schelsky, Helmut (*1959): Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln.

Schrape, Jan-Felix (2011): Was ist die „Markenidentität" der Soziologie?, in: Sozialwissenschaft und Berufspraxis, Jg. 34, S. 141–154.

Soeffner, Hans-Georg (2011): Die Zukunft der Soziologie, in: Soziologie, Jg. 40, S. 137–150.

Streeck, Wolfgang (2012): Der öffentliche Auftrag der Soziologie, in: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaften, Jg. 40, S. 129–147.

Treibel, Annette / Selke, Stefan (2012): Soziologie für die Öffentlichkeit – zwei Perspektiven, in: Soziologie, Jg. 41, S. 398–421.

Vogl, Joseph (2010/2011)*:* Das Gespenst des Kapitals, 2. Aufl., Diaphanes, Zürich.

Weber, Max (1904/1973): Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, Mohr, Tübingen, S. 146–214.

Weber, Max (1919/1973): Wissenschaft als Beruf, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, Mohr, Tübingen, S. 582–613.

Wiesenthal, Helmut (2008): Optionensonde und Entscheidungshelfer. Zur unausgeschöpften Beratungskompetenz der Soziologie. In: Blättel-Mink, Birgit / Birken, Kendra / Drinkuth, Andreas / Wassermann, Petra (Hg.), Beratung als Reflexion. Perspektiven einer kritischen Berufspraxis, Edition Sigma, Berlin, S. 23–41.

Wissenschaftsrat (2008): Forschungsleistungen deutscher Universitäten und außeruniversitärer Einrichtungen in der Soziologie. Ergebnisse der Pilotstudie Forschungsrating des Wissenschaftsrats, Geschäftstelle Köln, 10.04.2008.

Sammelbesprechungen

Bourdieu

Gregor Bongaerts

Pierre Bourdieu, In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung. 2. Aufl., Konstanz: UVK 2009, 238 S., gb., 34,00 €
Pierre Bourdieu, Religion. Schriften zur Kultursoziologie 5. Konstanz: UVK 2009, 278 S., gb., 32,00 €
Pierre Bourdieu, Algerische Skizzen. Berlin: Suhrkamp 2010, 522 S., gb. 32,90 €
Pierre Bourdieu, Politik. Schriften zur Politischen Ökonomie 2. Konstanz. UVK 2010, 374 S., gb., 38,00 €
Gerhard Fröhlich / Boike Rehbein (Hrsg.), Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart / Weimar: Metzler 2009, 436 S., gb., 49,95 €
Wolfgang Lempert, Soziologische Aufklärung als moralische Passion: Pierre Bourdieu. Wiesbaden: VS 2010, 316 S., br., 29,95 €
Stefan Zenklusen, Philosophische Bezüge bei Pierre Bourdieu. Konstanz: UVK 2010, 255 S., kt., 29,00 €

Schlüsselwörter: *Theorie der Praxis – Praxeologie – kritische Theorie – Pierre Bourdieu – Algerien*

I.

Pierre Bourdieu ist mehr als 10 Jahre nach seinem Tod weiterhin ein viel- und sicher auch meistzitierter soziologischer Autor. Der Markt der Sekundärliteratur zu seinem Werk und zu einzelnen Aspekten des Werks sowie Forschungsprojekte, die seine Konzepte verwenden und seinen Erkenntnisinteressen und Methoden folgen, ist kaum noch zu überschauen. Dies trifft schon allein für die deutschsprachige Rezeption zu, von der internationalen ist ganz zu schweigen. Darüber hinaus werden Bourdieus Primärschriften seit einigen Jahren in variierenden Buchreihen thematisch neu sortiert, zusammengestellt und veröffentlicht. Aufgrund der undurchschaubaren Publikationspolitik ist das oftmals wünschenswert, weil Mehrfachverwertungen von Texten unter verschiedenen Titeln und mit verschiedenen Koautoren, gekürzte Fassungen, Neuzusammenstellungen unterschiedlicher Texte sowohl im Original und vor allem für die deutschen Übersetzungen von Bourdieus Texten üblich sind. Die umfangreiche Datenbank Hyperbourdieu von Ingo Mörth und Gerhard Fröhlich hat dies sehr gut nachvollziehbar gemacht. Inhaltlich kreisen die postum veröffentlichten Primär- und Sekundärschriften, tendenziell mit einem philologischen Interesse verbunden, um Fragen der Genese des Werks und seiner Kontinuität von

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0045

den frühen Arbeiten über Algerien bis hin zu seinen späten intellektuell-politischen Schriften. In diesen Fällen geht es darum, Anspruch und Intention des Autors gerecht zu werden. Daneben finden sich jedoch etliche Sekundärliteraturen, die versuchen, mit Bourdieus Theorie und über diese hinaus weiter zu arbeiten und zu denken oder sie neu zu kontextieren, wodurch das Verständnis erweitert und fruchtbare neue Fragestellungen entwickelt werden sollen. Auch wenn es unter den unterschiedlichen Auseinandersetzungen rein theoretische oder, um es mit Bourdieus Worten zu sagen: theoretizistische Schriften gibt, so scheint doch der größte Teil der Autoren, die sich mit Bourdieu und seinem Werk auseinandersetzen, an den kritischen Intentionen, Interventionen und den damit verbundenen politischen Implikationen interessiert zu sein. Eine weitere Ausnahme bilden dabei einführende Arbeiten oder solche, die versuchen, einen Überblick über die Fülle der Schriften von Bourdieu zu ermöglichen bzw. zu vereinfachen.

Die vorliegenden Bücher lassen sich allesamt den unterschiedlichen Interessen an Bourdieus Theorie der Praxis zuordnen. Mit dem Handbuch liegt eine Überblicksliteratur vor; Wolfgang Lempert verbindet ein philologisches Interesse mit einem an der theoretischen Weiterführung an Bourdieus Werk; Stefan Zenklusen liefert eine theoretische Arbeit mit philologischem Schwerpunkt. Die Herausgaben von Primärtexten dokumentieren die Werkentwicklung mitsamt ihrer Kontinuitäten im Hinblick auf das politische Engagement Bourdieus. Zudem finden sich Zusammenstellungen zu einzelnen Sachthemen wie Religion und Politik, die zum Teil bislang nicht übersetzte Texte zum Thema umfassen.

II. Über Bourdieu

Das von Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein herausgegebene „Bourdieu-Handbuch" ist im Metzler Verlag erschienen und reiht sich neben und zwischen weitere Personen-Handbücher zu ‚Großtheoretikern' und theoretischen Großunternehmern – freilich muss sich das nicht ausschließen – von der Antike bis in die Gegenwart. Das Handbuch zu Leben, Werk und Wirkung gibt einen detaillierten Überblick über Theorien und Theoretiker, die Bourdieu beeinflusst haben, über die Grundbegriffe seiner Theorie der Praxis, und es finden sich Artikel, die seine zentralen Texte und Bücher vorstellen. Ein Kapitel zu Bourdieus internationaler Rezeption sowie ein Anhang mitsamt Glossar, Zitationsliste der Primär- und Sekundärliteratur, einem Verzeichnis der über 50 beteiligten Autoren und ein Personenregister runden das Handbuch ab. Als einer der am Handbuch beteiligten Autoren möchte ich an dieser Stelle nicht einzelne Artikel hervorheben, sondern mich darauf beschränken, die Konzeption zu würdigen. Insgesamt ist das Handbuch ausgezeichnet dazu geeignet, ein vertiefendes Studium von Bourdieus Schriften zu begleiten. Explizit weisen die Herausgeber den Anspruch ab, es könne ein Ersatz für die Lektüre einschlägiger Einführungsbände oder gar der Primärliteratur sein (vgl. X). Was man aber findet, sind anspruchsvolle Auseinandersetzungen mit den Einflüssen, Grundbegriffen und Werken von Bourdieu. Das Handbuch kann beständig zur Orientierung herangezogen werden, versorgt den Leser auch mit kritischen Lesarten (vgl. 19, 115, 122ff. etc.) und kann zudem verwendet werden, um in der umfangreichen Bibliographie themenbezogen weitere relevante Literatur zu recherchieren. Gerade auch diejenigen Passagen, in denen gängige Kritiken referiert und kommentiert werden, markieren theoretische und methodische Probleme, die zur weiteren Kritik sowie zum Umbau der Konzeptionen und das heißt: zu einer vertieften und zugleich kritisch distanzierten Auseinandersetzung mit der Theorie der

Praxis motivieren. Der letzte Punkt ist wichtig, weil groß angelegte Theorieansätze oftmals dazu verführen, das theoretische Gerüst zu stabilisieren und den Theoriebau zu schließen, anstatt ihn auseinanderzunehmen und möglicherweise in anderer Weise neu zu arrangieren. Im Speziellen ist dies für Bourdieu wichtig herauszustellen, weil es sicher entgegen seiner Absicht war, ein geschlossenes System mit dem Anspruch auf Großtheorie zu formulieren. Die teilweise dann aber eher abschließend als öffnend erscheinenden und theoriesystematisch miteinander verschränkten Begriffe können zu einer solchen Lesart verleiten. Zu diesen Konzepten zählen der ‚Habitus', der gleichermaßen die Konstruktion der sozialen Welt auf die Reproduktion einer etablierten Ordnung orientiert wie die konstatierten ‚strukturellen Homologien' zwischen ‚sozialem Raum' und ‚sozialen Feldern'. Dies hat Bourdieu unter anderem die Kritik eingebracht, dass er ‚Gesellschaft' als eine sich fortwährend selbst stabilisierende Struktur begreife, keinen Sensus für die Handlungsspielräume der sozialen Akteure habe und zudem diese Sozialtheorie kaum mit seinem Willen zu politischem Engagement vereinbart werden könne. Inwiefern solche Kritiken triftig sind oder auch nicht, lässt sich mit Hilfe des Handbuchs sicher schneller herausarbeiten als ohne ein solches. Andererseits haben diese grundlegenden Konzepte aber auch zu den erwähnten unkritischen Lesarten geführt, die im Verbund mit der charismatischen Figur des Soziologen Bourdieu dazu neigen, die Theorie und ihren Theoretiker gegen jeglichen Angriff zu verteidigen und im Verhältnis zu den Unstimmigkeiten und begrifflichen Unterbestimmtheiten zu überhöhen, die die Herausgeber des Handbuches als Grund zur Verzweiflung markieren (vgl. X).

Den Eindruck, dass ein Autor dieser Versuchung unterliegen kann, erwecken viele Passagen in Wolfgang Lemperts inhaltlich recht umfangreich angelegten Buch „Soziologische Aufklärung als moralische Passion: Pierre Bourdieu", von dem mittlerweile auch eine 2., aktualisierte Auflage vorliegt. Allein die schon im Titel vorgenommene Verquickung von intellektuellem Projekt der Aufklärung, guten Absichten der moralischen Leidenschaft und der konkreten Person des Autors Bourdieu, erschwert eine Distanznahme zu der Theorie, mit der sich hier auseinandergesetzt wird. Auf den ersten Seiten wächst dann auch zunächst das Befremden darüber, dass man als Leser meint, hier sei ein Jünger im Dienste des Herrn unterwegs, wenn man liest, dass ein Versuch vorliegt, „ zur Verbreitung seiner ‚Botschaft' beizutragen" (10) und dabei „zu helfen, den Kreis derer zu vergrößern" (ebd.), die sich mit Theorie, Empire und Methode von Bourdieus Werk auseinandersetzen. Der Autor selbst bemerkt und vermerkt allerdings unmittelbar im Anschluss, dass solche Formulierungen Missverständnisse provozieren können und beugt vor, indem er auf die Sache lenkt. Wenn auch im weiteren Verlauf des Buches die – zum Teil sicher nachvollziehbare – Bewunderung gegenüber Bourdieu und seinem Werk in einigen Formulierungen spürbar bleibt, so ist doch auch diese Sache, um die es Lempert geht, deutlich herausgestellt, jedoch nicht immer konsequent entlang eines roten Fadens herausgearbeitet. Worum geht es? Das Hauptthema ist der Versuch, Bourdieus Theorie als Beitrag zu einer Moraltheorie zu lesen und deshalb nach ihren moraltheoretischen Implikationen oder Anschlussmöglichkeiten zu fragen. Darüber hinaus will es aber auch einen philologischen Beitrag leisten, wenn Moral als „durchgängiges Leitmotiv der soziologischen Untersuchungen und Publikationen Bourdieus" hervorgehoben wird (15). Gegen Ende pointiert der Verfasser erneut, dass er hofft, zu einem besseren Verständnis von Bourdieus Werk beigetragen zu haben, indem er den moralischen Anspruch neben den theoretisch-empirischen Analysen und dem politischen Engagement herausstellt. Ganz ersichtlich wird mir der Ertrag nicht, weil die „moraltheoretische" Lesart zunächst darauf hinaus-

läuft, dass Bourdieu ganz in der Tradition von Webers Konzept der Wertbeziehung versucht, den Widerspruch zwischen wertfreier Forschung und wertender Kritik sozialer Verhältnisse zu überwinden. Nicht die theoretische und empirische Forschung ist gemäß ihrer Standards normativ gehaltvoll, wohl aber die Selektion der Forschungsthemen und Forschungsperspektiven durch den Forscher als „Kulturmensch". Kritisch ist also der Theoretiker und nicht die Theorie. Bourdieus Forschungen zu sozialer Ungleichheit und ihrer materiellen wie symbolisch-kulturellen Reproduktion lassen sich mit diesem Argument vereinbaren. Der Anspruch geht dann aber doch über das Weber'sche Theorem hinaus, wenn Lempert eine Definition von Moral an den Anfang des Buches stellt und dieser Definition gemäß den moralischen Gehalt nicht nur der Themenselektion, sondern auch einzelner Grundbegriffe bestimmt. „Moral" wird durch die „Achtung und Anerkennung […] von Menschen […] als ganzer Person" (13) bestimmt. Mit einem derart gefassten Begriff lassen sich für Lempert auch Bourdieus Grundbegriffe als moralisch gehaltvoll qualifizieren. Insbesondere betrifft dies die Begriffe des „symbolischen Kapitals" und der „symbolischen Gewalt/Macht", weil sie durch die Anerkennung von anderen oder von sozialen Strukturen der Ungleichheit definiert sind. Das Symbolische im Sinne Bourdieus erscheint mithin als das Moralische schlechthin. Es fällt allerdings schwer, mit Bourdieu die Anerkennung des anderen Menschen als Gesamtperson zu denken, schließlich sind die Begriffe eingeführt worden, um die subtilen Formen der Produktion sozialer Ungleichheit durch Anerkennung und der damit zugleich einhergehenden Verkennung herauszuarbeiten. Lempert wendet allerdings die bei Bourdieu insgesamt herrschaftssoziologisch angelegte Anerkennungsthematik in Richtung eines normativ gehaltvollen Anerkennungstheorems, wie es etwa von Axel Honneth vorgelegt worden ist. Deutlich wird dies, wenn Lempert den „Kampf um Anerkennung" mit Bourdieus „Versöhnung der Gegensätze" verknüpft. Das Thema der „Versöhnung der Gegensätze", das bei Bourdieu vor allem auf theoretische Gegensatzpaare wie Subjektivismus/Objektivismus, semiologisch/materialistisch bezogen ist, weitet Lempert ausgehend von Bourdieus Soziobiografie auf Bourdieus „gespaltenen Habitus" bis hin zur Überwindung von sozialen Gegensätzen der Klassen aus (vgl. 177, 229). Zuweilen liest sich die Bourdieu-Interpretation denn auch wie ein Versuch, Bourdieu als eine empirisch gesättigte Variante der kritischen Theorie zu lesen. So wird etwa die autonome Logik des Feldes der Wissenschaft zumindest als Modell für einen wahrheitsorientierten, herrschaftsfreien Diskurs angeführt (vgl. 138f). Dieser Diskurs erfordere zudem einen wissenschaftlichen Habitus, der für alle Gesellschaftsmitglieder erstrebenswert sein soll, weil hier Anerkennung durch Gleichbehandlung nach Diskursregeln möglich werde (vgl. 139). Dass es Lempert letztlich um eine normative Aufladung über die Wertbeziehung und die politisch bedeutsamen Forschungsprojekte hinaus geht, bestätigt sich zudem am Ende des Buches, wenn die Bearbeitung des Verhältnisses „von Sachaussagen und Werturteilen" (263) als Desiderat markiert und seine Bearbeitung im Rekurs auf die Kritische Theorie der Frankfurter Schule und Psychoanalyse in Aussicht gestellt wird (ebd. f.). Insgesamt ist das Buch mit Blick auf die Vielzahl sehr grundlegender Problemstellungen, denen man in einem Buch nicht gerecht werden kann, anspruchsvoll und zuweilen auch sperrig geraten. Letzteres liegt vermutlich auch daran, dass Lempert mehrere Ziele mit seinem Buch verbindet: Es soll zum einen Bourdieu als moralischen Theoretiker der Moral lesbar machen, aber zum anderen auch für Berufs- und Wirtschaftspädagogen eine Art ‚Hinführung' zu Bourdieu sein (vgl. 247f.).

Ist Lemperts Buch der Versuch einer „moraltheoretischen" Systematisierung des Werks von Bourdieu, so findet sich in Stefan Zenklusens „Philosophische Bezüge bei Pi-

erre Bourdieu“ kein systematischer Anspruch. Weitgehend geeint sind die einzelnen Kapitel dadurch, dass sie den philosophischen Bezügen bei Bourdieu als eine Art ideengeschichtlichem Kontext des Werkes und seiner Entstehung nachspüren wollen (vgl. 9). Der Autor selbst schreibt seinem Buch entsprechend einen ‚additiven Zug‘ zu (vgl. ebd.), den der Leser nur bestätigen kann. Dies betrifft zunächst die Auswahl der Theoretiker, zu denen Bourdieus Theorie in Bezug gesetzt wird. Dass die philosophischen Bezüge mit einem Kapitel zu Durkheim beginnen, ist die eine Ungereimtheit, eine andere ist die, dass Theoretiker ins Verhältnis zu Bourdieus Werk gesetzt werden, die in diesem gar nicht vorkommen. Dieser Problematik ist sich der Autor selbst bewusst, wenn er etwa schreibt, dass Bourdieu Gehlens Werk kaum gekannt haben dürfe (vgl. 9) oder wenn er zu Beginn eines Adorno-Kapitels darauf verweist, dass es abwegig erscheinen könne, beide Autoren vergleichen zu wollen (vgl. 209). Daneben finden sich Kapitel zu explizit von Bourdieu angeführten Theoretikern wie Bachelard, Merleau-Ponty, Sartre, Heidegger, Wittgenstein usw. Ein anderer für Bourdieu zentraler Theoretiker fehlt jedoch komplett: Ernst Cassirer. Additiv erscheint allerdings auch der Wechsel von Kapiteln, die sich auf Autoren beziehen, und solchen, die Themen oder empirische Arbeiten von Bourdieu in den Blick rücken. So enthält das Buch ein Kapitel zu Bourdieus Béarn-Studien, das dadurch begründet wird, dass berücksichtigt werden müsse, dass Bourdieus Theorie immer in enger Anbindung an seine Empirie entstanden ist (vgl. 55). Zudem finden sich Kapitel zum Habitusbegriff und zur „negativen Philosophie“, die vor allem im späten Werk „Méditationes pascaliennes“ enthalten ist. À propos Pascal, ein Kapitel zu diesem für Bourdieu zentralen Denker fehlt auch. Von Pascal ist zwar im Kapitel zur negativen Philosophie die Rede, aber ausschließlich in der Lesart von Bourdieu. Dies überrascht insofern, als beispielsweise in den Kapiteln zu Kant und Derrida, aber auch zu Leibniz und Spinoza die Originale im Vergleich zu Bourdieus Interpretationen zu Wort kommen. Mithin finden sich in dem vorliegenden Buch, das zugleich die Promotionsschrift des Verfassers ist, nicht nur ein „additiver Zug“, sondern auch einige Ungereimtheiten bezüglich dessen, was hier inhaltlich nebeneinander gestellt wird. Insgesamt lässt sich über die einzelnen Kapitel nicht viel Schlechtes berichten. Ganz im Gegenteil sind sie in weiten Teilen gut geschrieben und es finden sich luzide Darstellungen der behandelten Theorien und Konzepte. Man kann einiges über das Verhältnis von Kant und Bourdieu oder Wittgenstein und Bourdieu erfahren usw. Allerdings fehlt ein Zusammenhang stiftender Bezugspunkt doch erheblich, gerade im Hinblick auf die Kriterien der Auswahl der Autoren und auch im Hinblick auf den Ertrag der einzelnen Kapitel. Damit ist etwas verschenkt, was insbesondere mit Bourdieus Theorie der Praxis möglich gewesen wäre: eine Reflexion auf die philosophischen Bezüge der Theorie der Praxis mit den Mitteln der Theorie der Praxis. Die Theorie sozialer Felder hätte doch durchaus die Möglichkeit geboten, die Bezugstheorien Bourdieus in den 1950er und den folgenden Jahren systematisch herauszuarbeiten. Zudem wäre es dann möglich gewesen, die verschiedenen Theorien, mit denen Bourdieu konfrontiert war, bezüglich ihrer Rezeption im französischen Feld der Philosophie zu rekonstruieren. Dies leisten zum Beispiel die entsprechenden Abschnitte im Bourdieu-Handbuch, das der vorliegenden Arbeit in dieser Hinsicht überlegen ist. Überhaupt stellt sich die Frage, wie das vorliegende Buch Zenklusens genutzt werden kann. Eigentlich bietet es sich dazu an, autoren- oder themenbezogen nachzuschlagen und nachzulesen, um das Verhältnis zu den behandelten Autoren – oder auch das Nicht-Verhältnis – vertiefend verstehen zu können. Im Prinzip ist es also als Handbuch zu verwenden – das dann aber schon starke Konkurrenz hat.

III. Algerien

Mit „Algerische Skizzen“ und „In Algerien“ liegen zwei Bücher vor, die einander ergänzend gelesen werden können. In beiden Bänden finden sich Zusammenstellungen von Texten aus dem Frühwerk Bourdieus, in denen die empirische Basis der Theorieentwicklung gleichermaßen zu beobachten ist wie die Übergänge von ethnologischen zu soziologischen Fragestellungen. Zu guter Letzt zeugen die Texte von der kontinuierlich kritisch und politisch ausgerichteten Forschungsperspektive, die durch die Kriegs- und Elendserfahrungen dieser frühen Forschungszeit geprägt worden ist. Beide Bücher können auch aus dem Grund ergänzend gelesen werden, weil sich die Texte zum Teil überschneiden; etwa „Krieg und gesellschaftlicher Umbruch in Algerien“ (53ff. bzw. 175ff.) oder „Entwurzelte Bauern“ (131ff. bzw. 193ff.).

Dem Band „In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung“ kommt eine Sonderstellung im Kreis der vorliegenden Bücher zu, weil es sich hier um ein begleitendes und ergänzendes Buch zu einer Ausstellung der Fotografien handelt, die Bourdieu zwischen 1958 und 1961 in Algerien gemacht hat (vgl. 219). Wie man aus einem im Buch enthaltenen Interview von Franz Schultheis mit Bourdieu lernen kann, hat Bourdieu in seinen frühen Forschungen Fotografien als Medien genutzt, um einerseits seine Beobachtungen zu dokumentieren und später zu erinnern, andererseits aber auch, um die notwendige Distanz zu seinem Forschungsgegenstand zu erzeugen. Das Wechselverhältnis von Fotografie und Forschungsarbeit wird im Buch durch die Zuordnung von Textauszügen der frühen Forschungsarbeiten zu einzelnen Fotografien oder zu Serien von Fotografien herausgestellt. In den „Anmerkungen zu den fotografischen Dokumentationen von Pierre Bourdieu“ (vgl. 217ff.) erfährt man von Christine Frisinghelli davon, wie das Projekt einer Ausstellung der Fotografien sowie der Erstellung des Buches in Kooperation von Franz Schultheis mit Pierre Bourdieu und im Ausgang von dem zu Beginn des Buches abgedruckten Interview zustande kommen konnte. Der Leser gewinnt mit der Lektüre und vor allem der Durchsicht des Buches nicht allein einen Einblick in die Originalität der Forschungsarbeit Bourdieus, sondern auch einen Eindruck von dessen fotografischem Können. Beides zusammengenommen zeugt von der Ästhetik dieser Soziologie.

„Algerische Skizzen“, herausgegeben von Tassadit Yacine, bietet eine umfangreiche und nicht bebilderte Textzusammenstellung zu Bourdieus Algerienforschung. Die frühen Arbeiten von Bourdieu stehen im Zentrum und das erklärte Ziel des Buches ist es, die frühen Forschungstexte sowie die späteren Reflexionen über diese frühe Forschung den Lesern gesammelt zugänglich zu machen (vgl. 12). Es finden sich sowohl Texte, die Bourdieu im Verlauf seines Algerienaufenthalts verfasst hat, als auch Interviews bzw. Gespräche mit Mouloud Mammeri, spätere Texte über die frühen Forschungen sowie im Anhang einige Briefe an André Nouschie. Darüber hinaus findet sich ein sehr informatives und lesenswertes einleitendes Kapitel der Herausgeberin, das neben den editorischen Vorbemerkungen eine fünfzigseitige Abhandlung über Bourdieus Soziologie Algeriens umfasst, in der gleichermaßen die historische Situation Algeriens wie auch Bourdieus Erfahrung dieser Situation und die Genese seiner Arbeiten ausgehend von seiner akademischen Laufbahn kenntnisreich rekonstruiert werden (vgl. 24ff.). Abgerundet wird der Band durch eine „Chronologie der historischen Ereignisse“ (vgl. 498ff.), eine Karte der Orte von Bourdieus Forschungen in Algerien sowie eine umfangreiche Bibliographie. Letzterer ist auch zu entnehmen, welche der abgedruckten Texte zum ersten Mal in deutscher Sprache erschienen sind. Auch wenn diese Texte, wie etwa „Der Zusammenstoß der Zivilisationen“, „Innere

Logik der ursprünglichen algerischen Gesllschaft“ oder „Die Herstellung des ökonomischen Habitus“ m. E. inhaltlich zu dem auch zuvor in deutscher Sprache verfügbaren Texten nichts wesentliches hinzufügen, so sind sie für philologisch interessierte Leser Bourdieus in Verbindung mit den genannten Gesprächen und Briefen sicherlich ein Gewinn. Insgesamt bietet der Band einen ausgezeichneten Überblick über Bourdieus Soziologie Algeriens, der im Zusammenhang mit „In Algerien“ ein recht vollständiges Bild dieser Forschungsarbeiten zeichnet.

IV. Sachen

Die Bücher zu den Themen Religion und Politik sind beides Textsammlungen einer auf 13 Bände angelegten Schriftenreihe, die von Franz Schultheis und Stephan Egger herausgegeben wird. In den einzelnen Bänden werden Texte von Bourdieu aus allen Werksphasen zu einem Sachgebiet zusammengestellt. Die vorliegenden Bücher „Politik. Schriften zur politischen Ökonomie 2“ und „Religion. Schriften zur Kultursoziologie 5“ sind im UVK Verlag erschienen. Mittlerweile erscheint diese Reihe jedoch (auch) im Suhrkamp-Verlag. Der Band zur Religion liegt schon vor und der zur Politik ist für Dezember 2012 angekündigt. Da der Editionsplan im Suhrkamp-Programm mit dem in den UVK-Bänden identisch ist, gehe ich davon aus, dass sich konzeptionell und inhaltlich nichts geändert hat. Die Herausgeber verstehen die beiden vorliegenden Bände nicht als erweiterte Neuauflagen von „Das politische Feld“ (2001) und „Das religiöse Feld“ (2000), die gleichermaßen bei UVK erschienen sind. Der Anspruch geht über die spezifisch feldtheoretischen Arbeiten hinaus, wenn nun möglichst alle thematisch relevanten Texte aufgenommen werden sollen und so auch ein werksgenetischer Blick ermöglicht wird. Dies ist vor allem an dem vorliegenden Buch zum Thema Politik zu beobachten. Wie die Herausgeber in den editorischen Anmerkungen herausstellen, sind auch diejenigen Texte von Bourdieus politischer Soziologie vertreten, die nicht den feldtheoretischen Arbeiten zuzuordnen sind. Dabei handelt es sich um die „ideologiekritischen“ Schriften (vgl. 350) wie etwa „Die öffentliche Meinung gibt es nicht“ oder „Die Doxosophen“. Der Band versammelt neben den aus „Das politische Feld“ bekannten Texten zudem weitere Texte zum Zusammenhang von Politik und symbolischer Gewalt, die zuvor verstreut in verschiedenen Bänden in deutscher Sprache zur Verfügung standen. Darüber hinaus finden sich Erstübersetzungen wie der schon genannte Text „Die Doxosophen“, „Das Mysterium des Ministerium“ und vor allem „Politik, Sozialwissenschaften und Journalismus“, in dem Bourdieu die drei genannten Felder in ihren Beziehungen untersucht und so ganz ausgezeichnet zugleich in die Grundlagen der Feldtheorie einführt und ihre Leistungsfähigkeit vorführt. Zu erwähnen ist noch, dass die Herausgeber sich entschieden haben, die Arbeiten zum Staat in einem gesonderten Band zur politischen Ökonomie zu veröffentlichen.

Der Band „Religion“ weicht von der Erwartung, dass es sich um eine erweiterte Neuausgabe von „Das religiöse Feld“ handelt, deutlich weniger ab. Dies wiederum war durchaus zu erwarten, weil Bourdieus frühe Texte zur Religionssoziologie zugleich die Gründungstexte für seine Feldtheorie sind. Die Auseinandersetzung mit Max Webers Religionssoziologie aus „Wirtschaft und Gesellschaft“ hat Bourdieu letztlich zur Ausarbeitung der Relationen zwischen den religiösen Spezialisten und damit zur Entwicklung des Feldbegriffs geführt. Der Band umfasst die beiden Auseinandersetzungen mit Webers Religionssoziologie, die in „Das religiöse Feld“ zuerst erschienen sind. Darüber hinaus finden

sich Texte, die verstreut schon in deutscher Sprache erschienen sind, wie etwa „Das Lachen der Bischöfe“ oder auch „Soziologie des Glaubens und der Glaube des Soziologen“. Was den Band abgesehen von seiner Platzierung in der Reihe der Schriften Pierre Bourdieus aber für die deutsche Rezeption so wichtig macht, ist die nun endlich vorliegende deutsche Erstveröffentlichung der in Zusammenarbeit mit Monique de Saint Martin verfassten empirischen Studie „Die Heilige Familie. Das französische Episkopat im Feld der Macht“.

V. Fazit

Überblickt man nun abschließend die Arbeiten über Bourdieus Werk und die themenbezogenen neuen Zusammenstellungen seiner Texte, so lässt sich zunächst positiv feststellen, dass das Interesse an dieser ausgesprochen forschungsorientierten Theorie und Theoriebildung anhält. Möglicherweise ist dies als Indikator dafür zu werten, dass mit dieser Theorie der Praxis nach wie vor ein Ausgangspunkt und ein fruchtbares Werkzeug für weiterführende Theoriebildung und empirische Forschung vorliegt. Das Anregungspotenzial lässt sich, so kann vermutet werden, darauf zurückführen, dass hier eine zwar groß angelegte Theorie gegeben ist, an der aber durch die Unbestimmtheit mancher ihrer Begriffe und deren Zusammenhangs zugleich ein beständiger Prozess der Überarbeitung zu beobachten ist. Dies kann in der Sekundärliteratur zu Versuchen führen, die Theorie abschließend zu systematisieren, aber in der Auseinandersetzung mit den Originalschriften bleibt eine Offenheit sichtbar, die von den Herausgebern des Handbuchs unter anderem und zu recht als möglicher Anlass für Verzweiflung über diese Theorie herausgestellt worden ist. Die beiden Arbeiten über Bourdieu zeugen von möglichen Anschlüssen, zum einen weiterführend wie bei Lempert und zum anderen philologisch wie bei Zenklusen. Man muss mit den Durchführungen dieser Arbeiten nicht zufrieden sein, um dennoch an ihnen Möglichkeiten der Weiterarbeit mit und an der Theorie der Praxis zu markieren. Die themenbezogenen Zusammenstellungen sowohl zur frühen Soziologie Algeriens als auch zu den Sachgebieten Politik und Religion liefern durch ihre sorgsame Edition mitsamt den jeweils ausgezeichneten Begleittexten der Herausgeber eine Fülle an Material, das zu weiteren Anschlüssen an das Werk von Pierre Bourdieu auffordert und im besten Fall inspirieren kann.

Literatur

Bourdieu, Pierre (2000): Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens. Konstanz: UVK.

Bourdieu, Pierre (2001): Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft. Konstanz: UVK.

Engagement als Voraussetzung für Demokratie – Neues aus der Zivilgesellschaftsforschung

Serge Embacher / Ansgar Klein

Brigitte Geißel, Kritische Bürger. Gefahr oder Ressource für die Demokratie. Frankfurt a. M.: Campus 2011, 221 S., br., 29,90 €

Mark Herkenrath, Die Globalisierung der sozialen Bewegungen. Transnationale Zivilgesellschaft und die Suche nach einer gerechten Weltordnung. Wiesbaden: VS 2011, 343 S., br., 39,95 €

Johanna Klatt / Franz Walter, Entbehrliche der Bürgergesellschaft. Sozial Benachteiligte und Engagement. Bielefeld: transcript 2011, 250 S., br., 19,80 €

Emanuel Richter, Die Wurzeln der Demokratie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2008, 342 S., gb., 39,90 €

Wolfgang Vortkamp, Integration durch Teilhabe. Das zivilgesellschaftliche Potenzial von Vereinen. Frankfurt a. M.: Campus 2008, 258 S., br., 32,90 €

Schlüsselwörter: *Zivilgesellschaftsforschung – Bürgerschaftliches Engagement – Demokratietheorie – Engagementpolitik – Gesellschaftliche Integration*

Seit dem Abschluss der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements" im Jahr 2002 ist nicht nur die Engagement*politik* um einige Schritte vorwärts gekommen. Auch die Engagement*forschung* hat in den vergangenen zehn Jahren einen deutlichen Schub erhalten. Ging man – von wenigen Ausnahmen abgesehen – bis dato davon aus, dass Zivilgesellschaftsforschung allenfalls eine Querschnittsaufgabe sei, die man in den sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen gewissermaßen nebenbei mit erledigt, so lässt sich heute die Herausbildung eines eigenständigen Forschungsfeldes kaum noch von der Hand weisen. Auch wenn Antonio Gramcsis Idee von der *societas civile* als jener öffentlichen Sphäre, die einzig in der Lage ist, den mächtigen Dominanzsystemen von politischer Herrschaft und ökonomischer Definitionsmacht kommunikative Macht im Arendtschen Sinne entgegenzusetzen, lange auf der Reservebank der soziologischen Forschung schmachten musste, so scheint sie heute zu beweisen, welches Potenzial eigentlich in ihr steckt. Was sich in der Praxis der Politik immer mehr zeigt, dass nämlich neue Impulse für eine neue Politik des Sozialen und der Gesellschaft kaum noch aus der dem ökonomischen Dispositiv unterworfenen „verfassten" Politik in Parlament und Regierung, sondern meistens aus den Reihen einer lebendigen Zivilgesellschaft kommen, das wird nun mehr und mehr auch Gegenstand der Forschung.

Dabei geht es *grosso modo* um die Definition eines neuen Verhältnisses von Staat und Gesellschaft. Nachdem sich in den letzten Jahrzehnten weder der „aktive Staat" der Sozialdemokratie noch das neoliberale Gegenstück eines „schlanken Staates" als der Weisheit letzter Schluss erwiesen haben, ist dieses Verhältnis heute unklarer denn je. Der „aktive Staat" hatte das unabweisbare Manko, dass dort das Versprechen sozialer Sicherheit mit

einer paternalistischen Überformung der Lebenswelt verbunden war. Das Konzept des „schlanken Staates", das unter dem Eindruck einer marktradikalen Ideologie von interessierter Seite ersonnen und propagiert wurde, litt dagegen von Anfang an unter seinem ökonomistisch verkürzten Freiheitsbegriff, der im Angesicht einer internationalen Finanzkrise zumindest theoretisch zusammengebrochen ist. Man könnte auch sagen: Weder das Primat der Politik über die Ökonomie noch umgekehrt das Primat der Ökonomie über die Politik konnte die moderne Gesellschaft jenen Zielen näher bringen, die ihr normativ eingeschrieben sind, nämlich Freiheit, Gerechtigkeit *und* Demokratie. Insofern hängt einiges an der Frage, wie sich das Verhältnis von Staat und Gesellschaft unter den Vorzeichen einer aktiven Bürgergesellschaft vielleicht auf eine allen drei Zielen verbundene Weise beschreiben ließe. Die Zivilgesellschaftsforschung kann hier einen zentralen Beitrag leisten, wenn es ihr gelingt, neuen Schwung in eine Debatte zu bringen, die mit nur zwei Spielern – Staat und Wirtschaft – nicht mehr weiterzukommen scheint. Die Rolle der Zivilgesellschaft als einer intermediären öffentlichen Sphäre zwischen den Sektoren Staat und Wirtschaft ist vor diesem Hintergrund eine spannende Frage, die nicht nur soziologisch, sondern vor allem auch politisch relevant ist.

Nun wird diese überwölbende Fragestellung nach dem zu definierenden Verhältnis von Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft nur selten abstrakt, sondern meist im Zusammenhang mit einem bestimmten thematischen Schwerpunkt behandelt. In den zahlreichen Ausdifferenzierungen, welche etwa die Engagementforschung mittlerweile erfahren hat, zeigt sich sozusagen performativ eine Art Theorie der Gesellschaft in praktischer Absicht. Die Differenzmaschine namens Wissenschaft produziert stetig neue Erkenntnisfelder, die insgesamt ein für die Gesamtgesellschaft hochgradig relevantes Forschungsfeld „Zivilgesellschaft" ausmachen. Vor diesem Hintergrund sind in der letzten Zeit einige Bücher zum Themenkreis Zivilgesellschaft und Demokratie erschienen, die dem Thema wichtige Facetten hinzufügen und vor allem die sich täglich ereignende Engagement*praxis* mit kluger Begriffsbildung theoretisch aufhellen helfen. Wie unterschiedlich in Thema, Ausrichtung, Methode und Diktion diese Bücher auch sein mögen, gemeinsam ist ihnen, dass sie allesamt das Engagement von Bürgerinnen und Bürgern in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellen und damit den Engagementdiskurs mit der Debatte über Grundlagen und Entwicklungsperspektiven der Demokratie verbinden.

So stellt Emanuel Richter in seinem Buch *Die Wurzeln der Demokratie* die Sozialität des Menschen, seine anthropologisch bedingte Eingebundenheit in die Gesellschaft mit anderen Menschen, in den Mittelpunkt seiner republikanisch motivierten Theorie einer partizipativen Demokratie. Die Tatsache des Mensch-unter-Menschen-Seins „zwingt" uns alle in ein kommunikatives Setting, das Demokratie zur einzig sinnvollen kollektiven Lebensform und den aktiven, kompetenten Bürger zum zentralen Movens dieser Kultur werden lässt. Brigitte Geißel untersucht in *Kritische Bürger. Gefahr oder Ressource für die Demokratie?* genau diese Figur des aktiven, kompetenten Bürgers, der aufgrund seiner ausgeprägten Kritikbereitschaft entscheidend zur Weiterentwicklung des demokratischen Gemeinwesens beiträgt. Die gesamtgesellschaftlichen Integrationswirkungen des Engagements zeigen sich aber nicht nur in der explizit politischen Haltung der Kritik, sondern auch in weniger spektakulären Formen des bürgerschaftlichen Engagements im Verein und anderen gemeinnützigen Organisationen, wie Wolfgang Vortkamp in seinem Buch *Integration durch Teilhabe. Das zivilgesellschaftliche Potenzial von Vereinen* in einer innovativen und differenzierten Weise zeigt. Allerdings müssen für eine genauere Beschreibung des Handlungszusammenhangs, der in der Kategorie Bürgerschaftliches Engagement

aufgeht, weitere Differenzierungen vorgenommen werden. Und so versucht die Untersuchung *Entbehrliche der Bürgergesellschaft* von Johanna Klatt und Franz Walter, den Zusammenhang von sozial Benachteiligten und bürgerschaftlichem Engagement in den Blick zu nehmen. Allzu oft ist der Engagementdiskurs vom Fokus auf jene gutsituierten Mittelschichten bestimmt, die materiell und sozial privilegiert sind. Die Frage, wie man sich das integrative Potenzial von sozial benachteiligten Engagierten vorzustellen hat, ist gerade unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Integration (vs. gesellschaftliche Fliehkräfte!) von Bedeutung. Will die Demokratie eines fernen Tages dann noch zu einem globalen Modell mit Aussichten auf globalen Erfolg und damit zur „planetarischen Demokratie" (Jean Ziegler) werden, muss freilich auch zivilgesellschaftlich eine den Nationalstaat übersteigende Perspektive eingenommen werden. Diesen Versuch unternimmt Mark Herkenrath in seiner Schrift *Die Globalisierung der sozialen Bewegungen*, in der die Potenziale einer transnationalen Zivilgesellschaft am Beispiel Lateinamerika und vor dem Hintergrund der Fragen nach Gerechtigkeit und sozialer Demokratie ausgelotet werden.

Demokratie als kollektive Lebensform

Emanuel Richter stellt in *Die Wurzeln der Demokratie* gleich zu Beginn sein Anliegen heraus: Es geht ihm um die Entwicklung einer „Theorie der Demokratie […], die auf eine intensive Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger am öffentlichen Leben und an den politischen Entscheidungsprozessen hinausläuft" (9). Damit verbindet er auch eine politische Absicht, indem er der grassierenden Politikverdrossenheit eine „systematisch begründete […] Portion ‚Demokratieversessenheit'" (ebd.) entgegensetzt. Die aktuellen Enttäuschungen über Politik und Demokratie führt er darauf zurück, dass die Möglichkeiten der Demokratie bislang nicht hinreichend ausgeschöpft wurden. „Wir haben die Demokratie nicht hinter uns gelassen, sondern schieben sie in unzureichenden Manifestationsstufen unerfüllt vor uns her." (14) Diese epistemologische Haltung ist deswegen interessant (und auch sympathisch), weil in ihr ein längst verloren geglaubter politischer Fortschrittsoptimismus aufscheint, auf den die Demokratie – aller postdemokratischen Gesänge zum Trotz – als kollektive Lebensweise angewiesen bleibt. Die „konzeptionelle Rückbesinnung" (12) auf die Demokratie, die Richter vorschwebt, geht davon aus, dass gerade die entwickelte Demokratie in den westlichen Gesellschaften sich nicht länger mit „anspruchslosen Vorstellungen" (11) begnügen, sondern aktiv nach Potenzialen für ihre Weiterentwicklung suchen sollte. Eine Demokratie, die lediglich nach Effizienzkriterien beurteilt wird und ausschließlich auf die Herstellung und Aufrechterhaltung einer Wettbewerbsordnung ausgerichtet ist, wird auf Dauer keinen Bestand haben, weil ihr die notwendige „affektive Bindung" (12) ihrer Bürger abhanden gekommen ist.

Bei der Suche nach Weiterentwicklungspotenzialen hilft die Fahndung nach externen Zuschreibungen, die idealistische Vorstellungen an die real existierende Demokratie von außen herantragen, nicht weiter. Zwar kann man mehr Inklusion, mehr soziale Demokratie und mehr Transparenz in politischen Prozessen fordern und wünschen. Eine realitätstaugliche Argumentation hat man darum aber noch lange nicht. Hier liegt die Schwäche mancher begriffsloser Kritik der Politik. Richters Untersuchung ist jedoch anders angelegt. Denn hier geht es darum, die der modernen Gesellschaft inhärenten Potenziale für mehr und bessere Demokratie freizulegen. Solche Potenziale, so die Grundthese Richters, speisen sich aus der anthropologischen Prämisse der Sozialität. Menschen sind immer schon auf

die Gesellschaft anderer Menschen angewiesen. Daher erweist sich unter modernen Bedingungen der Heterogenität und Pluralität Demokratie „als Teil unserer unausweichlich kooperativ angelegten Lebensform“ (14). Anders gesagt: Die Möglichkeit weitergehender Demokratisierung ist kein bloßer Wunsch, sondern Teil unserer „anthropologisch gebotene[n] Lebensform“ (16), die von der Notwendigkeit wechselseitiger Anerkennung und sozialer Integration geprägt ist. Gerade wenn die Verhältnisse komplexer werden und die menschliche Gesellschaft sich zunehmend globalisiert, bleibt als sinnvolle Form der Selbstregierung nur die Demokratie in ihrer anspruchsvollsten Variante. Weil die menschliche Lebensweise *nolens volens* kooperativ und in wechselseitiger Abhängigkeit strukturiert ist, bleibt uns nichts anderes übrig, als nach neuen Wegen der Teilhabe möglichst vieler Menschen an demokratischen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen zu suchen.

Das mit diesem Setting verbundene anspruchsvolle Theorieprogramm arbeitet Richter in drei Teilen ab. Der erste Teil *Die Ursprünge der Demokratie* (23ff.) begründet die Demokratie aus der Notwendigkeit sozialer Erfahrungen, die wir machen *müssen*, sofern wir menschliche Wesen sind. Richter leitet aus dieser Rekonstruktion des Demokratischen aus der Sozialität des Menschen auch die Entstehung von zentralen demokratischen Werten wie Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit her. Indem er die Entstehung moralischer Werte direkt aus der sozialen Erfahrung herleitet, umgeht er ein Problem vieler kommunitaristisch oder auch republikanisch inspirierter Theorien. Deren normative Plausibilität, so Richter, leide häufig darunter, dass jenes demokratische Ethos, das durch eine normativ anspruchsvolle Vergesellschaftungsweise erst etabliert werden soll, bereits vorausgesetzt werden muss, um überhaupt zu einer guten demokratischen Ordnung gelangen zu können (vgl. 15f.). Rekonstruiert man aber moralische Normen als „Produkt eines sozialen Lernens“ (64), wofür schon allein historisch vieles spricht, dann lässt sich die Möglichkeit demokratischer Ordnung und der sie tragenden Grundwerte tatsächlich aus der menschlichen Sozialität herleiten. Der zweite Teil *Die Formen der Demokratie* (109ff.) versucht einen handlungstheoretisch motivierten Zugang zu demokratischer Praxis zu gewinnen. Und auch hier operiert Richter im direkten Anschluss an seine anthropologische Prämisse. Deliberation, was er mit „öffentliche[r] Beratung unter Gleichheitsbedingungen“ (112) übersetzt, folgt gewissermaßen kulturlogisch aus der menschlichen Sozialität. Unter modernen Bedingungen bleibt uns gar nicht anderes übrig, als in komplexen Begegnungs- und Lernprozessen mit anderen über Geltungsansprüche zu beratschlagen. Richter legt Wert auf den Nachweis, dass Deliberation nicht ein kontingenter Interaktionstyp unter anderen, sondern für die demokratische Lebensweise evident ist (113ff.). Erst wenn das nachgewiesen ist, lässt sich die demokratische Öffentlichkeit als jene zentrale gesellschaftliche Kategorie auszeichnen, als die sie schon in Habermas’ *Strukturwandel der Öffentlichkeit* rekonstruiert wurde. Der dritte Teil *Die Folgen der Demokratie* widmet sich dann dem kompetenten Bürger als der Hauptfigur einer partizipativen Demokratie (205ff.). Auch hier ist Richters Blick durchaus erfahrungsgesättigt. Er sieht die Welt keineswegs voller kompetenter und engagierter Bürger, sondern konstatiert einen Ist-Zustand, der von „politische[r] Verführbarkeit, Fehleinschätzungen, Apathie und Verdrossenheit“ (207) gekennzeichnet ist. Doch gerade angesichts seiner anthropologischen Begründung der Demokratie kann der Autor sich nicht damit begnügen, diesen Zustand als „akzeptablen Normalzustand“ (ebd.) zur Kenntnis zu nehmen. Stattdessen wird die Entstehung politischer Kompetenz als Voraussetzung für bürgerschaftliches Engagement und als reale Möglichkeit sozialer Erfahrungen rekonstruiert. Sofern die erforderlichen Rahmenbedingungen gegeben sind (hier läge die eigentliche Aufgabe der verfassten Politik!), werden

Menschen im öffentlichen Raum, d. h. in der Auseinandersetzung mit anderen, politische Kompetenzen erwerben, die sie in die Lage versetzen, Demokratie in einem anspruchsvollen Sinne mit Leben zu füllen. Entgegen der zynischen Weltsicht der so genannten realistischen Demokratietheorie (niedrige Wahlbeteiligung zeugt von allgemeiner Zufriedenheit; wenn alle sich für Politik interessieren würden, bräche Chaos aus; der Mensch als solcher interessiert sich nur für sein privates Wohlergehen usw.) entwirft Richter den kompetenten und damit mündigen Bürger als realistisches Element einer partizipativen Demokratie.

Ohne Übertreibung lässt sich resümieren, dass es dem Autor mit seiner Arbeit gelungen ist, tatsächlich die Wurzeln der Demokratie freizulegen und zu zeigen, dass in der Diskussion um den gegenwärtigen Zustand der Demokratie eine anspruchsvolle Verbindung von normativer Theorie und demokratischer Praxis möglich ist. Dem engagementpolitischen Diskurs der Gegenwart bleibt zu wünschen, dass diese Arbeit eine breite Wirkung entfalten wird.

Die Figur des Bürgers als kritikbereites Subjekt

Liest man Brigitte Geißels Buch *Kritische Bürger* vor dem Hintergrund der partizipativen Demokratietheorie Emanuel Richters, kann man kaum umhin, diese Schrift gewissermaßen wie eine empirische Bestätigung der rekonstruktiven Argumente Richters zu lesen. Ausgehend von der scheinbar widersprüchlichen Formel „Demokratie braucht politische Unterstützung – Demokratie braucht politische Kritik“ (9) dekuvriert Brigitte Geißel eine häufig vorgetragene Dichotomie in der wissenschaftlichen Literatur. Statt der fruchtlosen und unbeantwortbaren Frage zu folgen, ob Kritik und Unzufriedenheit gut oder schlecht für die Demokratie seien, führt sie den Begriff der „Kritikbereitschaft“ als zentrale Größe ein. Weder die ältere Lehrmeinung, so Geißel, dass Kritik und politisch unzufriedene Bürger schädlich für die Demokratie seien, noch die in neueren Ansätzen vertretene gegenteilige Annahme, dass gerade Kritik und Unzufriedenheit gut für die Demokratie seien, ist am Ende wirklich plausibel. Vielmehr zeichnet den kompetenten Bürger in der mündigen Demokratie aus, dass er über Kritik*bereitschaft* sowie die *Fähigkeit* zur Kritik verfüge. Dies sind die Voraussetzungen, die es ihm ermöglichen, sich gegebenenfalls in den politischen Prozess einzubringen und auf diese Weise den deliberativen Zusammenhang moderner Verhandlungsdemokratien zu stärken und zu bereichern bzw. mit kritischen Impulsen zu versehen.

Um den Nachweis zu führen, dass diese Annahmen plausibel sind, bedarf es freilich eines differenzierten Begriffs der politischen Kritik ebenso wie der empirischen Überprüfung. Beides wird von Brigitte Geißel „geliefert“. Statt die Neigung von Menschen zu politischer Kritik pauschal mit Unzufriedenheit bezüglich des politischen Systems gleichzusetzen, operiert Brigitte Geißels Studie mit dem Begriff der „Kritikbereitschaft“, welche sie als „die Befürwortung der Bürgerpflicht, politische Sachverhalte zu beobachten (Beobachtungspflicht) und möglicherweise zu intervenieren“ (20), versteht. Damit bindet sie – auch wenn der Pflichtbegriff im Zusammenhang mit der aktuellen engagementpolitischen Debatte bisweilen missverständlich oder irreführend ist – das Denken und politische Urteilen von Bürgerinnen und Bürgern an ein Konstituens demokratischer Gemeinwesen zurück. Diese können auf Dauer nur bestehen, wenn ihre Mitglieder sich in ausreichender Zahl und in ausreichendem Maße für die Geschicke des Gemeinwesens interessieren: „Im Konzept der Kritikpflicht orientiert sich die Bestimmung einer idealen *civic culture* nicht am Aktivitätsgrad, sondern am Ausmaß und der Verbreitung der Kritikbereitschaft.“ (22) Zur empiri-

schen Überprüfung des Begriffs der Kritikbereitschaft verwendet Brigitte Geißel Daten der so genannten *Gemeindestudie* (GEM – 2003)[1] sowie des *International Social Survey Program* (ISSP – 2004). Alle Analysen beziehen sich auf die föderalen Ebenen Kommune, Bundesland und Staat. Dabei ergibt sich ein „einheitliches Bild" (160). „[A]lle Analyen weisen darauf hin, dass gerade Kritikbereitschaft die Weiterentwicklung von Demokratie befördert" (ebd.).

Die Bedeutung des kritikbereiten Bürgers für eine vitale Demokratie zeigt sich vor allem, wenn man diesen produktiven Typus mit anderen auch empirisch auftretenden Varianten des Bürgers vergleicht: Der nicht kritikbereite und (scheinbar) zufriedene Bürger macht zwar dem System der verfassten Politik keinen Ärger, bringt aber nur wenig neue Impulse und „kaum innovative demokratische Ideen" (162) in den politischen Prozess ein. Der andere Typus, der nicht kritikbereite und unzufriedene Bürger, kann sich sogar als Gefährdung der Demokratie insofern erweisen, als er undemokratische Tugenden wie Intoleranz und Gleichgültigkeit oder Antipathie gegenüber Minderheiten an den Tag legt. Dagegen ist es beim kritikbereiten Bürger im Grunde irrelevant, ob er aktuell zufrieden oder unzufrieden mit den politischen Verhältnissen ist. Entscheidend ist vielmehr, dass er durch seine innere Disposition dem „informiert-involviert-kompetenten, von demokratischen Prinzipien überzeugten Idealbürger" (163) nahe kommt. Diese Eigenschaften sind es auch, die die Politik im Ganzen besser machen. Denn die politischen Eliten arbeiten in einer Demokratie umso effektiver im Sinne des Gemeinwohlgedankens, je stärker sie vor einer kritikbereiten Bürgerschaft kontrolliert und mit Impulsen versorgt werden.

Damit ist für die Demokratietheorie im Sinne Richters die Erkenntnis gewonnen, dass all jene „realistischen" Theorieansätze à la Schumpeter, die im passiven und unkritischen Bürger die demokratische Idealfigur sehen, heute völlig unrealistisch geworden sind (vgl. 163). Für aktuelle Engagementpolitik bedeutet es dagegen, dass diese Politik sich viel stärker als bislang als *Demokratie*politik im anspruchsvollen Sinne verstehen muss.

Vereine als Orte kritikbereiter Bürger?

Doch wo sind nun die Orte jener kritikbereiten Bürger, an denen sie ihre für die Demokratie fruchtbringende Haltung mit Leben erfüllen können? Wolfgang Vortkamp nimmt in seiner Studie *Integration durch Teilhabe* Vereine als zivilgesellschaftliche Organisationen unter die Lupe, um die bekannte These zu überprüfen, dass massenweise Mitgliedschaft in gemeinnützigen Organisationen gut für das demokratische Gemeinwesen sei. Dabei stellt er zunächst die klassisch soziologische Frage in den Mittelpunkt, wie unter modernen Bedingungen gesellschaftliche Integration überhaupt möglich ist. Den Ausgangspunkt führt Vortkamp klar vor Augen: „Im Zuge wirtschaftlicher Globalisierung und der damit einhergehenden Zunahme ethnischer und kultureller Pluralität und Heterogenität wurde die innere Homogenität und kulturelle Geschlossenheit von Gesellschaften weitgehend aufgelöst und wird auch in Zukunft nicht mehr herstellbar sein. […] Die Integration moderner Gesellschaften wird damit in zunehmendem Maße problematisch […]." (13)

Im Verfolg der Frage, wie gesellschaftliche Integration moderner Gesellschaften möglich ist, setzt Vortkamp (unter anderem) bei David Lockwoods bereits in den 1970er Jahren getroffener Unterscheidung zwischen „Sozialintegration" und „Systemintegration" an (vgl. 16). Während Sozialintegration die Integration einzelner Menschen in gesellschaftliche Organisationen meint, bezieht Systemintegration sich auf die Integration von gesellschaftlichen Organisationen in das gesamtgesellschaftliche Ganze: „Das Ganze ist ein Zu-

sammenhang verschiedener Institutionen – also die Gesellschaftsstruktur." (ebd.) Wenn das plausibel ist, dann folgt daraus die Erkenntnis, dass bürgerschaftliches Engagement als eine Form der freiwilligen Teilhabe von Menschen am demokratischen Gemeinwesen zentral sowohl für Sozial- als auch für Systemintegration ist. Umgekehrt bedarf es zur Entfaltung bürgerschaftlichen Engagements sowohl ausreichender Möglichkeiten der sozialen Integration als auch eine freiheitliche Gesellschaftsstruktur, welche die Systemintegration von zivilgesellschaftlichen Organisationen auch tatsächlich ermöglicht.

Die Integration moderner Gesellschaften entpuppt sich vor dem Hintergrund dieser Überlegungen als eine äußerst anspruchsvolle Angelegenheit. Eine entscheidende Frage ist dabei, wie die Mitgliedschaft in zivilgesellschaftlichen Organisationen zu bewerten ist. Soziales Engagement, so die These des Autors gegen einschlägige Vermutungen und Studien[2], ist für sich genommen kein Garant für soziale Integration. Auch „kann aus der Integration der Individuen in soziale Gemeinschaften keineswegs unmittelbar auf eine hohe gesellschaftliche Integration und eine Zustimmung zu allgemein gültigen Normen und Werten rückgeschlossen werden" (20). Das bloße Kriterium einer Mitgliedschaft in Vereinen taugt nicht als Messlatte für gesellschaftliche Integration. Dazu muss vielmehr die innere Verfasstheit von zivilgesellschaftlichen Organisationen („Hierarchie versus Kommunikation", ebd.) sowie die „inhaltliche Frage nach Zielen, Vorstellungen, Normen und Werten" (21) einbezogen werden. Ob Vereinen und anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen eine integrierende Wirkung zugesprochen werden kann, ist also eine empirische Frage, der Vortkamp in seiner Studie nachgeht. Am Beispiel der Stadt Dessau in Sachsen-Anhalt wurden im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereiches 485 („Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration") anhand einer Vollerhebung aller Vereine der Stadt die leitende Fragestellung untersucht.

Bei der Einordnung der empirischen Befunde kommt Vortkamp nun seine begriffliche Unterscheidung zwischen Sozial- und Systemintegration zugute. Zwar kann man sagen, dass Vereine generell einen sozialen Integrationseffekt haben, weil sie Mitglieder binden und für den Einzelnen Indentifikationsangebote bereithalten: „Vereine leisten **[…]** eine soziale oder primäre Integration, indem sie soziale Beziehungen und face-to-face Kontakte ermöglichen und dauerhaft sichern." (237) Doch können sie dadurch auch für die Gesamtgesellschaft desintegrative Effekte zeitigen, indem sie Nischen schaffen und Exklusion im Sinne von Exklusivität ermöglichen. Integrative Effekte in Bezug auf die Gesamtgesellschaft (Systemintegration) zeigen sich nur bei bestimmten Vereinen und auch dort nur bei aktiven Mitgliedern („Karteileichen" nützen wenig). „Eine grundsätzlich demokratische oder demokratisierende Funktion haben Vereine nicht, sie sind vor allem ein Spiegel der Gesellschaft." (242) Letztlich, so Vortkamps Schluss am Ende seiner lesenswerten Studie, ist es der Aspekt realer Teilhabe, der über die Integration moderner Gesellschaften entscheidet. Die Skepsis gegenüber der bestehenden Gesellschaft vor allem in den ostdeutschen Bundesländern ist nicht einer oft behaupteten Geringschätzung der Idee demokratischer Organisation des Gemeinwesens geschuldet, sondern ganz wesentlich der tatsächlichen Möglichkeit der sozialen Teilhabe.

Teilhabe – reale Möglichkeit oder rhetorischer Balsam?

An dieser Stelle setzt die Studie von Johanna Klatt und Franz Walter unter dem Titel *Entbehrliche der Bürgergesellschaft* an, indem sie das oft informelle Engagement sozial Benach-

teiligter in den Fokus rückt. Wenn es so ist, dass das Engagement in Vereinen und anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen nicht zwangsläufig für mehr soziale Integration sorgt, dann kann umgekehrt nicht ausgeschlossen werden, dass das Engagement außerhalb der organisierten Bürgergesellschaft seinerseits integrative Effekte zeitigt. Ziel des mit der Publikation verbundenen Forschungsprojekts am Göttinger Zentrum für Demokratieforschung war es, „bislang nicht oder nur geringfügig identifizierte Mentalitäten, Einstellungen und Aktivitäten gemeinschaftsbezogener Art aufzuspüren und daraus weitere, vor allem neue Handlungsempfehlungen für die Engagementpolitik zu formulieren" (41).

Im Fokus der Untersuchung stehen also die so genannten „engagementfernen Gruppen", denen im engagementpolitischen Diskurs häufig die Aufmerksamkeit gilt, ohne dass man so recht wüsste, von wem da eigentlich die Rede ist. Das Forscherteam um Franz Walter und Johanna Klatt hatte es sich zur Aufgabe gemacht, zunächst die Einstellungen und Kenntnisse der Zielgruppe zu Fragen des Engagements herauszufinden und anschließend die Frage nach neuen Engagementformen zu bearbeiten. Dabei ging man davon aus, dass bei den neuen, zeitlich begrenzten und eher spontanen Formen des bürgerschaftlichen Engagements außerhalb der klassischen Ehrenamtsorganisationen nur wenig über die soziale Zusammensetzung ihrer Akteure bekannt ist, was vor allem für die Angehörigen der gesellschaftlichen „Unterschicht" zutrifft. In einem qualitativen Verfahren – durch Expertengespräche, Fokusgruppen und Einzelinterviews – wurde zunächst die Lebenswelt von sozial Benachteiligten in Göttingen, Kassel und Leipzig ergründet, um von da aus zu ihren Einstellungen zu Themen wie Nachbarschaft, Verantwortung für andere oder Gemeinschaft zu gelangen. Interessant ist dabei vor allem die Erkenntnis, dass die meisten Begriffe des offiziellen Engagementdiskurses wie „Bürger", „Bürgergesellschaft" oder „bürgerschaftliches Engagement" auf weitestgehende Unkenntnis stießen (91ff.). Die bekannte Distanz der gesellschaftlichen Unterschicht zur Politik gelangt in der Untersuchung eindrucksvoll zum Ausdruck. Sie ist nicht nur ein Faktum, sondern auch in den sprachlich kodifizierten Bewusstseinswelten der Betroffenen fest eingeschrieben. Ein Beispiel: „Um Gottes Willen, [Politik] möchte ich nicht, reg ich mich bloß auf. […] Ja, weil man nur veralbert wird. Man wurde früher veralbert und jetzt wird man auch veralbert. […] da ist doch jedes Mal was anderes, da wird das abgezogen und das abgezogen, und werden die Preise immer höher. Die fragen nicht die Kleinen." (138)

Vor diesem Hintergrund läge es nun nahe anzunehmen, dass sozial benachteiligte und formal wenig gebildete Menschen sich auch bezüglich eines gesellschaftlichen Engagements zurückhalten. Inbezug auf die meisten Formen der organisierten Bürgergesellschaft trifft dies auch zu, sind doch die Barrieren für bürgerschaftliches Engagement in bestimmten Lebenslagen evident (vgl. 150ff.). Wer dauerhaft erwerbslos ist und die damit zusammenhängenden Folgen zu tragen hat, also finanzielle Not, psychischen Stress und organisatorische Probleme, der entwickelt eine potenzielle Abneigung gegenüber den etablierten Formen des organisierten Engagements. Das heißt aber nicht, dass solche Menschen nicht auch engagiert wären. Ihr Engagement erstreckt sich aber vor allem auf informelle und lokal stark eingegrenzte Formen der Nachbarschafts- und Selbsthilfe. Getrieben vom auch in diesen Bevölkerungsgruppen „durchgängige[n] Bedürfnis nach einer positiven Lebenseinstellung" (191), entwickelt sich ein „verborgenes informelles Engagement" (196), das *als solches* den Betroffenen selbst oft gar nicht bewusst zu sein scheint und dem in der Zukunft auf jeden Fall mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte.

Daher endet der Band konsequent mit einem Kapitel *Handlungsempfehlungen* (207ff.). Dabei geht es unter anderem um die Stärkung bereits vorhandener Aktivitäten im

Kiez und in der Nachbarschaft, um die Stärkung und Ermutigung von bereits aktiven Menschen („Viertelgestalter"), um die Bereitstellung kostenneutraler öffentlicher Orte, um die gezielte und „aufsuchende" Förderung von Zuwanderern und – für das Anliegen zentral (!) – um die Gewinnung einer neuen, allgemeinverständlichen Sprache der Politik. Letzteres ist vor allem erforderlich, wenn man den inklusiven normativen Anspruch einer partizipativen Demokratie im Sinne Richters (s. o.) tatsächlich ernst nehmen will. Engagementförderung muss Verbindungen zu Politik und Demokratie schaffen, die allgemein zugänglich sind und Wege zu echter Teilhabe öffnen. Erfahrungen im Engagement müssen auch als Erfahrungen des politischen Lernens verstanden, wertgeschätzt und systematisch entwickelt werden.

Globalisierung von Demokratie und Bürgergesellschaft

Was sich im nationalen Maßstab beschreiben lässt, gilt natürlich erst recht für den internationalen Kontext. Auch hier, beim Projekt einer Globalisierung der demokratischen Idee und Lebensweise, kommt der Bürgergesellschaft und ihren mehr oder minder organisierten Handlungsformen eine zentrale Bedeutung zu – hier freilich in Form einer mehr und mehr in transnationale Vernetzung übergehenden internationalen Zivilgesellschaft. Mark Herkenrath verweist in seinem Buch *Die Globalisierung der sozialen Bewegungen* zunächst darauf, dass die grenzüberschreitende Zusammenarbeit von Non-Profit-Organisationen die einzige wirkungsvolle Möglichkeit ist, dem von einer neoliberalen Ideologie angetriebenen und immer mehr global agierenden Kapitalismus mit seinen für Mensch und Umwelt zerstörerischen Folgen Paroli zu bieten. Dabei sieht er nicht die wirtschaftliche Globalisierung als solche als problematisch an, sondern vielmehr den Umstand, dass die einzelnen Nationalstaaten immer weniger in der Lage sind, dieser grenzüberschreitenden Bewegung des Kapitals regulierend beizukommen. Dazu kommt, dass diejenigen Institutionen, die tatsächlich international aufgestellt sind, unter einem beträchtlichen „Demokratiedefizit" (17) leiden. Weltbank und Internationaler Währungsfonds, suprastaatliche Institutionen, die armen Ländern eine neoliberal geprägte Wirtschaftspolitik als Gegenleistung für internationale Hilfe auferlegen können, sind nur schwach demokratisch legitimiert und können weder von nationalen Parlamenten noch von den Betroffenen kontrolliert werden. Die Welt der internationalen Wirtschaftsbeziehungen ist geprägt von „unelected technocrats" (18, zit. nach Jan Aart Scholte).

Vor diesem Hintergrund werden mit den so genannten „transnationale[n] Bewegungskoalitionen große Hoffnungen auf eine demokratische Wende" (18) verbunden. Sie sind der Gegenstand von Herkenraths Untersuchung. Der Autor möchte klären, ob diese *Transnational Social Movement Coalitions* (TSMCs) „tatsächlich das Potential haben, zu einer emanzipatorischen Wende in der politischen Weltökonomie beizutragen" (19). Dazu bereitet er zunächst die Grundbegriffe und Entwicklungslinien des Diskurses über die internationale Zivilgesellschaft und ihre Organisationen auf (24ff.), um anschließend zu konstatieren, dass die Chancen zur Durchsetzung von Gerechtigkeits- und Demokratieforderungen durch TSMCs in dem Maße steigen, in dem die lange als unerschütterlich geltende globale Hegemonie der neoliberalen Ideologie in die Defensive gerät. Angesichts weltweiter Krisen und einer sich im Ganzen nicht verbessernden, sondern im Gegenteil verschärfenden Lage benachteiligter Bevölkerungen steigen die Aussichten auf eine erfolgreichere Bekämpfung sozialer Ungleichheit (72ff.). Anhand der genauen Beschreibung der

Entstehung und Geschichte der *Alianza Social Continental*, einem panamerikanischen Netzwerk von NGOs zur Bekämpfung von Freihandelsabkommen, rekonstruiert Herkenrath die Bedingungen für erfolgreiche transnationale Koalitionsbildungen der Zivilgesellschaft: die Notwendigkeit von Mehrebenenstrategien, Zulassung von Vielfalt, Orientierung an demokratischen Prinzipien, ausreichende Partizipationsmöglichkeiten für Engagierte. Seine Prognose für die Zukunft der TSMCs und eine „emanzipatorische Weltpolitik" (288) fasst der Autor am Ende so zusammen: „heiter bis durchzogen" (ebd.). Es bleibt eben eine offene Frage, ob Zivilgesellschaft und Bürgerbeteiligung als Prinzipien moderner Demokratie sich tatsächlich durchsetzen werden – weltweit.

Anmerkungen

[1] Studie im Rahmen des Projekts ‚Lokale Eliten' an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

[2] Genannt wird hier beispielsweise: Kunz, Volker / Gabriel, Oscar W. (2000): Soziale Integration und politische Partizipation. Das Konzept des Sozialkapitals – Ein brauchbarer Ansatz zur Erklärung politischer Partizipation? In: Druwe, Ulrich / Kühnel, Steffen / Kunz, Volker (Hg.). Kontext, Akteur und strategische Interaktion. Untersuchungen zur Organisation politischen Handelns in modernen Gesellschaften. Opladen.

Doppelbesprechungen

Ethnizistische Hornhautverkrümmung statt soziologischen Tatsachenblicks?

Jörg Hüttermann, Entzündungsfähige Konstellationen. Eskalations- und Konfliktpotentiale in Kleinstädten der Einwanderungsgesellschaft. Weinheim und München: Juventa 2010, 340 S., br., 39,00 €

Ferdinand Sutterlüty, In Sippenhaft. Negative Klassifikationen in ethnischen Konflikten. Frankfurt a. M.: Campus 2010, 295 S., kt., 24,90 €

Detlev Claussen

Schlüsselwörter: *Ethnizität – Migration – Empirische Sozialforschung – Vorurteil – Konflikt*

Die Gesellschaft könnte soziologisches Wissen gut gebrauchen. Einwanderung hat in den letzten Jahrzehnten das Gesicht auch scheinbar ethnisch homogener Gesellschaften deutlich verändert. Unbehagen an einer veränderten Welt wird von Populisten und Massenmedien geschürt. Ängste werden mobilisiert. Der Anpassungsdruck auf die Zugewanderten wächst. Die unter diesen Umständen immer wiederkehrende Integrationsdebatte reproduziert Ergebnisse der Sozialwissenschaften in politisch funktionalem Kontext. An dieser Stelle ist das aufklärerische Potential der Soziologie gefordert. Um den Bielefelder Pädagogen Wilhelm Heitmeyer herum hat sich eine Gruppe von Sozialwissenschaftlern formiert, die, institutionell abgesichert, wertvolle Bestandsaufnahmen der „Deutschen Zustände" geliefert hat. Die gleichnamigen Titel in der edition suhrkamp erreichen ein Publikum jenseits der Fachwissenschaft. Und das ist auch gut so.

Aus diesem Kontext stammt auch die Arbeit von Jörg Hüttermann „Entzündungsfähige Konfliktkonstellationen. Eskalations- und Integrationspotentiale in Kleinstädten der Einwanderungsgesellschaft", die verspricht, einen genaueren Blick auf die Gruppenverhältnisse von Aussiedlern und Migranten in kleinstädtischer Umgebung zu werfen. Die Studie führt den Leser nach Espelkamp, Salzgitter und Lahr. Allerdings muss er sich auf dem Weg dahin durch einen siebzigseitigen Dschungel methodologischer Erwägungen kämpfen, der von einem kategorialen Blendfeuerwerk aus dem Munitionslager der Soziologiegeschichte erhellt wird. Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich. Schlimmer noch: Der Laie gibt wahrscheinlich auf, bevor er zu den materialen Untersuchungen kommt. Der Bielefelder Soziologe demonstriert eine große Belesenheit; aber auch eine geierhafte Mentalität, mit der er aus jeder soziologischen Theorie sich Fleischstücke herausreißt, um sie in seinem Forschungsdesignermagen zu versammeln. Das Ganze lässt sich nur als schwer verdaulicher soziologischer Brocken verarbeiten.

Der Autor möchte sich selbst als Vollblutsoziologe zeigen, – wahrscheinlich würde er „inszenieren" schreiben –, dem kein gesellschaftliches Phänomen fremd ist. Noch vertrauter als mit der Gesellschaft, von der er keinen Begriff sich machen will, zeigt er sich mit soziologischen Methoden und Theorien. Er beherrscht sie alle – und das demonstriert er,

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0047

bevor er zur Sache selbst kommt. Dem Vorwort lässt sich der Untersuchungsgegenstand nur schwer entnehmen: „Der Blick auf das Ausweichhandeln urbaner Akteure erschließt, worum es in diesem Buch geht. Die auf den ersten Blick unmerklichen sozialen Veränderungen im Vorfeld (und im Nachklang) sowohl der lauten Eskalation als auch der stummen Nichteskalation von Intergruppenkonflikten in Kleinstädten der Einwanderungsgesellschaft." (7) Umso erleichterter reagiert der Leser, wenn er auf S. 75 endlich am Hauptuntersuchungsort „Espelkamp" ankommt. Ein Hauch von „Marienthal" belebt den bis dahin schwer verdaulichen Text, der einem wie ein lückenhaftes „Wörterbuch der Soziologie" im Magen liegt. Der Feldforscher Hüttermann gibt dem Leser jedoch einen plastischen Eindruck dieser besonderen Waldstadt, die sich wegen ihrer Genese im Nationalsozialismus und von Flüchtlingen geprägten Nachkriegsgeschichte sinnigerweise mit Salzgitter und Wolfsburg vergleichen lässt.

Der Kristallisationspunkt, an den Jörg Hüttermann seine Untersuchung anknüpft, sind Zusammenstöße zwischen Aussiedlerjugendlichen und Nachkommen von Arbeitsmigranten, vorwiegend türkischer Provenienz, nach einem WM-Spiel der türkischen Nationalmannschaft im Halbfinale gegen Brasilien im Juni 2002. Die ehrenvolle Niederlage gegen den späteren Weltmeister wollten die mit der Türkei Identifizierten mit einem Autokorso feiern, wie schon nach den erfolgreichen Spielen zuvor. Plötzlich erscheinen bis zu hundert gewaltbereite „Russen" auf dem Plan, die angeheizt sind durch einen Vorfall, als einer der „Ihren" vor einer Spielothek von so genannten „Schwarzköpfen" zusammengeschlagen worden war. Mit Müh' und Not kann die Polizei eine Massenschlägerei verhindern. Einen Konflikt wie diesen einfach als ethnische Auseinandersetzung zu titulieren, trägt nicht zur Erkenntnis bei. Seine Genese zu durchleuchten, ist eine Aufgabe soziologischer Aufklärung, die Hüttermann durchaus zu leisten imstande ist. Aber man muss sich dann weitere hundert Seiten durch ein interpretatorisches Textgestrüpp durchkämpfen, bis man zu einer *conclusio* kommt. Überzeugend weist Hüttermann nach, dass dieser Zusammenprall im Jahre 2002 Folge einer innerstädtischen Machtverschiebung ist, die sich aus dem veränderlichen Dreieck der Beziehungen Alteingesessener, die selber nach 1945 als Flüchtlinge und Vertriebene nach Espelkamp gekommen waren, von Aussiedlern aus den siebziger und den neunziger Jahren (und ihrer Nachfahren) und Arbeitsmigranten aus den sechsziger Jahren (und ihrer Kinder) verstehen lässt.

Der genaue Blick auf diese spezifische transitorische Konstellation ermöglicht ein Verstehen des Konflikts, das eine breite Öffentlichkeit von vorgefassten Meinungen abbringen könnte. Wer weiß schon etwas Genaueres über die Aussiedler, die als ethnisch Deutsche angesehen werden, die aber als aus der ehemaligen Sowjetunion später Zugewanderte andere gesellschaftliche Erfahrungen und damit auch andere Erwartungen mitbringen als ehemalige Flüchtlinge und Vertriebene. Die unmittelbar nach dem Kriege Gekommenen können sich mit dem Aufbaumythos des Wirtschaftswunders identifizieren, in den sich die Arbeitsmigranten der sechziger Jahre noch einpassen konnten, ohne die nationale Ideologie der Stunde Null teilen zu müssen und zu können. Die Aussiedler und noch weniger die Spätaussiedler konnten ihre Vorstellungen idealisierten Deutschtums nicht mit der gesellschaftlichen Realität der modernen Bundesrepublik zusammen bringen. Für sie, aber noch mehr für ihre Kinder spricht die Formel von der Erwartungsenttäuschung, die Hüttermann strapaziert. Gerade die Kinder und Jugendlichen kamen meist gegen ihren Willen, waren sowjetisch sozialisiert, sprachen wenig Deutsch und entwickelten schnell eine Nostalgie zum verlassenen Land. Aus der multiethnischen Sowjetunion brachten Eltern wie Kinder die Sichtweisen nationaler Rivalitätenkämpfe, die von einer

von der Sowjetideologie tabuierten rassistischen Klassifizierung begleitet wurden. Die im Kriege deportierten Russlanddeutschen sahen sich in Kasachstan oder Aserbeidschan den eingesessenen „Schwarzköpfen" gegenüber, die ihnen plötzlich in der Gestalt von vorwiegend dunkelhaarigen Arbeitsmigranten und ihrer Kinder in Westdeutschland wieder zu begegnen schienen.

Hüttermann macht überzeugend klar, dass man nicht nur auf Herkunft und Geschichte der Gruppen achten, sondern auch auf das veränderliche qualitative Verhältnis zueinander schauen muss. Die Arbeitsmigranten der sechziger Jahre blieben numerisch zu gering, um jemals das lokale Machtgefüge der Alteingesessenen in Frage zu stellen. Der exklusorische Charakter der westdeutschen Gesellschaft schrieb sie in einer Minderheitenrolle fest, nachdem die Ideologie des in seine Heimat zurückkehrenden Gastarbeiters sich in den siebziger Jahren aufgelöst hatte. An ihr hielten aber große Teile der deutschen Politik gegen alle Wirklichkeit fest: „Deutschland ist kein Einwanderungsland!" Das konnte den Aussiedlern und Spätaussiedlern nur so passen; denn sie fühlten sich bestätigt in ihrer Rolle als Heimkehrer, nicht als Einwanderer in ein de facto fremdes Land, in dem sich die Kinder der Arbeitsmigranten vertrauter bewegten als sie und ihre Kinder. Numerisch aber wuchs der Anteil der Aussiedler, die auch noch durch ihren rechtlichen Status politisch und ökonomisch privilegiert wurden, unverhältnismäßig gegenüber dem nach 1973 gestoppten Zuzug der Arbeitsmigranten. Sie nahmen nun den zentralen Platz Espelkamps ein, der durch den Autokorso der feiernden Anhänger partiell zurückerobert worden war. Hüttermann ist zuzustimmen, dass diese temporäre Konstellation nicht bedeutet, dass die ethnisch klassifizierten Konflikte endlos weitergehen müssen. Wichtig ist, dass sie nicht als ethnoreligiöse Konflikte von Fachleuten festgeschrieben werden. Hierzu könnte auch die Selbstaufklärung der Soziologen beitragen, die sich mit Konflikten dieser Art beschäftigen (179).

Um einen Vergleich zu Espelkamp zu haben, hat sich Jörg Hüttermann von Alexander Mewes ein Kapitel über Salzgitter-Lebenstedt schreiben lassen. Dieser Vergleich erweist sich als ausgesprochen sinnvoll, weil die Genese der Stadt Salzgitter ebenfalls im Nationalsozialismus zu suchen ist und die Bevölkerungsstruktur ebenfalls durch Flucht, Vertreibung, Arbeitsmigration und Spätaussiedlung geprägt worden ist. Wenn es die Salzgitter AG nicht gäbe, gäbe es Salzgitter nicht. Die durch Arbeitskampf verhinderte Demontage schuf nach 1945 die Grundlage industriellen Wachstums. Flüchtlinge und Aussiedler passten sich an das vorherrschende proletarische Milieu an, das in den sechziger Jahren durch den Zuzug von Arbeitsmigranten Farbe bekam. Zuwanderung war erwünscht, um Wohnraum musste nicht ernsthaft wie in historischen Städten konkurriert werden. Eine Mischung aus Klassensolidarität und toleranter Indifferenz bestimmte das soziale Klima, das durch den Zustrom von Asylanten und Aussiedlern gefährdet, aber nicht ernsthaft in Frage gestellt wurde. Dabei hatte die Stadtgesellschaft Schlimmeres zu verkraften als Espelkamp. Der Tod eines neunzehnjährigen Russlanddeutschen, verursacht durch einen sechzehnjährigen türkischstämmigen Jugendlichen bei einer Schulabschlussfeier im Jahre 2004 mobilisiert die Stadt, die den Tod des Jungen gemeinsam betrauert und zu einer Selbstverständigung über ein friedliches, geregeltes Zusammenleben kommt. Das harte Urteil gegen den jugendlichen Täter trägt zur Befriedung des Konfliktes bei. Die Kohäsion der Stadtgesellschaft wird durch die gemeinsame Angst vor Deindustrialisierung und die Orientierung an nur gemeinsam erreichbarem Erfolg ermöglicht. Die durchaus vorhandenen Spannungen kristallisieren sich nicht zu ethnischen Konflikten.

Auch Jörg Hüttermann wendet sich noch einer weiteren Vergleichsstadt zu: Lahr in Baden-Württemberg, der Garnisonsstadt nahe der französischen Grenze. Nach dem Ende

der Ost-West-Konfrontation zog die am Kanadaring angesiedelte kanadische Luftwaffendivision ab und es wurde Wohnraum für mehrere tausend Spätaussiedler frei. Auffällig für den Espelkamp erfahrenen Feldforscher gibt es keine sichtbare Präsenz der immerhin 8600 Spätaussiedler: Keine Läden mit Sowjetwaren, keine CCCP-T-Shirts, keine Blumenkopftuch tragenden älteren Frauen und keine Einkäufer mit Sackkarren, die ihm bei seiner ersten Ankunft in Espelkamp auffielen. Auch hier, in dieser Kleinstadtidylle, kam es zu Mord und Totschlag im Jahre 2002: Ein srilankesischer Karatetrainer wurde auf dem Marktplatz erschossen. Und im Jahre 2006 wurde ein neunundvierzigjähriger Lahrer von zwei Mädchen russlanddeutscher Provenienz zu Tode getreten, nachdem er eines von ihnen geohrfeigt hatte. Die Lahrer Bürger blieben in ihren Wohnzimmern und verfolgten die Ereignisse in den Lokalblättern. Mit großem intellektuellen Aufwand versucht Hüttermann die mangelnde Zündfähigkeit dieser Konstellation zu erklären. Er weiß, was er tut: „Schon jetzt sei zugestanden, dass die nachstehend herauszuarbeitenden Charakteristika Lahrs auch jedem anderen aufmerksamen Beobachter auffallen mögen. Aber die Bedeutung dieser Eigenarten für die Intergruppenbeziehungen der Stadtgesellschaft ist nur zu ermessen, wenn man sie im Lichte einer figurationsanalytischen Vergleichsperspektive betrachtet." (243) Das ist ein Trick, aber auch ein Dilemma. Die Fragestellung ergibt nicht aus der Sache Konfliktpotential, sondern aus der gewählten Methode Figurationsanalyse. Die Sache ist für die Gesellschaft von Interesse, die Fragestellung höchstens für die Profession.

Tatsächlich wird durch die vergleichenden Untersuchungen von Espelkamp, Salzgitter und Lahr der Sachverhalt befriedigend aufgeklärt: „Die Ausgangsfrage, ob die Aussiedlerzuwanderung in kleinen Stadtgesellschaften allgemein Entwicklungen anstößt, die über kurz oder lang in der Eskalation von Intergruppenbeziehungen münden, ist vor dem Hintergrund der hier gewonnenen Einsichten zu verneinen." (301) Das hätte gereicht; aber der Autor will mehr – einen unverzichtbaren Beitrag zur Konfliktsoziologie. Das mit soziologischem Blick erkannte Spezifische genügt ihm nicht. Um sich vor der Banalität bloßer Anschauung zu schützen, nimmt er einen „Parforce-Ritt" (263) durch die Geschichte vor. Die „Geschichte des Lahrer Bürgerstolzes" (257ff.) soll neben dem etablierten Nebeneinander einer Garnisonsstadt zur Erklärung einer toleranten Indifferenz herhalten. Hüttermanns Geschichte des Lahrer Bürgertums liest sich wie ein ambitiöser Teil einer Stadtreklame für „Studiosus"; seine Verklärung des badischen Liberalismus lässt die Anfälligkeit dieses Bürgertums für den Nationalsozialismus fast vergessen machen. Zum Beispiel: Der hohe Anteil von DP-Stimmen nach 1945 deutet nicht auf eine ungebrochen liberale Gesinnung, sondern auf einen genutzten Unterschlupf für Nazis wie auch sonst in der späteren FDP um 1950. Das wussten nicht nur die französischen Besatzungsbehörden (263).

Die angebliche „moralische Ordnung" (256) einer liberalen Bürgerlichkeit, die es nicht zu Intergruppenkonflikten kommen lässt, macht die Welt Lahrs schöner, als sie ist. Sind es nicht eher Konstellationen der gegenwärtigen Gesellschaft, eines auch nach 1990 beschäftigungsintensiven, leistungsfähigen Standorts, dessen Immobilienmarkt neue Ansiedlung gut gebrauchen konnte, die ein indifferentes Nebeneinander bei geteilten individuellen Erfolgsaussichten erlauben? Auch das prekäre Gleichgewicht Salzgitters hat es mit den gemeinsamen Interessen in dem von Rationalisierung und Automatisierung bedrohten Industriestandort zu tun, den man produktiv mit Duisburg zum Beispiel vergleichen könnte, wie es der Autor Mewes auch ab und zu tut. Espelkamp ist aus der Balance geraten; dies hat aber auch mit der Gruppenformation der Spätaussiedler zu tun, die zu einem wesentlichen Teil sich aus neu zugewanderten Mennoniten rekrutiert. Die alteingesesse-

nen Mennoniten Espelkamps konnten noch die nach 1970 zugewanderten lateinamerikanischen Glaubensbrüder verkraften; die aus der Sowjetunion kommenden mennonitischen Spätaussiedler dagegen brachten eine neue exklusive Gruppenmoral mit, die das Leben der deutschen Gesellschaft mit herablassender Verachtung strafte. Konflikte in Schule und Kirchengemeinden waren vorprogrammiert.

Der Gebrauchswert empirischer soziologischer Untersuchungen erweist sich im Kennenlernen eines außerwissenschaftlichen Gegenstandes. Wer Hüttermanns Studie gelesen hat, weiß nach der Lektüre sicher mehr über das Leben der Aussiedler, dieser wenig bekannten Wesen – und man möchte sich einmal Espelkamp und Lahr realiter im Vergleich anschauen. Wer Industriesoziologie studiert hat, kennt Salzgitter schon. Aber mit dieser Veröffentlichung in der von Wilhelm Heitmeyer u. a. herausgegebenen Reihe zur „Konflikt- und Gewaltforschung" soll auch wissenschaftliches Prestige erworben werden. Die Ambition, in der Profession Eindruck zu schinden, führt vom Gegenstand weg und endet im Schlussabsatz dieses Buches, der in einen Kasten szientistischer Sprachverwirrung gehört, wie er manchmal auf der FAZ-Seite Geisteswissenschaften zu finden ist: „Eine weitere Ausarbeitung hätte den methodologischen Antihumanismus einer Wellentheorie des Konflikts mit dem methodologischen Humanismus einer Akteurstheorie zu verbinden, denn nur so kann der Beitrag von Persönlichkeiten mit Charisma und Charme zu Figuration und Konflikt angemessen berücksichtigt werden. Dies zu tun, ist hier nicht der richtige Ort, denn es geht erst einmal um die Eröffnung einer neuen epistemologischen Perspektive für eine figurationssoziologisch operierende Konfliktforschung." (323)

L'art pour l'art, la science pour la science? Eine Soziologie, die nur um der Profession willen betrieben wird, verliert ihre raison d'être: Vergleicht man die Arbeit von Jörg Hüttermann mit der fast gleichzeitig publizierten Habilitationsschrift von Ferdinand Sutterlüty „In Sippenhaft", fühlt man sich durch die Anonymisierung der Untersuchungsstädte in „Barren-Ost" und „Iderstadt-Süd" auch um den konkreten Gebrauchswert gebracht, den man nach der Lektüre von Hüttermanns Studie genießen könnte. Die stadtgeschichtlichen Informationen zu beiden Orten werden unüberprüfbar; der Leser wird auf seine eigenen Vorstellungen einer ehemaligen Bergarbeiterstadt im Ruhrgebiet und eines deindustrialisierten Stadtviertels in einer baden-württembergischen, gewachsenen Stadt zurückgeworfen. Besonders der Untersuchungsgegenstand – gesellschaftliche Veränderung durch Migration – erfordert die Kenntnis der konkreten Konstellation, um deren Verarbeitung durch die städtische Bevölkerung verstehen zu können. Wehmütig erinnert man sich an die Chicago School, auf die beide Bücher Bezug nehmen, ohne ihr inhaltlich Reverenz zu erweisen. Man verweist auf sie, ohne an ihre Erkenntnisse anzuknüpfen. Geschichte der Soziologie ist in diesen Texten als Rumpelkammer präsent, aus der man sich ein paar Antiquitäten holt, sie abstaubt und in die Vitrine der eigenen Untersuchung stellt. So darf auch ein Bezug auf Elias / Scotson „Etablierte und Außenseiter" nicht fehlen, ohne dass explizit über Vergleichbarkeit und Differenzen nachgedacht wird.

Sutterlütys Arbeit ist aus einer mit Sighard Neckel und Ina Walter im Rahmen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung zwischen 2002 und 2005 erstellten empirischen Studie über „die desintegrativen Folgen" (10) ethnischer Diskriminierung in Deutschland entstanden. Der gegenwärtige Direktor des Instituts grenzt sie gegen die berühmte „Authoritarian Personality" ab, die den empirischen Ruf des Instituts einst weltweit begründete. „Bei dem Versuch, unsere Forschungsarbeit thematisch stärker zu binden, sind wir vor einigen Jahren darin übereingekommen, uns künftig von der Hypothese eines paradoxalen Umschlags normativer Errungenschaften leiten zu lassen: Die gegenwärtige

Epoche in der sozialen Entwicklung des Kapitalismus soll nach dieser Einschätzung dadurch gekennzeichnet sein, dass sich vormals erfolgreich institutionalisierte Fortschritte in der rechtlichen und moralischen Entwicklung unserer Gesellschaften in ihr Gegenteil zu verkehren beginnen, weil sie im Prozess ihrer Verwirklichung neue, gewissermaßen reflexive Exklusionen und Disziplinierungen hervorbringen." (11) Die Paradoxie, die Sutterlüty als Resultat seiner Arbeit pointiert, soll darin bestehen, dass gerade die in der Gesellschaft avancierenden Migranten und ihre Nachkommen am stärksten von der Mehrheitsgesellschaft als Fremde stigmatisiert werden. Paradox kann dieses Phänomen nur auf jemanden wirken, der von der Doxa eines linearen Fortschritts ausgeht. Zwar glaubt heute kaum noch einer an den allgemeinen Fortschritt, aber die Doxa vom wissenschaftlichen Fortschritt ist im Selbstverständnis der akademischen Wissenschaft noch virulent. Man könnte auch auf diesem eingeschränkten Feld mit Nestroy sagen: Der Fortschritt ist nur halb so groß, wie er zunächst ausschaut.

Mit seinen „Frankfurter Beiträgen zur Soziologie und Sozialphilosophie" möchte Axel Honneth an die legendären „Frankfurter Beiträge zur Soziologie" aus der Zeit des Direktorats von Horkheimer und Adorno anknüpfen. Sutterlütys Untersuchung hat aber mit dieser Tradition so gut wie nichts zu tun. In der Absicht, sich modern zu präsentieren, verkennt Honneth sogar die Tradition, die er für sich und die von ihm initiierten Untersuchungen reklamieren will. Horkheimer und Adorno hatten nie die „Idee" (11), psychologisch zu erkennende Vorurteilsstrukturen für gesellschaftlich diskriminierende Praktiken verantwortlich zu machen. Zum Schrecken der etablierten Psychologen und sich etablierenden Sozialpsychologen wird die Psyche in der Kritischen Theorie als etwas gesellschaftlich Abgeleitetes betrachtet. Psychologismus ist ein Objekt der Kritik, ohne einem Soziologismus das Wort zu reden. Diese falsche Alternative repetiert Honneth in seinem Vorwort, um Sutterlüty ins Spiel zu bringen: „Wie diejenigen, die gegenüber Adorno und Horkheimer zu bedenken gaben, dass sich in den autoritären Einstellungen der Unterschicht doch eher soziale Ängste als charakterliche Dispositionen spiegelten, geht auch Sutterlüty davon aus „dass das ausländerfeindliche Verhalten bestimmter, wirtschaftlich bedrohter Schichten stärker mit sozialen Konkurrenzgefühlen denn mit psychisch tief sitzenden Vorurteilsstrukturen zu tun hat." (10)

TS-Note

Bitte das schließende Anführungszeichen ergänzen.

Man muss die Arbeit Sutterlütys bis zu Ende lesen, um die große Innovation zu entdecken, die auch den Titel „In Sippenhaft" begründen soll: „Das Prinzip der ethnischen Gleichheit bringt im Durchgang durch die soziale Realität negative Klasssifikationen hervor, die das Gegenteil dessen bewirken, was seine innere Zielrichtung ist: die Beförderung von mehr Ungleichheit und Aktivierung von Vorstellungen einer naturgegebenen und unüberbrückbaren ethnischen Differenz, die von keinem formalen Prinzip der Gleichheit zum Verschwinden gebracht werden kann. Das Gleichheitsprinzip stößt nämlich gerade dort, wo es verwirklicht wird, auf primordiale Vorstellungen ethnischer Zugehörigkeit und Fremdheit. Diese sind die verborgene Quelle für das beschriebene Paradox." (263) Kurz gesagt: Ursache für diskriminierende Praktiken ist falsches Denken. Eine methodologisch verkleidete Kümmerform des Idealismus soll begründen, was in der Realität nur schwer zu verändern ist. Die gesellschaftliche Realität wird auf eine sprachliche Ebene reduziert, der man mithilfe des Fragebogens näher kommen kann. Diese Art soziologischer Aufklärung (ohne verpönte Dialektik) schlägt in den Mythos einer Gruppengesellschaft um, die in ein vorausgesetztes Schema ethnischer Beziehungen passt. Auf diese Weise trägt die Wissenschaft zur Ethnisierung der Gesellschaft bei. Eine Soziologie, die nur feststellen will, was ist, kann das, was veränderlich ist, nicht wirklich erkennen.

„Dann ist es schon fast 15 Uhr…“

Rolf Schulmeister / Christiane Metzger (Hrsg.), Die Workload im Bachelor: Zeitbudget und Studierverhalten. Eine empirische Studie. Münster, New York, München: Waxmann 2011, 360 S., br., 34,90 €

Katrin Späte (Hrsg.), Kompetenzorientiert Soziologie lehren. Dimensionen, Methoden, Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich 2011, 172 S., br., 19,90 €

Bettina Zurstrassen

Schlüsselwörter: *Fachdidaktik – Hochschullehre – Bildungssoziologie – Lehrmethodik*

Die Lehre an deutschen Hochschulen führt ein Schattendasein. Es verwundert daher auch nicht, dass kaum Publikationen zur Hochschuldidaktik vorliegen, die über die Darstellung von klassischen Moderationsmethoden hinausgehen. Der Bologna-Prozess hat die Lehrenden an deutschen Hochschulen gezwungen, sich bei der Konzeption der konsekutiven Studiengänge intensiver mit hochschuldidaktischen Themen auseinanderzusetzen. In diesem Rahmen sind auch die beiden Veröffentlichungen erschienen, die im Folgenden besprochen werden. Während Späte eine der ersten fachspezifischen, hochschuldidaktischen Schriften vorlegt, wurden im Rahmen des ZeitLAST-Projekts nicht zum ersten Mal, aber forschungsmethodisch innovativ, Daten zum Studierverhalten erhoben, die für didaktische und lehrmethodische Entscheidungen bedeutsam sind.

Die ersten veröffentlichten Daten des ZeitLAST-Projekts haben im Spätsommer 2010 ein erhebliches Medienecho erfahren. „Erschöpft vom Bummeln“ fasste Spiegel-Online die Erkenntnisse des Forscherteams zusammen. Die Ergebnisse der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Studie sind mittlerweile unter dem Titel „Die Workload im Bachelor: Zeitbudget und Studierverhalten“ von Rolf Schulmeister und Christiane Metzger herausgegeben worden. Die Publikation ist in vier Kapitel gegliedert. Im ersten Beitrag stellen die Herausgeber das Forschungskonzept und die empirischen Ergebnisse des ZeitLAST-Projekts vor. Der Beitrag wird ergänzt durch eine Analyse der Themenwechsel und Zeitlücken im Studienalltag durch Lena Groß. Im zweiten Kapitel werden Ergebnisse einer ergänzenden Begleitstudie zum subjektiven Belastungsempfinden von Studierenden dargestellt. Auf der Grundlage der erhobenen Daten wurden in einigen der am ZeitLAST-Projekt beteiligten Studiengänge didaktische (streng genommen lehrmethodische) Interventionen, z. B. die Konzeption von Blockveranstaltungen, durchgeführt, die im Kapitel drei dargestellt werden. Erst im letzten Kapitel werden die an der Studie beteiligten Studiengänge vorgestellt. Als nachteilig für die Einordnung der einzelnen Beiträge erweist sich, dass die Herausgeber kein rahmensetzendes Einleitungskapitel verfasst haben. Die Publikation wirkt so ein bisschen lieblos und eklektizistisch.

Im Mittelpunkt des ZeitLAST-Projekts steht die Zeitbudgetanalyse zur Workload der Studierenden in 14 Bachelorstudiengängen, die im ersten Beitrag von den Herausgebern umfassend, aber auch leicht redundant und wenig stringent dargestellt wird. Während eine Vielzahl der bisher vorliegenden Studien zur Workload von Studierenden auf retrospektiven Verfahren beruhen, wurden im ZeitLAST-Projekt in einem Zeitraum über fünf

Monate von den teilnehmenden Studierenden die Daten täglich in einen Online-Zeiterfassungsbogen eingegeben, wobei die Angaben auf 15 Minuten gerundet wurden. Die Datenerhebung erstreckt sich nicht nur über die Vorlesungszeit, sondern erfasst auch die vorlesungsfreie Zeit. Dividiert durch die von der Bologna-Kommission definierten jährlichen 45 Arbeitswochen hat die ZeitLAST-Studie im Mittel eine Workload von 23 Arbeitsstunden in der Woche errechnet. Die individuelle Arbeitszeit streut jedoch erheblich. Zudem schwankt die Arbeitsbelastung im Verlauf des Semesters deutlich. Die Ergebnisse des ZeitLAST-Projekts stehen diametral zu den von den Studierenden wahrgenommenen Belastungen im Bachelorstudium, die maßgeblich mit zum Bildungsstreik 2009 geführt haben. In der Tat irritiert im universitären Bereich ein Bildungsverständnis, das Studieren auf quantifizierbares Handeln reduziert. Die Zeitfester, die Studierende für eine intellektuelle Auseinandersetzung mit fachlichen Problemen aufwenden, werden nicht erfasst, obwohl der Erwerb der Fähigkeit zum wissenschaftlichen, kritisch-reflektierten Denken eines der maßgeblichen Lernziele des Studiums ist.

Ungeachtet dieser Kritik zeigt die ZeitLAST-Studie ein Kernproblem vieler Studierender auf, denn das Stressempfinden geht vermutlich zu einem erheblichen Umfang auch auf die unzureichende Arbeitsorganisation vieler Studierender zurück. Zeitlücken zwischen zwei Seminaren werden nicht genutzt, um in der Bibliothek zu arbeiten, Recherchen durchzuführen oder Referate vorzubereiten. Die Zeitlücken werden weit überwiegend „privat" genutzt. Larmoyant klingen manche O-Ton-Kommentare von Studierenden: „Ich hatte von 8–10 und dann von 16–18 Uhr Vorlesung. Dann fährt man noch Einkaufen, kommt um 11 nach Hause, kocht was, wäscht ab. Dann ist es schon fast 15 Uhr und man kann sich wieder auf die Socken machen" (106).

Auf der Grundlage der ZeitLAST-Studie wurden in ausgewählten Studiengängen methodisch-didaktische Interventionen durchgeführt, die in drei Beiträgen dokumentiert werden. Dieses Vorgehen ist für den universitären Bereich beinahe schon pädagogisch radikal. Nicht die Studierenden müssen sich an die universitäre Lernkultur anpassen, sondern die Hochschullehre an das veränderte (?) Studierverhalten. Propagiert wird von den Autoren deshalb zum Beispiel das „Blocklernen", worunter keine Blockseminare im klassischen Sinne verstanden werden, sondern eine zeitliche Verdichtung der Seminarsitzungen im Semester (die Veranstaltungen werden nicht zweistündig, sondern mehrstündig in der Woche durchgeführt). Unbefriedigend ist, dass diese Maßnahme nicht durch Ergebnisse der Lern-Lehrforschung untermauert wird, sondern die ZeitLAST-Studie als alleiniger Referenzpunkt aufgeführt wird. Die Literatursichtung ist hier etwas oberflächlich. Lesenswert ist dagegen der Beitrag von Christiane Metzger zum Thema „Studentisches Selbststudium", der stärker motivationspsychologisch und -pädagogisch argumentiert. Insgesamt erstaunt aber, weshalb so wenig Anleihen an internationale, universitäre Lehrkonzepte gemacht werden (z. B. projektförmiges, problemorientiertes Lernen an niederländischen Universitäten). Respekt muss dem Forscherteam aber dennoch gezollt werden, denn während sich in der Mehrheit der Studien im Bereich der Lehr-Lernforschung die Autoren unterrichtspraktischen Empfehlungen und Maßnahmen verweigern, entzieht sich das Forschungsteam dieser schwierigen Aufgabe nicht.

Bleibt zum Schluss das Fazit, dass es sich um eine lesenswerte Studie handelt, die viele Anregungen und Denkanstöße für die Hochschullehre liefert, aber durch weiterführende Untersuchungen empirisch weiter abgesichert werden müsste. Die lehrmethodisch-didaktischen Ausführungen sind jedoch nicht in allen Phasen überzeugend.

Wie Hochschullehre im Studienfach „Soziologie“ in Zeiten von Bologna aussehen kann, damit setzt sich das Autorenteam um Katrin Späte auseinander. Die Publikation „Kompetenzorientiert Soziologie lehren“ ist im Rahmen des Seminars „Teaching Sociology“ entstanden, das im Programm des Graduiertenkollegs des Instituts für Soziologie an der Universität Münster angeboten wird. Das Innovative der Publikation besteht darin, dass die Hochschullehre im Studienfach Soziologie einer fachdidaktischen Reflexion zugeführt wird. Die Beiträge werden vier Kategorien zugeordnet: Fach- und Methodenkompetenz, soziale Kompetenz, studierendenorientierte Didaktik sowie didaktische Beiträge. Der Aufbau der Publikation erschließt sich den Lesern dank der gut strukturierten und durchdachten Einleitung durch die Herausgeberin sehr gut. Im ersten Beitrag skizziert die Herausgeberin mit ihrem Ko-Autor Sebastian Kloth den bildungspolitischen Handlungsrahmen der Hochschullehre, der durch die Bologna-Konferenz und die hierdurch initiierte Umstellung auf modularisierte Bachelor- und Masterstudiengänge neu definiert werden muss. Ausgehend von der US-amerikanischen Diskussion zur Teaching Sociology skizzieren die Autoren in ihrem Beitrag „Ewig undiszipliniert? Fachkompetenz in der Soziologie-Lehre“ die Veränderungen und notwendige Maßnahmen, die sich aus der Outputorientierung für die Hochschullehre in der Soziologie ergeben. Neben der Entwicklung von Curricula und testdiagnostischen Messinstrumenten zur Überprüfung des Kompetenzstandards – die Autoren sehen die Möglichkeit der Realisierung dieses Vorhabens vor allem im Bereich der Überprüfung der Forschungskompetenz (22) – sei vor allem die soziale Aufwertung der universitären Lehre in der Soziologie erforderlich. Den Bologna-Prozess deuten die Autoren durchaus ambivalent, sie äußern aber den Wunsch an die Leser, „dem bildungspolitisch initiierten Prozess der Veränderung des Hochschulstudiums mit Offenheit zu begegnen“ (29).

Ausgehend von der bildungspolitischen Einordnung der Auseinandersetzung um die Hochschullehre in der Soziologie wird ein weiter fach-, allgemein- und hochschuldidaktischer Bogen zu ausgewählten Aspekten der Hochschullehre geschlagen. Während Natascha Baumeister und Sebastian Nessel Lehrmethoden vorstellen und diskutieren (z. B. E-Learning, Mindmap, Gruppenpuzzle, Innenkreis-Außenkreis-Methode), untersucht Esther Nikolow das Spannungsfeld zwischen intersubjektiver Wissensproduktion und subjektivem Wissenserwerb in der Lehre. Der Beitrag ist jedoch wenig fachdidaktisch, sondern allgemeindidaktisch ausgerichtet. Im Beitrag von Klarissa Lueg, den die Herausgeberin der Kategorie „studierendenorientierte Didaktik“ zuordnet, wird analysiert, wie in der Lehre auf die Lerner- und Milieuverschiedenheit im Fach Soziologie reagiert werden kann. Der Begriff der lernerorientierten Didaktik lehnt sich am fachdidaktischen Prinzip der Schülerorientierung an, wonach in Abgrenzung zur Abbilddidaktik bei der Konzeption und Durchführung von Lehr-Lernprozessen die Lebenswelt und der Lernstand der Seminargruppe berücksichtigt werden soll.

Im letzten Beitrag der Publikation diskutiert die Herausgeberin aus einer wissenssoziologischen Perspektive die Studienreform, indem sie zunächst auf die Funktionen bildungspolitischer Steuerungsinstrumente (Lehrpläne, Akkreditierung) eingeht und dann weiterführend die Probleme bei der Umsetzung der bildungspolitischen Steuerungsinstrumente in den Hochschulen darstellt (Steuerungsoptimismus).

Nachdem im ersten Teil der Inhalt skizziert wurde, soll nun eine Einschätzung der Publikation im Hinblick auf ihren Beitrag zu einer Hochschuldidaktik der Soziologie erfolgen.

Fehlende Metareflexion: Wie Doktoranden Didaktik und Lehrmethodik erschließen

Beim Autorenkreis handelt es sich nicht um einschlägig qualifizierte Fachdidaktiker/Fachdidaktikerinnen oder Hochschuldidaktiker/Hochschuldidaktikerinnen, sondern um Doktoranden und Doktorandinnen, die sich zum ersten Mal mit fach-, allgemein- und hochschuldidaktischen Fragestellungen auseinandersetzen. Ausgangspunkt der didaktischen Reflexion ist in den meisten Beiträgen die eigene fachwissenschaftliche Forschung. Es ist daher bedauerlich, dass die Herausgeberin diese fachlich-forschungsdefinierten Zugänge der Autoren zu allgemein- und fachdidaktischen Fragestellungen im letzten Beitrag der Publikation nicht zum Gegenstand einer Metaanalyse gemacht hat. Die Beiträge der Doktoranden zum Gegenstand der Forschung zu machen, hätte einen erheblichen wissenschaftlichen Mehrwert ergeben. Es ist von daher ein großer Gewinn für die fachdidaktische Analyse von fachdidaktischen Aneignungsprozessen, dass diese Beiträge vorliegen.

Die Kritikpunkte an den einzelnen Publikationen, die nachfolgend ausgeführt werden, sind vermutlich mit dem Novizen-Status der Autoren und Autorinnen zu erklären.

Literaturlage und Forschungsstand unzureichend aufgearbeitet

In der Einleitung weist die Herausgeberin darauf hin, dass die Autoren kaum auf fachspezifische Forschungsergebnisse zurückgreifen konnten. Im deutschsprachigen Raum gibt es vielleicht fünf Fachdidaktiker, die sich mit der schulischen Didaktik der Soziologie befassen bzw. befasst haben. Das „Journal of Social Science Education" hat 2009 ein Heft zum Thema „Sociology? Who Needs It"? herausgegeben. Siegfried Lamnek hat bereits 1997 ein Buch zur Rolle der Soziologie in der Politischen Bildung veröffentlicht. Die American Sociology Association gibt vierteljährlich das Journal „Teaching Sociology" heraus. Diese Publikationen werden in den Beiträgen nicht ausgewertet, lediglich der Einführungsartikel verweist auf die US-amerikanische Diskussion. Stattdessen beziehen sich die Autoren durchgehend auf Publikationen der Hochschuldidaktik, die aber in Deutschland bisher vor allem allgemeindidaktisch orientiert ist. Streng genommen kann man auch nicht von Didaktik sprechen, sondern von Hochschullehrmethodik, denn Fragen der Inhaltsauswahl und Fachtheorien, die den Kern fachdidaktischer Auseinandersetzung ausmachen, werden in der „Hochschuldidaktik" bisher kaum thematisiert. In der Theorieentwicklung sind die Fachdidaktiken für die schulische Bildung der Hochschuldidaktik weit voraus. Die Ausblendung (schulischer) fachdidaktischer Theorien bei der Sichtung der Literaturlage zeigt sich in Statements wie „Die Vorstellung von einer einheitlichen lernfähigen Studierendenschaft ist der Schwachpunkt didaktischer Konzepte" (67). Das Defizit liegt aber nicht in der schulischen Didaktik – bereits seit den späten 1960er Jahren wird in der Politikdidaktik das Prinzip der Schülerorientierung als Norm gesetzt –, sondern in der unzureichenden Sensibilität vieler Hochschullehrer für die heterogene Zusammensetzung ihrer Studierenden.

Allgemeindidaktische Orientierung statt Fachdidaktik

Die mangelnde Fachspezifik ist das zentrale Defizit der Hochschuldidaktik und sie wird von den Autoren in ihren Beiträgen tradiert. Im Beitrag von Natascha Baumeister werden als

Methoden der Kompetenzvermittlung die Metaplantechnik, das Mindmap, Innenkreis-Außenkreis-Methode (Aquarium) usw. vorgeschlagen. Lediglich die Lehrmethode Pro- und Kontra-Diskussion ist fachspezifisch (55ff.). Die Frage, welche Lehrmethoden fachspezifische Kompetenzen und Lehrprozesse initiieren, wird nicht aufgeworfen. Für die Hochschullehre in der Soziologie wären Lehrmethoden zur „Analyse soziologischer Theorien", „fachspezifische Lesekompetenz", die Zukunftswerkstatt, die Szenario-Technik, die Entwicklung und Analyse von Schaubildern, Tabellen und Grafiken deutlich relevanter als die in der Hochschuldidaktik oft proklamierten Moderationsmethoden und Metaplantechniken.

Nicht ausreichend berücksichtigt werden auch die Erkenntnisse der Unterrichtsforschung. In der Hochschuldidaktik wird derzeit ein Methodenhype gepflegt, der in der schulischen Politikdidaktik in den 1980–1990er Jahren im Zuge der „pragmatischen Wende" stattgefunden hat. Zu einer Differenzierung des Diskurses haben die Ergebnisse der Unterrichtsforschung beigetragen. Die Verteufelung dozentenzentrierter Lehrverfahren (Vorlesung, Referate) und das Hochjubeln aktivierender Lehrverfahren lässt sich so nicht aufrechterhalten. Relevant für „gute" Lehre sind: die Qualität der Umsetzung der Lehrmethode, die fachdidaktisch begründete Varianz der Lehr-Lernmethoden und die Berücksichtigung der Lernausgangsvoraussetzungen der Seminargruppe. In ihrem engagierten und wichtigen Beitrag zur Berücksichtigung unterschiedlicher sozialer Milieus in der Lehre der Soziologie beschreibt Klarissa Lueg die Projektmethode als „heterogenitätssensibel" (74). In der Tat eröffnet Projektlernen Möglichkeiten zur Differenzierung von Lernwegen, aber zunehmend erhärtet sich die Datenlage, dass wenig strukturierte studierendenaktivierende Seminarmethoden leistungsschwächere und leistungsängstliche Lerner benachteiligt, weil sie zum Beispiel die Organisation des Lernstoffes überfordert und verunsichert.

Es hätte der Publikation gut getan, wenn die Autoren stärker schulische, fachdidaktische Theorien und Forschungsergebnisse berücksichtigt hätten. Es gibt Unterschiede zwischen der schulischen Fachdidaktik und der Hochschuldidaktik, da Letztere ihren Fokus vor allem in der Vermittlung eigenständigen disziplinären Denkens und Forschens hat. Wissenschaftspropädeutik spielt aber auch in der schulischen Didaktik eine Rolle. Als Reflexionsrahmen für fachliche Lehr-Lernprozesse kann die schulische Fachdidaktik, die Teil der Fachwissenschaft ist, derzeit mehr anbieten als die Hochschuldidaktik, die stark allgemeindidaktisch und -pädagogisch ausgerichtet ist.

Wenn auch in der Rezension kritische Aspekte thematisiert wurden, so gilt doch, dass der innovative Charakter der Publikation nicht von der Hand zu weisen ist. Für die Hochschuldidaktik handelt es sich um einen Meilenstein, weil ein Beitrag hin zu einer fachspezifischen Differenzierung der Hochschuldidaktik geleistet wurde.

Literatur

Journal of Social Science Education: Sociology? Who needs it? Heft 4/2009, http://www.jsse.org/index.php/jsse/issue/view/120.

Lamnek, Siegfried (Hrsg.) (1997): Soziologie und Politische Bildung. Opladen: Leske + Budrich.

Einzelbesprechungen

Gesellschaft

Thomas Schwietring, Was ist Gesellschaft? Einführung in soziologische Grundbegriffe. Konstanz / München: UVK 2011 (UTB), 357 S., kt., 24,90 €

Daniel Witte

Schlüsselwörter: *Einführung – Gesellschaft – Grundbegriffe – Lehre*

Der deutschsprachige Buchmarkt ist nicht gerade durch einen Mangel an Veröffentlichungen charakterisiert, die für sich beanspruchen, in die Soziologie ‚einzuführen'. Gleichwohl vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht eine oder auch mehrere neue ‚Einführungen' in das Fach erscheinen. Dabei stellt diese ganz eigene Textsorte eine besondere didaktische Herausforderung dar, und so unterscheiden sich Einführungen zuvorderst danach, für welchen Weg in das „Haus der Soziologie" (Kaesler) sie optieren: So lassen sich disziplinhistorische Darstellungen von solchen unterscheiden, die Theorien und deren Hauptvertreter in eher systematischer Absicht präsentieren, und neben Einführungen, die eher konkrete Gegenstandsbereiche in den Vordergrund rücken, stehen solche, die über zentrale ‚Grundbegriffe' in das soziologische Denken einführen. Zu diesem zuletzt genannten Typus zählt auch der vorliegende Band von Thomas Schwietring. Das Anliegen des Buches, so Schwietring im Vorwort, sei es, „den eigenen Blick auf unterschiedlichste soziale Phänomene zu schulen", „eine Vielfalt an soziologischen Einsichten fundiert und anschaulich" darzustellen und eine Haltung der „Neugier" zu vermitteln, die „zur eigenen Auseinandersetzung anregen kann". Um dies zu erreichen solle „[g]roßer Wert […] auf ein Verständnis von Zusammenhängen gelegt" werden, indem die einzelnen Kapitel des Buches, das „entlang von Fragen gegliedert" ist, „die man an Gesellschaft stellen kann", „durch Querverweise miteinander verknüpft" werden (alle: 17). Auch wenn üblicherweise Studierende als Leser mitgedacht werden, ist die Adressatenfrage mit dem Verweis auf den Einführungscharakter allerdings noch nicht völlig geklärt. Im Vorwort heißt es hierzu, das Buch richte sich „sowohl an jene, die sich allgemein für Gesellschaft interessieren, als auch an jene, die nach einer Einführung in das Fach Soziologie suchen" (17), und auf der Homepage des Autors liest man, es eigne sich „*nebenbei* […] *auch* als Einführung in das Fach Soziologie" (www.schwietring.net; Herv. durch Verf.). In gewisser Weise entsteht also der Eindruck, dass Schwietrings Arbeit nicht ‚nur' eine herkömmliche Einführung für Studierende sein will, sondern sich auch (oder gar: vor allem?) an andere Leserkreise richtet, wobei man etwa an Studierende von Nachbardisziplinen oder eine interessierte Öffentlichkeit denken mag. Auf diese Frage wird am Schluss noch einmal einzugehen sein.

Das Buch ist entsprechend der oben genannten „Fragen an die Gesellschaft" in zwölf Kapitel unterteilt. Die ersten vier Kapitel nähern sich dem Begriff der ‚Gesellschaft' aus unterschiedlichen Perspektiven: Kapitel 1 trägt den gleichen Titel wie der Band („*Was ist Gesellschaft?*", 19ff.) und dient als Heranführung an einen Gesellschaftsbegriff, der sich seines spezifisch modernen und genuin soziologischen Charakters bewusst ist und von verwand-

ten Begriffen wie „Vergesellschaftung“ (24f.) oder „Gemeinschaft“ (25ff.) abzugrenzen weiß. Kapitel 2 stellt die Frage „*Besteht eine Gesellschaft aus Menschen?*“ (33ff.) und lenkt so den Blick auf den emergenten Charakter sozialer Tatbestände, aber auch auf die Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie sowie die grundsätzliche Geschichtlichkeit von Gesellschaft. Kapitel 3 nimmt die Frage nach den ‚Grenzen‘ von Gesellschaft in den Blick („*Hat eine Gesellschaft Grenzen?*“, 57ff.), was Schwietring Gelegenheit gibt, auf Diskussionen über Globalisierung, Weltsystem und Weltgesellschaft ebenso einzugehen wie auf Kriterien der ‚Zugehörigkeit‘, um schließlich nach der Möglichkeit und Reichweite von „Gesellschaftstheorie“ zu fragen. Kapitel 4 rückt die anthropologischen Bedingungen von Gesellschaft in den Vordergrund („*Wie ist Gesellschaft möglich?*“, 81ff.) und thematisiert in diesem Licht die Koevolution von Mensch und Gesellschaft als Steigerungsverhältnis, die Bedeutung von Sprache, den Institutionenbegriff der Philosophischen Anthropologie sowie Natalität und Sterblichkeit des Menschen. In Kapitel 5 führt der Autor in Grundfragen des Sozialkonstruktivismus und der interpretativen Soziologie ein („*Wie wirklich ist soziale Wirklichkeit?*“, 95ff.), wobei er in recht klassischer Weise mit dem Thomas-Theorem und der Einführung eines soziologischen Sinn-Begriffes beginnt, um sich anschließend v. a. auf die Wissenssoziologie Berger/Luckmanns und Grundbegriffe der Schütz’schen Phänomenologie zu konzentrieren. Kapitel 6 ist der Soziologie selbst gewidmet: „*Was ist und womit beschäftigt sich Soziologie?*“ (123ff.). Der Autor skizziert hier ihre Entstehung und Institutionalisierung als wissenschaftliche Disziplin, zeichnet die Entdeckung von ‚Kultur‘ sowie die Krisenerfahrungen des 19. Jahrhunderts als Entstehungsbedingungen nach und führt sodann in die klassischen soziologischen Diagnosen der ‚modernen‘ Gesellschaft ein (135ff.), um abschließend von einigen „Gründungsstreitigkeiten“ des Faches zu berichten.

Von diesem Punkt an folgt der Band immer stärker den bekannten Schemata soziologischer Einführungen: Kapitel 7 subsummiert unter der Leitfrage „*Wie entsteht Ordnung?*“ (151ff.) ein breites Spektrum soziologischer Grundbegriffe, von Normen und Werten bis zu funktionaler Differenzierung, und Kapitel 8 liefert eine klassische Einführung in die Soziologie sozialer Ungleichheiten („*Gleich, ungleich oder anders? Über Ungleichheit und Differenz*“, 177ff.). Dort anknüpfend fragt Kapitel 9 knapp „*Wer hat die Macht?*“ (219ff.) und referiert die geläufigen macht- und herrschaftstheoretischen Überlegungen v. a. von Weber, Elias und Popitz, sowie einige Arbeiten zum Verhältnis von Macht und Subjektivität (248ff.). Kapitel 10 thematisiert unter den Leitfragen „*Wer ist ‚Ich‘? und Wie wird man Mitglied einer Gesellschaft?*“ (253ff.) die Begriffe der Individualität und der Individualisierung, erläutert die historischen Wurzeln des Sozialisationsbegriffes und führt in die wichtigsten Sozialisationstheorien und Schlüsselbegriffe ein, um sich in einem zweiten Abschnitt verschiedenen Facetten des Identitätskonzeptes zuzuwenden (275ff.). Kapitel 11 ist der Kategorie Geschlecht und den dahinterliegenden Konstruktionsprozessen gewidmet („*Haben Menschen ein Geschlecht?*“, 287–312) und führt vor dem Hintergrund einer Erläuterung der sozialen Reichweite geschlechtlicher Klassifikationen und eines historischen Exkurses zur „Entdeckung des Geschlechts“ (294ff.) in die wesentlichen Diskussionen der Genderforschung ein. Das letzte Kapitel 12 schließlich nimmt das Spannungsverhältnis von Konformität und Devianz in den Blick („*Kann man auch ‚nicht mitmachen‘?*“, 313ff.): Im ersten Teil wird neben einigen grundlegenden Begriffen das klassische Theoriearsenal der Soziologie abweichenden Verhaltens referiert (324ff.), bevor der Autor im zweiten Teil knapp auf andere Formen des „Nicht-Mitmachen[s]“ (333) eingeht: Aufstände und Revolutionen, die Kategorie des Protests und die Rolle sozialer Bewegungen in Gegenwartsgesellschaften bilden den Abschluss des Buches.

Thomas Schwietring hat mit seinem Buch „*Was ist Gesellschaft?*“ eine leicht lesbare, thematisch umfassende und in der Aufbereitung des Materials mitunter recht innovative Einführung in die Soziologie verfasst. Während der Gesellschaftsbegriff selbst keineswegs unumstritten ist und in mancherlei Hinsicht konzeptuelle Probleme birgt, stellt sich Schwietring diesen Schwierigkeiten in den ersten Kapiteln und rückt den Begriff damit offensiv ins Zentrum seiner Arbeit. Gegenüber dem Gros der Einführungsliteratur, die sich das Soziale typischerweise ‚von unten‘ erarbeitet und entsprechend mit dem Handlungsbegriff oder verwandten Konzepten beginnt, stellt dieser Zugang eine interessante Alternative dar. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang auch, dass Gesellschaftsbegriffe jenseits des nationalstaatlichen Rahmens (‚Globalisierung‘, ‚Weltsystem‘, ‚Weltgesellschaft‘) so bereits recht früh eingeführt werden und nicht erst in der letzten Lektion als ‚Makrophänomene‘ oder ‚Gegenwartsdiagnosen‘ nachgereicht werden müssen. Ferner muss Schwietring dazu gratuliert werden, dass er sein Interesse an den philosophischen und anthropologischen Grundlagen der Sozialwissenschaften, insbesondere aber seine langjährige Beschäftigung mit Fragen der Geschichtlichkeit sozialer Phänomene und einer historischen Orientierung der Soziologie im richtigen Maße in die Darstellung hat einfließen lassen: Immer wieder führt der Autor auch historisch an Gegenstände und Begriffe heran und zeichnet die wichtigsten Entwicklungslinien in der gebotenen Kürze nach (z. B. 44f., 125ff., 182ff., 256f., 262f., 294ff.). Vielleicht ist es auch diese historische Sensibilität, die den Autor mit vermeintlich soziologischen Gedankenexperimenten, mit Robinsonaden und Fiktionen von ‚Naturzuständen‘ aufräumen lässt (vgl. etwa 72ff., 86f.), die Studierenden in den ersten Semestern so häufig den Zugang zum soziologischen Denken erschweren. Formal ist das Buch in mehrfacher Hinsicht vorbildlich: Die Kapitel werden mit einigen Orientierungsfragen eingeleitet, Schlüsselbegriffe am Seitenrand erleichtern es dem Leser, sich im Text zurecht zu finden, und zentrale Theorien sind in Form von ‚Merkkästen‘ zusammengefasst (z. B. 107, 264, 277). Am Ende jeder Lektion stehen ‚Lektüreanregungen‘, die zudem kommentiert sind, sowie Verständnisfragen, die auf dem Wege eigener Reflexion ‚Lernerfolge‘ kontrollieren lassen.

Angesichts dieser Stärken ist es umso bedauerlicher, dass Schwietring den Versuch, ‚Gesellschaft‘ jenseits der ausgetretenen Pfade zu erkunden, nur bedingt durchhalten kann. Der konventionellen Einführungsliteratur, die sich mit ihrer Absenz von Spannungsbögen oder Überraschungen doch meist eher als Bettlektüre empfiehlt, wird das Buch in Inhalt und Aufbau von Kapitel zu Kapitel immer ähnlicher – die letzten fünf Kapitel sind in beiden Hinsichten geradezu ‚klassisch‘. Insgesamt eher irritierend ist zudem die Einteilung des Materials auf die zwölf Kapitel des Buches. So scheint es z. B. nicht wirklich zwingend, das Thema ‚Migration‘ bereits im ersten Kapitel einer Einführung zu behandeln (29ff.), und ob sich die Tragweite einer sozialkonstruktivistischen Perspektive einem Studienanfänger wirklich durch Hinweise auf die massenmediale Vermitteltheit von Wissen (98ff.) erschließt, ist fraglich. Ein wenig fehlplaziert wirkt auch der Abschnitt über ‚methodologischen Individualismus‘ im Kontext von Individualisierungstheorien (261), zumal die eigentlich spannende Frage nach einer möglichen Wahlverwandtschaft dieser methodologischen Grundhaltung mit der Gegenwartsdiagnose ‚Individualisierung‘ ausgespart wird. Einem so weiten soziologischen Bogen schließlich wie demjenigen, der in Kapitel 7 geschlagen wird – vom Ordnungsbegriff sowie Emergenz und Autopoiesis über Rituale, Normen, Werte und Wertewandel, Institutionen, Rollen und den Habitus sowie Streit und Konflikt bis hin zur Unterscheidung von Sozial- und Systemintegration und Grundlagen der Differenzierungstheorie –, einem solchen Bogen mehrere Kapitel und damit mehr

Raum zu widmen, schiene gerade mit Blick auf die Sortierleistung, die eine Einführung zu erbringen hat, durchaus sinnvoll. In didaktischer Hinsicht wäre es ferner wünschenswert, dass so wichtige wissenschaftstheoretische Grundlagen wie die Unterscheidung von ‚Erklären' und ‚Verstehen' oder die (Un-)Möglichkeit soziologischer ‚Gesetze' einen eigenen, systematischen Ort erhielten und nicht lediglich als „Gründungsstreitigkeiten" (141ff.) thematisiert werden. Schließlich sind die nicht immer trennscharfen Einteilungen des Stoffes wohl auch der Grund für eine Vielzahl von Wiederholungen, die letztlich eher ermüdend wirken als den didaktischen Anspruch von „Querverweisen" einzulösen: So hätte, um nur zwei Beispiele zu geben, im Abschnitt über Sozialisation der einmalige Hinweis darauf, dass auch ‚peer groups' und die Massenmedien als Sozialisationsinstanzen wirken, vermutlich ausgereicht (267, 270f., 272), und auch Webers idealtypische Methode hätte wohl nicht an vier verschiedenen Stellen des Buches erläutert werden müssen (143f., 201, 224, 230). Neben diesen Redundanzen findet sich leider auch noch eine Reihe von kleineren sachlichen Ungenauigkeiten: So ist die Aussage nicht haltbar, Bourdieus Klassenbegriff bezeichne eigentlich ‚Schichten' (212), die Verknüpfung von Handlungstypen und Legitimationsgründen der Herrschaft bei Weber ist insofern unglücklich, als sie den Legitimitätsglauben grundsätzlich in die Nähe wertrationalen Handelns rückt und somit die eigentlichen Konstruktionsparallelen beider Typologien verfehlt (230ff.), und die Darstellung des Theorems „sekundärer Devianz" geht fast vollständig an dessen Pointe vorbei, wenn sie bei sekundären Prozessen der ‚Zuschreibung' stehenbleibt (322).

Schlussendlich muss sich eine systematische Einführung in die Soziologie aber doch vor allem daran messen lassen, inwieweit sie eine Struktur in das Dickicht der Begriffe, Themen, Theorien und Paradigmen einzieht, das gerade im Fall der Soziologie geeignet ist, Studienanfänger zu verwirren und abzuschrecken. In diesem Licht hätte man sich im vorliegenden Band, neben einer trennschärferen Gesamtstruktur, durchweg den einen oder anderen zusätzlichen Literaturhinweis im Text gewünscht; Fachtermini und Autoren werden oft erst sehr spät und dann *en passant* eingeführt und Argumente zu häufig nicht in ihrem jeweiligen paradigmatischen Kontext verortet (vgl. nur 155ff., wo Begriffe wie ‚Selbstorganisation' oder ‚Autopoiesis' vollständig ohne Verweis auf spezifische ‚Theorien' oder gar deren Hauptvertreter eingeführt werden). Im Endeffekt schlägt damit die eingangs erwähnte, etwas unklare Adressierung des Bandes auf seinen Nutzen durch: Für interessierte Laien, die sich erstmals mit ‚Gesellschaft' beschäftigen und einen allerersten Einblick in das soziologische Denken erhalten möchten, ist „*Was ist Gesellschaft?*" letztendlich wohl noch zu lehrbuchartig. Für Studierende der Soziologie wiederum würde man sich eine klarere und damit vielleicht doch auch wieder: klassischere Aufteilung der Inhalte wünschen, insbesondere in der ersten Hälfte des Buches, und eine didaktische Linie, die noch stärker an den Kontextualisierungsbedürfnissen von Fachneulingen orientiert ist. Damit ist „*Was ist Gesellschaft?*" keineswegs eine schlechte Einführung in die Soziologie, sondern eine thematisch breite und überaus gut lesbare Darstellung – eine Darstellung allerdings auch, die wohl mit einer eindeutigeren Ausrichtung an einem klarer benannten Adressatenkreis mehr Leser zufrieden stellen würde.

Matthias Kettner / Peter Koslowski (Hrsg.), Ökonomisierung und Kommerzialisierung der Gesellschaft. Wirtschaftsphilosophische Unterscheidungen. München: Wilhelm Fink 2011, 287 S., br., 38,00 €

Alexander Ebner

Schlüsselwörter: *Ökonomisierung – Kommerzialisierung – Vermarktlichung – Wirtschaftsethik*

Themengebiete wie Ökonomisierung und Vermarktlichung befassen sich mit der Expansion von Marktmechanismen in zuvor nicht-marktlich koordinierten gesellschaftlichen Feldern. Sie gehören zu den maßgeblichen Forschungsthemen der Wirtschaftssoziologie – und darüber hinaus. Dabei wird angenommen, dass die lebensweltlichen Bereiche privater Haushalte und der Zivilgesellschaft ebenso den Imperativen des Marktes unterworfen werden wie die politisch-administrativen Steuerungsformen des öffentlichen Sektors. Aus soziologischer Sicht ist die Durchsetzung instrumenteller Handlungsorientierungen von besonderem analytischem Interesse. Solche Kosten- und Gewinnkalküle sind auf der Ebene einzelner Organisationen wie auch in organisationsübergreifenden sozialen Feldern identifizierbar (Schimank 2008). Die resultierende gesellschaftliche Expansion von Marktmechanismen lässt sich mit dem normativen Charakter von Märkten als sozialen Ordnungen in Beziehung setzen (Beckert 2009; Prisching 2002).

Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich der von Kettner und Koslowski herausgegebene Sammelband „Ökonomisierung und Kommerzialisierung der Gesellschaft" dezidiert mit wirtschaftsphilosophischen Perspektiven, die sich um eine Klärung grundlegender Begrifflichkeiten und deren Anwendung auf konkrete soziale Phänomene bemühen. Im Kern steht die Differenzierung zwischen Ökonomisierung und Kommerzialisierung. Für die Herausgeber stellt sich diese Differenzierung folgendermaßen dar: „Ökonomisierung meint die wirtschaftsförmig effizienzorientierte, Kommerzialisierung die Profit priorisierende Veränderung gesellschaftlicher Bereiche, wobei nicht nur der Geldwert, sondern jede homogenisierbare und rational maximierbare Wertgröße die funktionale Rolle von Profit ersetzen kann" (XV–XVI).

Diese Definition wird im ersten Teil des Sammelbandes weiter vertieft und spezifiziert. Kettner leitet diese konzeptionellen Klärungsversuche mit einer Diskussion des begrifflichen Verhältnisses von Ökonomisierung und Kommerzialisierung ein. Ökonomisierung bezeichnet eine auf individuelles wie organisationales Handeln bezogene Transformation von Organisationsmustern, bei der Effizienzaspekte im Vordergrund stehen. Kommerzialisierung wird dagegen mit einem umfassenden Prozess der Durchsetzung von Marktmechanismen in zuvor nicht-marktlich koordinierten Bereichen des sozialen Lebens gleichgesetzt. Dabei wird die Etablierung marktkonformer sozialer Praktiken und entsprechender kultureller Formen betont. Insofern kommt es immer auch zum kulturellen Wandel der sozialen Praxis, was wiederum den ausgesprochen normativen Gehalt dieser Veränderungen unterstreicht.

In Giovanolas Beitrag wird der Begriff der Kommerzialisierung als Ausdruck der Durchsetzung marktorientierter Handlungsweisen in marktfernen Bereichen des sozialen Lebens verwendet. Die Kommerzialisierung des Konsums führt zur Herausbildung eines eigenständigen Ethos der Ausgaben und des Verbrauchs, wodurch sich auch ethische

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0050

Maßstäbe zur Bewertung materiellen Reichtums verschieben. Enkelmann setzt diese thematische Linie mit einem aristotelischen Beitrag zur Kritik des Menschenbildes der neoklassischen Wirtschaftstheorie fort. Statt des nutzenmaximierenden „homo oeconomicus" stellt er das auf die aristotelische Ethik rekurrierende Konzept des „zoon logon echon" vor, das den Menschen als sozial kommunikatives Wesen charakterisiert. Normative Werthaltungen und kommunikative Kompetenzen müssen daher in der Analyse wirtschaftlichen Handelns gleichermaßen berücksichtigt werden. Das Kapitel von Manzeschke liefert anschließend eine auf Marx, Mill und Mises fokussierte ideengeschichtliche Einordnung des Begriffs der Ökonomisierung als Prozess der Effizienzsteigerung. Bourdieus Konzept der Intrusion dient dann einem genuin soziologischen Zugang zur Thematik der Ökonomisierung im Sinne des schrittweisen Eindringens feldexterner Logiken und Praktiken.

Im zweiten Teil des Bandes wird der Zusammenhang von Ökonomisierung und Kommerzialisierung auf konkrete soziale Phänomene und Gegenstandsbereiche angewandt. Lütge befasst sich zunächst mit der Herausbildung eigenständiger ökonomischer Analysen des Wissens und Wissenschaft. Die intellektuelle Ökonomisierung der Theoriebildung, die über das Vordringen ökonomischer Kategorien erfolgt, wird als Ausdruck gesellschaftlicher Ökonomisierungsprozesse aufgefasst. Francks Kapitel behandelt die Kommerzialisierung des Wissens und der Medien. Der Umgang mit relativer Knappheit wird als Kern einer neuen Ökonomie der Aufmerksamkeit identifiziert, deren Werthaltungen über mediale Inszenierungen vermittelt werden. Hubig vertieft die Diskussion zur Kommerzialisierung von Wissenschaft und Forschung. Eine zunehmende Nachfrageorientierung und damit auch eine fremdbestimmte Logik der Leistungserbringung sind deren konkrete Ausprägungsformen.

Nachfrageaspekte dominieren auch Hellmanns Aufsatz zur Kommerzialisierung lebensweltlicher Gemeinschaften und ihrer Alltagsgestaltung. Die Transformation des Marktkonsums zum sinnstiftenden Vergemeinschaftungsfaktor dient als Anwendungsbeispiel. Heubel untersucht die Kommerzialisierung des Gesundheitswesens anhand der kommerziellen Umstrukturierung und Privatisierung von Krankenhäusern. Auch hier wird deutlich, dass sich die Logik der Leistungserbringung grundlegend wandelt. Maier und Leitner befassen sich mit der Ökonomisierung zivilgesellschaftlicher Strukturen. Zum einen geht es dabei um die effizienzorientierte „Verbetriebswissenschaftlichung" von Not-for-Profit-Organisationen. Zum anderen wird deren Kommerzialisierungsgrad im Sinne der Leistungserbringung an Private behandelt. Empirisch zeigt sich, dass beide Phänomene unabhängig voneinander auftreten können. Das Kapitel von Heidbrink und Seele untersucht dann das Verhältnis von Markt und Moral anhand kommerzieller Anwendungen moralischer Ressourcen im Marktwettbewerb. Dieser Aspekt ist vor allem als strategische Marketingkomponente präsent. Mit Koslowskis Beitrag schließt sich dann der Kreis zur ideengeschichtlichen Dimension von Moralphilosophie und Wirtschaftsethik. So diskutiert Koslowski Fragen der substantiellen Gerechtigkeit marktbasierter Tauschprozesse. Als konkreter Diskursgegenstand dienen ihm kontinentaleuropäische Debatten des 19. Jahrhunderts zum liberalen Paradigma der „commercial society".

Kettner und Koslowski legen mit ihrem Sammelband eine prägnante Gesamtschau wirtschaftsphilosophischer Positionen zu gesellschaftlichen Ökonomisierungs- und Kommerzialisierungsprozessen vor. Neben der konsistenten Struktur des Bandes fällt seine ausgesprochene Anschlussfähigkeit an wirtschaftssoziologische Diskussionszusammenhänge auf. So lassen sich in den einzelnen Beiträgen immer wieder Bezüge zum deutschen wie auch internationalen Forschungsstand der Wirtschaftssoziologie nachvollziehen, auch

wenn die ethisch-normative Positionierung des Sammelbandes diesen Bezügen spezifische Grenzen setzt. In diesem Sinne wird deutlich, dass sich Ökonomisierung und Kommerzialisierung als Prozesse institutionellen, kulturellen und sozialen Wandels kaum ohne Bezug auf den historisch variablen gesellschaftlichen Status von Marktmechanismen erklären lassen (Ebner 2013). Für die ausbaufähige Kooperation zwischen Wirtschaftsethik und den normativen Strängen der Wirtschaftssoziologie dürften sich an diesem Punkt fruchtbare transdisziplinäre Forschungsfelder entwickeln. Der Sammelband leistet jedenfalls hierfür instruktive Schützenhilfe. Diese positive Einschätzung wird auch nicht durch die bedenklichen formalen Mängel des Bandes getrübt, die auf ein äußerst nachlässiges Lektorat schließen lassen. So wird beispielsweise schon im ersten Kapitel von Kettner auf einen „Michel Polanyi" verwiesen, während offensichtlich Karl Polanyi gemeint war (8); weitere flüchtige Fehlgriffe folgen. So hätte man dem interessanten Inhalt eine ansprechendere Form gewünscht.

Literatur

Beckert, Jens (2009): The Social Order of Markets. In: Theory and Society 38, S. 245–269.

Ebner, Alexander (2013): Theorie der Vermarktlichung. Ein institutionalistischer Ansatz. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 13 (im Erscheinen).

Prisching, Manfred (2002): Vermarktlichung. Ein Aspekt des Wandels von Koordinationsmechanismen, in Prisching, Manfred (Hrsg.): Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 18, Marburg: Metropolis, S. 15–38.

Schimank, Uwe (2008): Gesellschaftliche Ökonomisierung und unternehmerisches Agieren. In: Maurer, Andrea / Schimank, Uwe (Hrsg.): Die Gesellschaft der Unternehmen – Die Unternehmen der Gesellschaft. Wiesbaden: VS, S. 220–236.

Praktiken

Robert Schmidt, Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Berlin: Suhrkamp 2012, 288 S., kt., 15,00 €

Frank Hillebrandt

Schlüsselwörter: *Praxis – Praktiken – soziologische Theorie – Körper*

Die vielen Versuche, die in der gegenwärtigen Soziologie unternommen werden, neue, über *Bourdieu* hinausweisende Wege einer Soziologie der Praxis zu finden, zeigen an, dass in den Begriffen Praktik und Praxis etwas wertvolles für die soziologische Theoriebildung und Forschung steckt, das zum Gewinn für das Fach entfaltet werden sollte. Einen Versuch dazu unternimmt das Buch von *Robert Schmidt*. Obwohl der Buchtitel sofort suggeriert, dass der oder die Lesende hier fündig werden wird, wenn er oder sie sich fragt, was den Begriff der Praktik dafür auszeichnet, neue und dem soziologischen Gegenstand besser gerecht werdende Möglichkeiten der soziologischen Theoriebildung und Forschung zu eröffnen, sagt *Schmidt* bereits im ersten Kapitel, dass er eine Systematisierung der soziologischen Praxistheorie, welche die Konturen des Begriffs der Praktik schärfen könnte, eigentlich nicht leisten will. „Einen solchen Eindruck vermitteln allein ihre theoretischen, an einer systematisierenden Rekonstruktion interessierten Rezeptionen." (36) Einerseits ist es zwar richtig, dass man mit einer Systematisierung der soziologischen Praxistheorie immer Gefahr läuft, den wichtigen Grundsatz dieser einflussreichen Theorierichtung zu missachten, dass eine systematisch formulierte Logik der Theorie nicht wichtiger genommen werden kann, als das, was praktisch geschieht. Andererseits ist es aber zum weiteren Ausbau des praxistheoretischen Programms notwendig, die theoretischen und methodischen Konturen einer soziologischen Praxisforschung weiter zu schärfen. Dies sieht auch *Schmidt* (36), wenn er mit *Boltanski* davor warnt, die Grenze zwischen systematischer, „scholastischer" Theorie und alltäglicher Praxis nicht zu strikt und undurchlässig zu ziehen, wie es *Bourdieu* tut, indem er sich als empirischer Forscher stilisiert, der die Prinzipien der Praxistheorie internalisiert hat und nur deshalb nicht in die Fallen der „scholastischen" Vernunft tappt, weil er die vielen Verwerfungen der soziologischen Forschungspraxis eben kennt. Mit dieser Geste, die uns zurück führt in den Glauben an nicht weiter verifizierbare Feldnotizen, lässt sich keine überzeugende Lösung des Problems finden, die Praxistheorie zwischen bloßem Ideenensemble und systematisierter Großtheorie zu entfalten. Obwohl *Schmidt* dieses Problem selbst sieht, zieht er daraus leider nicht die klare Konsequenz, die Theorieperspektive der Soziologie der Praxis scharf zu konturieren. Zum einen geht es ihm zwar, wie er in seiner Einleitung unmissverständlich schreibt, um nicht weniger als „die praxistheoretische Perspektive […] zu rekonstruieren, sie in exemplarischen Analysen in kontrastierenden Forschungsfeldern empirisch auszuarbeiten und sie methodologisch zu reflektieren" (14f.). Zum anderen traut er sich aber nicht, diese Arbeit systematisch zu leisten, wenn er davon absieht zu definieren, „was denn eine soziale Praktik ist und wodurch sie von anderen, aber verwandten Phänomenen (‚Handlung', ‚Verhalten', ‚Interaktion' oder ‚Kommunikation') abgegrenzt werden kann." (36) Wenn *Schmidt* jedoch zuvor die Konsequenzen einer am Praxisbegriff ausgerichteten Forschung aufzeigt, indem er verdeutlicht, dass der

„*practice turn*“ immer zugleich ein „*empirical*“, „*body and material*“ und „*ethnographic*“ bzw. „*praxeographic*“ turn sei (13), stellt er aber nichts anderes als diese systematische Definitionsarbeit in Aussicht und weckt entsprechende Erwartungen, die er sofort wieder enttäuscht. Hier handelt es sich um eine ungeschickt vorgetragene und zudem widersprüchliche Argumentation zum Status der soziologischen Praxistheorien sowie des hier zu diskutierenden Buches. Denn es ist einigermaßen sinnlos zu sagen, man verweigere eine Systematisierung der soziologischen Praxistheorie, nur um sich damit vom Verdacht freischreiben zu wollen, in die Fallen einer scholastischen Theorie getappt zu sein. Dagegen muss gesehen werden: Eine systematische Theoriearbeit ist dringend nötig, um nicht nur methodisch, sondern auch am *Begriff* der Praktik als zentralen Gegenstand der Soziologie zu zeigen, wie die soziologische Praxisforschung die Schwächen etwa der Handlungstheorie oder der Systemtheorie überwinden will, indem sie den physischen, also körperlichen und dinglichen Charakter jeder Praxis in den Mittelpunkt der Theorie stellt. Nur durch präzise Begriffsarbeit lässt sich plausibilisieren, inwiefern die Praxisforschung neue theoretische und – daraus abgeleitet – empirische Zugänge zur sozialen Welt finden kann, um über die bisherige Ethnographie hinausweisende Beschreibungen von Praxisformationen zu ermöglichen, die den Ansprüchen einer, wie *Schmidt* es nennt, „praxeographischen“ (15) Forschungshaltung gerecht werden können. Das, was Praxis ist, kann mit anderen Worten von der Praxistheorie nicht nur negativ bestimmt werden, indem etwa lediglich gesagt wird, Praktiken seien eben nicht nur Handlungen, Kommunikationsakte oder Interaktionen. Wenn sie mehr als das sind, weil sie sich beispielsweise eben nicht in den Intentionen der Handelnden erschöpfend beschreiben lassen, muss gesagt werden, worin dieses „Mehr“ besteht. Und dies sieht auch *Schmidt* – entgegen seiner vage formulierten Ablehnung systematischer Theorie – sehr wohl, denn er stellt seiner „Studie“ (15), wie er sein Buch in strategischem Understatement nennt, im zweiten Kapitel unter dem Titel „Dimensionen und Trägerschaften von sozialen Praktiken“ (51) einen Theorieteil anbei, in dem er die wichtigsten Prämissen einer soziologischen Praxistheorie unter Bezugnahme auf unterschiedliche Theorievorgaben positiv zu umreißen versucht. Diese Theoriearbeit begreift er zu Recht als Teil der Methode einer am Praxisbegriff ausgerichteten Sozialforschung und will damit zeigen, hinter welche theoretischen Axiome eine Soziologie der Praxis nicht zurückfallen kann. Praktiken sind demnach immer nur in einer zeitlichen Abfolge zu begreifen, das heißt sie sind nicht als Einzelereignisse vorstellbar, weil sie nicht voraussetzungslos geschehen können, sondern sich im Zeitverlauf immer mit anderen Praktiken verketten und eben dadurch ihre eigene Qualität als Vollzugswirklichkeit gewinnen, wie *Schmidt* am Beispiel des Fußballspiels veranschaulicht (52). Dabei sind sie immer physisch, das heißt sie sind zugleich körperlich und dinglich zu verstehen, wie *Schmidt* bezüglich der dinglichen Dimension der Praktiken mit Rekurs auf *Latours* Akteur-Netzwerk-Theorie verdeutlicht, während er zur Veranschaulichung der körperlichen Dimension von Praktiken vor allem *Bourdieu* heranzieht. Die Dimensionen der Praktiken werden von *Schmidt* aber leider auf die drei genannten Aspekte verengt, die zudem lediglich angedeutet werden, ohne sie in ihren Konsequenzen für eine Soziologie der Praxis zu diskutieren. Was bedeutet es nämlich, die Praxistheorie als Materialismus zu formulieren, ohne dabei in die Fallen des Strukturalismus und des Technikdeterminismus à la Marx zu laufen? Wie lässt sich die Praxistheorie als poststrukturalistischer Materialismus denken, der die Genese von körperlicher und dinglicher Materialität in den Mittelpunkt der Forschung stellt? Welche Konsequenzen hat es für den Begriff der Routine, der von *Schmidt* immer wieder in den Mittelpunkt der Theorie gestellt wird, wenn Praktiken als Ereignisse definiert werden, die mit ihrem Entstehen

sofort wieder verschwinden, die also nur als gegenwärtige Ereignisse konzipiert werden können, so dass Praxis nur als Prozess vorstellbar ist, in dem immer wieder Neues geschieht? Solche, in das Zentrum der soziologischen Praxistheorie zielende Fragen lässt Schmidt unbeantwortet. Stattdessen führt er uns im zweiten Teil, der die Kapitel drei bis sechs enthält, drei empirische Studien vor, die der zuvor recht dünn formulierten „Perspektive" (21) einer Soziologie der Praxis gerecht werden sollen. In den Studien des zweiten Teils geht es um Praktiken des Sports, die Büropraxis und Praktiken des Programmierens. Hier finden sich die großen Stärken des Buches. Zwar ist es insbesondere in der Variante der Praxisforschung, die, wie in *Schmidts* Versuch, das Spiel als Metapher überbetont, sehr naheliegend, dass sich der Sport als konstitutiv durch den menschlichen Körper bestimmte Praxis besonders gut mit Hilfe der soziologischen Praxisforschung untersuchen lässt, was von *Schmidt* dann auch sehr plausibel vor allem am Beispiel des Boxens im Anschluss an *Wacquants* bekannte Studie vorgeführt wird (116ff.). Dass dies aber auch für die wenig spielerischen Praktiken im Büro und die ebenfalls nicht durch spielerische Leichtigkeit ausgezeichneten Praktiken des Programmierens gilt, verdeutlicht *Schmidt* nicht zuletzt durch den Vergleich der Praktiken des Boxens mit den Praktiken des Programmierens im vierten Kapitel (122ff.) sehr überzeugend und offenbart damit nicht nur, dass die Metapher des Spiels wenig tragfähig ist zur Konturierung einer Soziologie der Praxis. Er zeigt mit diesen Studien auch und vor allem, welch große Beschreibungs- und Erklärungskraft in einer soziologischen Praxisforschung steckt, wenn sie die körperlichen und dinglichen Aspekte der Praktiken zentral thematisiert. Dies eröffnet neue Blicke auf scheinbar vertraute Praktiken im Büroalltag und in Programmierzentren. So wird beispielsweise die aktive Rolle eines bestimmten, mit Federn ausgestatteten Bürostuhls für die Entstehung bestimmter Büropraktiken verdeutlicht: „An der Produktion von Bequemlichkeit sind … Büromensch und Bürostuhl – wie Reiter und Pferd – als aktive Entitäten beteiligt." (138) Die gesamte Büroergonomie ist nach *Schmidt* ein wichtiger Bestandteil der sich hier vollziehenden Praxis, denn sie bildet nicht weniger als ein „technisch-symbolisches System" (139), ohne das die Praktiken sich nicht in ganz spezifischer Weise vollziehen würden. Dies wird eben nur deutlich, wenn man sich zur Erforschung der Praktiken „am tatsächlichen Geschehen" (159) orientiert. Erst dadurch lässt sich nämlich beispielsweise bezüglich der Praktiken des Programmierens „die Beziehung zwischen Programmierer und Code" (181) als haptisches Intimverhältnis entschlüsseln, was zu neuen Einsichten in den Vollzug der Programmierpraxis führt. An diesen und anderen Beispielen zeigt sich, dass *Schmidt* zur Konturierung der Praxisforschung auf die Überzeugungskraft von empirischen Studien setzt, die sich der Mittel einer soziologischen Praxisforschung bedienen. Dies konturiert nicht unbedingt die Prinzipien einer Soziologie der Praxis, es ist aber eine Möglichkeit, neue Wege dieser Forschungsrichtung jenseits von *Bourdieu* aufzuzeigen. In den letzten beiden Kapiteln seines Buches stellt der Autor dann noch „Methodologische Reflexionen" (199) in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, wobei vor allem *Schmidts* achtes und letztes Kapitel zur „Öffentlichkeit und Beobachtbarkeit sozialer Praktiken" (226) wichtige Problemaspekte dieser Forschungsrichtung aufwirft. So muss angesichts der Skepsis, die soziologische Praxistheorien dem Diskurs als Quelle der Alltagspraxis entgegenbringen, gefragt werden, ob die Praxisforschung lediglich ein selbstgenügsamer „Situationalismus" (230) ist, weil sie als „Live-Soziologie", die *Schmidt* zusammen mit *Thomas Scheffer* auf dem DGS-Kongress 2012 in Bochum als neue Methode vorgestellt hat, ausschließlich die in der Gegenwart sich situativ und öffentlich vollziehenden Praktiken durch Teilnahme beobachten kann. Diese Frage zu bejahen, ist, wie Schmidt richtig konstatiert, der konsequenteste Weg einer Soziologie der

Praxis. Wenn die Verkettung von Praktiken nämlich immer körperlich und dinglich verankert ist, erscheint sie dem oder der Forschenden als Vollzugswirklichkeit, die im Zeitverlauf eben genau die Eigendynamik entwickelt, die sich nicht durch einen archäologischen und genealogischen Blick in das Diskursarchiv rekonstruieren lässt, ebenso wenig wie durch die Erhebung der Meinung von einzelnen Teilnehmenden über diese Praxisvollzüge, in die sie involviert sind bzw. waren. Praktiken sind mit anderen Worten immer situativ zu verstehen, sie geschehen als physische Ereignisse im Zeitverlauf und können daher eigentlich nicht historisch rekonstruiert werden, weil ja ein Sprung in vergangene Situationen und Praxisvollzüge unmöglich ist. Angesichts dieser Schwierigkeiten einer Soziologie der Praxis, das „Gestern" zu „lesen" (116), muss viel konsequenter, als dies *Schmidt* zu tun bereit ist, festgehalten werden, dass es in der soziologischen Praxisforschung nicht nur darum gehen kann, das wiederzugeben, was gegenwärtig geschieht. Es geht in dieser Forschungsrichtung auch und vor allem darum, gegenwärtige und historische Praktiken ganz im Sinne der Ethnomethodologie überhaupt als Ereignisse sichtbar zu machen, da sie häufig im Verborgenen geschehen (sind). Darüber hinaus muss die Praxisforschung öffentliche Praktiken nachvollziehbar machen, also herausfinden, welche gegenwärtigen und historisch generierten Komponenten, die nicht nur materieller, sondern auch diskursiver Art sein können, zusammenkommen und -wirken müssen, damit sich eine bestimmte Praktik überhaupt ereignen kann. All diese Fragen zu klären, die *Schmidt* in seinem Buch offen lässt oder gar nicht anspricht, wird die Aufgabe zukünftiger Versuche sein, die Soziologie der Praxis als nachvollziehbare Theorie- und Forschungsrichtung der Soziologie zu konturieren. Das in der Gedankenführung häufig nicht sehr klar formulierte Buch von *Schmidt*, das einige Redundanzen enthält und sehr darunter leidet, dass in ihm diverse ältere Aufsätze des Autors neu zusammengestellt werden, kann hier nur als ein Anfang dieser notwendigen Diskussion verstanden werden. Eine systematische und gehaltvolle Rekonstruktion der soziologischen Praxistheorie leistet es nicht, stattdessen enthält es vor allem im mittleren Teil einige schöne Fundstücke einer empirischen Praxisforschung, die den Gehalt und die Erklärungskraft dieser vielversprechenden Forschungsrichtung verdeutlichen und deshalb Anlass geben sollten, die Soziologie der Praxis jenseits von Strukturalismus und intentionaler Handlungstheorie nicht nur methodisch, sondern auch theoretisch an ihren zentralen Begriffen weiter zu konturieren.

Christine Resch, Schöner Wohnen: Zur Kritik von Bourdieus „feinen Unterschieden". Münster: Westfälisches Dampfboot 2012, 185 S., br., 24,90 €

Eva Barlösius

Schlüsselwörter: *Die Feinen Unterschiede – kulturelle Praktiken – Distinktion*

Bourdieus Soziologie ist nicht vollkommen, seine Studie „La distinction", auf deutsch mit dem leicht fehlleitenden Titel „Die feinen Unterschiede" erschienen, hat Schwachstellen. Das empirische Material lässt an vielen Stellen zu wünschen übrig, das Geschlechterverhältnis hat Bourdieu darin weitgehend ignoriert, wie er später selbst eingeräumt hat, außerdem ist er – im Gegensatz zu seiner Untersuchung über den „Homo academicus" – in „La distinction" darüber hinweggegangen, dass die großbürgerliche Kultur seit den frühen 1960er Jahren zunehmend an symbolischer Legitimität eingebüßt hat, und schließlich rekurrieren die Erhebung wie die Auswertung auf die „gebildete Oberschichtkultur" und setzen sich damit dem Vorwurf der Normativität aus. Diese und viele weitere Kritikpunkte, die Christine Resch in ihrem Buch immer wieder herausstellt, kann man gegen „La distinction" vorbringen, man könnte in dieser Rezension auf sie entgegnen und notieren, was an ihnen stimmt, was nicht und weshalb nicht.

Diese Vorgehensweise würde jedoch die das Buch insgesamt treibende Intention nicht ausreichend beschreiben. Christine Resch will zeigen, dass die Analyse kultureller Praktiken – hier bezeichnet als „Werk- und Rezeptionsästhetik" – Fehlinterpretationen bedingt. Aus diesem Grund soll an ihre Stelle eine „Interaktionsästhetik" treten, die die von der Kulturindustrie „vorgefertigten Kategorien in der Produktion und Vermarktung von kulturellen Waren" untersucht (175). Der „Geschmack", den Bourdieu für die französische Gesellschaft der späten 1950er und frühen 1960er Jahre als Mittel der Distinktion – das heißt als Medium, um mittels kultureller Unterschiede soziale Grenzen zu behaupten – identifiziert hat, möge in der Phase des Fordismus noch gesellschaftlich bedeutsam gewesen sein, im gegenwärtigen Neoliberalismus besitze er keinerlei Relevanz mehr. Entsprechend lautet eine Zwischenüberschrift: „Über die Irrelevanz von ‚Geschmack' im Neoliberalismus" (165).

Was unter Kulturindustrie zu verstehen ist, wird in dieser Schrift leider kaum ausgeführt. Es findet sich nur eine knappe Begriffsbestimmung: „Im Kapitalismus kann man d(ies)en ganzen Komplex von materiellen Bestimmungen der Lebensweisen und von Begründungen dafür als ‚Kulturindustrie' zusammenfassen und damit markieren, dass deren Prinzip ‚Warenförmigkeit' ist." (124) Ansonsten wird – nicht überraschend – auf Adorno – ohne jegliche Erläuterung – und die gemeinsame Arbeit mit Heinz Steinert über „Kulturindustrie: Konflikte um die Produktionsmittel der gebildeten Klasse" (2003) verwiesen.

Diese wenigen einleitenden Sätze mögen genügen, den Duktus der Schrift zu umreißen, was für den weiteren Fortgang hilfreich ist, da es im Rahmen dieser Rezension nicht möglich ist, sich mit allen dargestellten Schwächen der nunmehr über 50 Jahren alten Untersuchung von Bourdieu auseinanderzusetzen und sie zu gewichten. Dies gilt gleichermaßen für die anderen Autoren, die missbilligend unter die Lupe genommen werden, ebenso wie für die Sticheleien gegen eine Sozialstrukturanalyse, die kulturelle Praktiken als eine Dimension der Genese und Legitimierung sozialer Ungleichheiten untersucht.

Christine Resch lässt den Untertitel ihres Buchs beginnen mit den Worten „Zur Kritik von". Dies kann man als Replik auf den Untertitel von Bourdieus „Die feinen Unterschie-

de“ auffassen, der heißt „Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“. Diese Anfangsworte versprechen Großes, zumal Christine Resch das Wörtchen „zur“ vorangestellt. Freilich, es ist bekannt, wie Buchtitel oftmals zustande kommen, deshalb wäre es unangemessen, die Studie auf die durch den Untertitel erzeugten Erwartungen zu beziehen.

Kommen wir nun zum Aufbau der Schrift. Das Buch besteht grosso modo aus drei Teilen. Erstens aus der bereits oben erwähnten umfänglichen Kritik an Bourdieu's Schrift „La distinction“, zweitens einer empirischen Untersuchung und drittens einem Abschnitt, der aus einer knappen Darstellung „des kulturellen Angebots im Nachkriegs-Fordismus“ (123), kleineren Kritiken an den „neuen Freunde[n] und Förderer[n] des Konsumismus“ (147) und einem mit groben Strich gezeichneten Konzeptentwurf einer „Interaktionsästhetik“ besteht (173ff.).

Im Folgenden soll der zweite Teil etwas ausführlicher geschildert werden. Es handelt sich um eine kleine, in sich gut nachvollziehbare empirische Studie zum Wohnen. Sie wurde im Rahmen eines Lehr-/Forschungsprojekts „zum Thema ‚Wohndekoration / Lieblingsbilder und -gegenstände‘ entwickelt und durchgeführt“ (52). Es wurden ca. 50 leidfadengestützte Interviews geführt, die meisten von Studentinnen und Studenten. Die Interviews fanden in den Wohnungen der Befragten statt. Weiterhin wurden in einer weiteren Untersuchung „junge Leute“ (Studentinnen und Studenten) gebeten, ihre „Lieblingsartefakte“ zu beschreiben.

Die wohl wichtigsten Ergebnisse aus den leitfadengestützten Interviews lauten: Die Dekoration der Wohnung ist „Frauenaufgabe“, für Männer ist es „schwer“, sich in der Wohnung „zu behaupten“. Oft müssen sie „dem Nachwuchs Platz machen“. Sie wohnen tendenziell in einer „fremden“ Wohnung (57). Auch bei den sogenannten Erinnerungsstücken, z. B. Fotografien, Mitbringsel von Reisen, Bastelarbeiten der Kinder, sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern erheblich. Christine Resch bietet hierfür eine „plakative Formulierung“ an: „Während Frauen […] durch Erinnerungsstücke die Familientradition bewahren, kultivieren Männer eine (jugendliche) Lebensweise, Abenteurertum und Unabhängigkeit“ (58). Die Auswertung geschieht sehr anschaulich, man könnte sie als ethnographisch charakterisieren. Beim Leser entsteht schon nach wenigen Seiten das Gefühl, bei den Befragten zuhause zu sein. So häufig und anschaulich werden deren Einrichtungen, Vorlieben und Aushandlungen etwa darüber, ob die Familienfotos im Repräsentationsraum Platz finden oder in den Keller – in den Vorraum vor die Sauna – verbannt werden, geschildert. Was die Absicht der empirischen Studie anbelangt: Dafür – der Analyse kultureller Praktiken, wie sie Bourdieu vorgenommen hat, eine Analyse entgegenzusetzen, die von der Kulturindustrie ausgeht – bleiben die Auswertungen leider etwas flüchtig. In dem Abschnitt, in dem die „kulturindustrielle[n] Normen und Widerständigkeiten“ (75) herausgearbeitet werden, „[lernen] wir: Dass Gebrauchswerte den Tauschwert dominieren, heißt nicht, dass alles gut ist/wird. Die Gebrauchswerte haben instrumentelle und Prestige-Anteile“ (81).

Nun zur zweiten Erhebung: Studentinnen und Studenten beschreiben ihre Lieblingsartefakte, was nicht alle mit Vergnügen und ohne Vorbehalte getan haben (siehe 109f.), weil die Aufforderung, über private Vorlieben zu berichten, manche als zudringlich empfunden haben mögen. Aus den Ergebnisse ist zu lernen, dass „die jungen Leute […] weder ein schlechtes Gewissen (plagt) noch fühlen sie sich unterlegen, wenn sie sich kaum für ‚Bildungsgüter‘ interessieren“ (117). Es geht ihnen darum, „welche Lebensweise sich […] signalisieren lässt“ (117). Die Untersuchung mit „jungen Leuten“, wie Christine Resch die Studentinnen und Studenten bevorzugt bezeichnet, soll demonstrieren, dass die Jugend-

phase eigene kulturelle Praktiken hervorbringt, was Bourdieu in seiner Studie übersehen hat. Die Frage nach den Lieblingsartefakten wurde, wie die Kommentare der Auskunft Gebenden belegen, als Frage nach persönlichen Vorlieben verstanden. Ob sich die Antworten darauf eignen, zu konstatieren, dass sich die Befragten überhaupt nicht um die distinktive Wirkung kultureller Praktiken scheren und diese auch in Anspruch nehmen, um soziale Unterschiede zu markieren, ist jedoch fraglich.

Der dritte Teil, der zu einem Gegenentwurf hinführen könnte, bleibt insgesamt skizzenhaft. Vor allem wird kein Bezug auf die empirische Studie genommen. Das ist schade, denn man wünschte sich hier, dass das selbst erhobene empirische Material genutzt würde, um zu verdeutlichen, was mit der geforderten Interaktionsästhetik gemeint ist, wie daraus die kulturell-industriellen Normen und Angebote rekonstruiert werden können. Besonders interessant wäre es gewesen, darzustellen, wie das Ergebnis, dass die Wohnung viel mehr Persönliches denn Distinktion ausdrückt, also die empirische Kritik an Bourdieu, mit einer Interaktionsästhetik zu interpretieren ist, die ihr Augenmerk auf die vorgefertigten Kategorien der Produktion und Vermarktung kultureller Waren richtet.

Am Schluss finden sich noch einige Worte zur Geschichte der Studie. Ursprünglich sollte sie gemeinsam mit Heinz Steinert verfasst werden. Mit ihm zusammen – Christine Resch und Heinz Steinert waren oftmals Co-Autoren – hat Christine Resch das Forschungsprojekt und das Buchmanuskript konzipiert. Als Heinz Steinert starb, war beides nur „halb fertig“, nichts mit ihm zu Ende abgestimmt, weshalb Christine Resch das Buch unter ihrem Namen veröffentlicht hat, was gewiss angemessen ist.

Diskurs

Reiner Keller / Andreas Hirseland / Werner Schneider / Willy Viehöver (Hrsg.), Handbuch der Sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse. 3. Auflage. Wiesbaden: VS 2011, 533 S., br., 49,95 €

Lisa Pfahl / Lena Schürmann

Schlüsselwörter: *Qualitative Methoden – Diskursanalyse – Macht – Sprache – Wissen*

Das Handbuch versammelt 17 Einzelbeiträge zur Diskursforschung. Unter den Autoren und Autorinnen sind größtenteils deutschsprachige Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die mit ihren Studien die Integration der französischen Diskursanalyse in die deutsche Sozialwissenschaft vorangetrieben haben. Die Beiträge zeigen auf, wie vielfältig die Anschlüsse an die maßgeblich mit Michel Foucault verknüpfte Forschungsperspektive der Diskursanalyse in unterschiedlichen Disziplinen theoretisch und methodisch ausfallen. In dieser dritten Auflage wurde das Handbuch nochmals erweitert, und zwar um einen Beitrag von Stefan Meier zur sozialsemiotisch angelegten „multimodalen Diskursanalyse" und um einen Beitrag von Martin Reisigl, der die Wiener Kritische Diskursanalyse vorstellt. In dem Band sind neben den sozialwissenschaftlichen damit auch die linguistischen Ansätze gut repräsentiert.

Einleitend geben die Herausgeber nicht nur einen Überblick über die Entwicklungen im Feld der Diskursforschung, sie liefern auch eine „Leseanleitung" (19) für das Handbuch. Dabei verorten die Herausgeber die Einzelbeiträge in ihren historisch-disziplinären Entstehungskontexten und machen ihr Anliegen deutlich, das Feld der Diskursforschung in seiner Vielfältigkeit abzubilden. In der Diskursforschung, die mittlerweile zum Kanon der empirischen Methoden der deutschsprachigen Sozialwissenschaft gehört, hat innerhalb von 10 Jahren eine enorme Entwicklung stattgefunden. Galt die Diskursanalyse zum Zeitpunkt der ersten Auflage des Bandes im Jahr 2003 teilweise noch als unseriös, so ist sie zu einer etablierten Methode avanciert. Den Herausgebern Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider und Willy Viehöver kommt der Verdienst zu, die Diskursanalyse durch eine Vermittlung mit den in den deutschsprachigen Forschungstraditionen bestehenden Methoden in den Mainstream der Sozialwissenschaften einzureihen. Es ist begrüßenswert, dass von den Herausgebern dabei keine methodische Kanonisierung angestrebt oder vorgenommen wird. Dies hat jedoch auch zur Folge, dass keine grundlagentheoretische Auseinandersetzung über die Diskursforschung betrieben wird.

Grundsätzlich lassen sich diskursanalytische Verfahren als „repräsentationskritische" Ansätze bestimmen. Im Anschluss an den linguistic turn stellt die Diskursanalyse eine Möglichkeit dar, wirklichkeitsstiftende Bezeichnungspraktiken zu untersuchen, ohne sprachliche Äußerungen bzw. Aussagesysteme als Widerspiegelung sozialer Wirklichkeit zu verstehen, sondern vielmehr als einen konstitutiven Teil dieser. In den Sozialwissenschaften steht die Diskursanalyse für eine Rückkehr machtanalytischer und herrschaftskritischer Perspektiven auf soziale Konstruktionen von Wirklichkeit und Wissen. Die Beiträge des Handbuchs gehen jedoch nur teilweise auf Fragen nach der machtvollen Wirkung von Diskursen, d. h. auf das Verhältnis von Sprache, Macht und Wirklichkeit ein.

Das Handbuch wurde bereits in früheren Rezensionen von Rainer Diaz-Bone (2003) und Steffen Großkopf (2008) sehr anschaulich und ausführlich inhaltlich diskutiert. Wir werden deshalb im Folgenden nur jeweils kurze Einblicke in verschiedene Beiträge geben und abschließend das Gesamtwerk diskutieren. Insgesamt gibt das Handbuch Auskunft zu forschungspraktischen Fragen von Diskursanalysen und methodologische Hinweise zur Beantwortung der Frage, wie das Verhältnis von Diskurs und Wirklichkeit theoretisch und methodisch zu fassen ist. Forschungsstrategische Hinweise zum empirischen Vorgehen diskursanalytischer Untersuchungen bieten die Beiträge von Matthias Jung, Philip Sarasin, Siegfried Jäger, Paolo Donati, Reiner Keller, Willy Viehöver, Hubert Knoblauch, Hannelore Bublitz, Michael Schwab-Trapp, Jürgen Link, Martin Reisgl und Stefan Meier. Behandelt werden Fragen, wie Textkorpora zu bilden und zu systematisieren sind. Die jeweils in Abhängigkeit zur Forschungsfrage zu konstruierenden Korpora können unterschiedliche Texttypen und Kommunikationsbereiche einbeziehen und lassen sich beispielsweise als „Diskurswürfel" systematisieren (Jung). Zudem wird eine Historisierung der zu untersuchenden Diskurse eingefordert, insbesondere von Jäger, Sarasin und Jung. Während die Beiträge von Keller, Schwab-Trapp, Knoblauch für eine akteursorientierte Analyse von Diskursen stehen und eine konflikttheoretische (Schwab-Trapp) bzw. kommunikationssoziologische (Keller, Knoblauch) Rahmung der Wissensproduktion durch „diskursive Eliten" und „Diskursgemeinschaften" vornehmen, stehen bei Bublitz, Donati, Link und Jäger Fragen nach den Regelstrukturen der Diskurse und ihrer Rekonstruktion im Zentrum. Die neu hinzugekommenen Beiträge von Reisigl und Meier beschäftigen sich mit den Bezeichnungspraktiken insbesondere von öffentlichen Diskursen und diskursiven intertextuellen Beziehungen. Meier nutzt (wie Link) die Diskursanalyse, um Kommunikationsprozesse zu untersuchen und fokussiert dabei auf „Medienverbünde". Er zeigt auf, wie die Beziehungen zwischen Texten und Bildern analysiert werden können, wobei die Subjekte als Adressaten bzw. Produzenten der Diskurse leider unbeobachtet bleiben. Auch die Wiener Kritische Diskursanalyse knüpft an soziolinguistische Verfahren an. Über eine Historisierung der politischen Bedingungen der untersuchten Diskurse gelingt es, die Analyse in den Rahmen politischer Interventionen zu stellen.

Eine Beschäftigung mit den Folgen diskursiver Zuschreibungen an Subjekte, also der Frage nach der Subjektpositionierung im Diskurs, findet nur teilweise statt. Hervorzuheben ist der Beitrag von Norman Fairclough, der wichtige Fragen in Bezug auf die subjektkonstituierende Wirkung von Diskursen aufwirft: „(A)ber wessen Repräsentationen sind das eigentlich, wer erlangt daraus welche Vorteile, in welcher Art sozialer Beziehungen ziehen sie die Menschen hinein, was sind ihre ideologischen Wirkungen und welche alternativen Repräsentationsformen gibt es außerdem noch?" (370). Das Spannungsfeld von Diskursanalyse und Ideologiekritik vermessen Andreas Hirseland und Werner Schneider. Sie rekapitulieren das Verhältnis von Wissen und Macht und stellen die Frage nach den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen, in denen Subjektkonstitutionen stattfinden, in den Mittelpunkt. Nicht zuletzt ist mit dieser Perspektive der Diskursanalyse immer auch eine Reflexion der eigenen Subjektposition als Forscher bzw. Forscherin verbunden. Damit beschäftigt sich Sabine Harks Beitrag, der das Verhältnis von Gegenstand und Erkenntnisinteresse in der eigenen wissenschaftlichen Praxis diskutiert und auf Paradoxien sozialwissenschaftlicher Forschung aufmerksam macht.

Insgesamt ist festzuhalten: Die Autoren und Autorinnen fassen das Verhältnis von Diskurs, Macht und Wirklichkeit je nach disziplinärer Verortung anders. Mit der für die Soziologie relevanten Frage, wie das Soziale zu bestimmen sei, beschäftigen sie sich nur

mehr oder minder explizit. Die soziologischen Beiträge definieren den Diskurs großteils als eine kommunikative Praxis und nutzen die Diskursanalyse als Untersuchung der sozialen Wirklichkeit, insbesondere zur Legitimation von Institutionenwissen. Die soziolinguistischen Beiträge unterscheiden zwischen sprachlich verfassten Diskursen und nicht-diskursiven Praktiken und weisen insbesondere der Oberflächenstruktur von Diskursen eine Bedeutung für ihre Re- und Dekonstruktion zu. Es ist den Herausgebern zu Gute zu halten, dass sie keine Kanonisierung „einer Methode" anstreben. Die Zusammenstellung der Beiträge folgt vielmehr der Absicht, das Gesamt unterschiedlicher Fragestellungen der Diskursforschung abzubilden und damit eine Methodenparzellierung in ausdifferenzierte, einzelne Methodenschulen zu vermeiden. Kritisch festzuhalten ist jedoch, dass die ausgewählten Beiträge die Frage nach den gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen eher wenig repräsentieren. So fehlen Beiträge, die sich mit der Konstitution von Subjekten in diskursiven Kräfteverhältnissen befassen, wie sie in der Gouvernementalitätsforschung vertreten und diskutiert werden (vgl. Bröckling / Krassmann / Lemke 2000 und Angermüller / van Dyk 2010). Trotz der kommunikationssoziologischen Verortung des Handbuchs überrascht es, dass keine Integration von medientheoretischen Untersuchungen vorgenommen wurde. Zudem werden Forschungsfelder, die aus der Diskursforschung erwachsen sind und sich in den letzten 10 Jahren in Deutschland etablieren konnten, gar nicht repräsentiert. Um den Handbuch-Charakter zu stärken und die Breite der Diskursforschung in den Sozialwissenschaften (noch) besser zu repräsentieren, könnten z. B. die Disability Studies, die Postcolonial Studies oder die Science and Technology Forschung in den Beiträgen berücksichtigt werden.

Darüber hinaus gehören die Analysen von Subjektivierungsprozessen aus soziologischer Perspektive zum Kernbestand der Diskursforschung, um ungleiche Subjektpositionierungen als Effekte symbolischer Ordnungen verstehen und erklären zu können. Leser und Leserinnen, die sich eine eingehendere Beschäftigung damit wünschen, seien auf den Sammelband „ Diskurs, Macht und Subjekt" verwiesen (Keller / Schneider / Viehöver 2012) sowie auf den Sammelband „Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse" (Keller / Truschkat 2012).

Abschließend ist festzuhalten: Das Handbuch zielt explizit nicht auf eine Methodenkanonisierung, sondern stellt verschiedene diskursanalytische Zugänge in ihrer Komplexität dar. Anders als in früheren Einführungswerken (vgl. Bublitz / Bührmann / Hanke / Seier 1999 und Jäger 1999) bietet das vorliegende Handbuch damit jeweils Einblicke in sehr unterschiedliche Ansätze. Interessierte können in Erfahrung bringen, in welchen Forschungsfeldern die Diskursanalyse Anwendung findet und welche Vorgehensweisen dazu entwickelt wurden. Für die Verwendung in der sozialwissenschaftlichen Lehre bedarf es einer gezielten Auswahl und Vermittlung einzelner Beiträge. Für die eigene Forschungspraxis stellt das Handbuch eine Quelle vielseitiger Anregungen dar. Es ermöglicht es, unterschiedliche Vorgehensweisen kennenzulernen und ermutigt dazu, diese zu erproben.

Literatur

Angermüller, Johannes / van Dyk, Silke (2010): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt a. M.: Campus.

Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Die Ökonomisierung des Sozialen. Suhrkamp: Frankfurt a. M.

Diaz-Bone, Rainer (2003): Entwicklungen im Feld der foucaultschen Diskursanalyse. Sammelbesprechung zu: Glyn Williams (1999): French Discourse Analysis. The Method of Post-structuralism / Johannes Angermüller, Katharina Bunzmann & Martin Nonhoff (Hrsg.) (2001): Diskursanalyse. Theorien, Methoden, Anwendungen / Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider & Willy Viehöfer (Hrsg.) (2001): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden / Patrick Charaudeau & Dominique Maingueneau (Hrsg.) (2002): Dictionaire d'analyse du discours / Reiner Keller (2003). Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen [66 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 4(3), Art. 1, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs030315.

Bublitz, Hannelore / Bührmann, Andrea D. / Hanke, Christine / Seier, Andrea (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a. M.: Campus.

Großkopf, Steffen (2008): Rezension zu: Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider & Willy Viehöver (Hrsg.) (2006). Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden [47 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 9(1), Art. 14, http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801143.

Jäger, Siegrid (1999): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: DISS.

Keller, Reiner / Schneider, Werner / Viehöver, Willy (2012): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS.

Keller, Reiner / Hirseland, Andreas / Schneider, Werner / Viehöver, Willy (Hrsg.) (2003): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. Opladen: Leske + Budrich: Opladen. (4. Erweiterte Auflage Wiesbaden: VS 2010).

Keller, Reiner / Truschkat, Inga (2012): Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perpektiven. Wiesbaden: VS.

Reiner Keller / Werner Schneider / Willy Viehöver (Hrsg.), Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS 2012, 266 S., br., 29,95 €.

Céline Kaiser

Schlüsselwörter: *Subjekt – Macht – Diskurs*

In der Reihe „Interdisziplinäre Diskursforschung" ist ein Tagungsband erschienen, der sich mit der Begriffstrias „Diskurs – Macht – Subjekt" aus den Perspektiven von Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie, Literaturwissenschaft und Linguistik wie auch der Lernforschung befasst. In welchem Verhältnis die drei akzentuierten Termini zueinander stehen, ob sich hinter der Reihung eine dem westlichen Leseverhalten gemäß von links nach rechts entrollende Kausalkette verbirgt oder ob man die Reihung vielmehr in beide Richtungen lesen, also rekursive Bezüge herstellen kann und muss, ist, wie die Herausgeber einleitend andeuten, eine der zentralen Fragen des Bandes. Die Beträge des Bandes verfolgen das Spannungsverhältnis zwischen Konzepten des Diskurses und des Dispositivs auf der einen und einer Reihe von Modellen des Subjekts auf der anderen Seite: Von Foucaults späten Schriften zur Sorge um das Selbst im antiken Ethos über Louis Althussers Anrufungsszene bis hin zu Konzepten der Adressierung in Niklas Luhmanns Systemtheorie werden eine Reihe von theoretischen Ansätzen in Stellung gebracht, um die Position und das Potential „des Subjekts" theoretisch zu reflektieren. Daneben spielt das Verhältnis von Theorie und Empirie vor allem in den soziologischen Beiträgen des Bandes eine große Rolle.

Dass Theorie und Empirie des Subjekts mitnichten einfach in Beziehung zu setzen sind, sondern vielmehr eine ganze Armada von Begleitbegriffen und -konzepten mit ins Spiel bringen, lässt sich anhand von zwei Beiträgen des Bandes aufzeigen, die sich mit einer mit geradezu hegemonialer Durchschlagskraft ausgestatteten Form der Subjektivation, dem „unternehmerischen Selbst", beschäftigen.

Ulrich Bröckling hatte sich bereits in einer 2007 erschienenen Monographie eingehend mit der Figur des Unternehmers auseinandergesetzt und anhand einer den Gouvernementalitätsstudien verpflichteten Analyse von zeitgenössischer Management- und Ratgeberliteratur herausgearbeitet, dass die Figur des Unternehmers weit über ökonomische Spezialdiskurse hinaus das Selbstbild weiter Teile der westlichen Welt steuere. Die Übertragung von unternehmerischen Eigenschaften auf andere Diskursfelder und Handlungsräume ist dabei als appellative Struktur zu verstehen: „Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden. Und man kann es nur werden, weil man immer schon als solches angesprochen ist" (132). Als Subjekt „im Gerundivum" (132) ist es keine konkrete empirische Einheit, sondern vielmehr ein Modell und ein „Modus der Subjektivierung" (131).

Gegen Bröcklings Konzept der Subjektivierung, welches er in kritischer Auseinandersetzung mit Althussers berühmter und viel zitierter Anrufungsszene entfaltet, betont Andrea D. Bührmann in ihrem Beitrag *Subjektivierungsform oder Subjektivierungsweise?*, dass die Untersuchung des unternehmerischen Selbst von den Gouvernementalitätsstudien zu einseitig angelegt worden sei und der empirischen Fundierung entbehre. Bröckling u. a. hätten sich auf die Erforschung von Subjektivierungsformen konzentriert,

die Subjektivierungsweise hingegen vernachlässigt. Unter „Subjektivierungsweise" versteht Bührmann „die Art und Weise, wie Menschen sich selbst und andere auf einer empirisch faktischen Ebene wahrnehmen, erleben und deuten" (146). Sie erhebt den Anspruch, über eine Typologie (wie Bröckling sie in seinem Aufsatz skizziert) hinaus die tatsächlichen Reaktionen der adressierten Subjekte zu erforschen, und entwirft ein entsprechendes – allerdings vergleichsweise weitläufiges und im Einzelnen willkürlich anmutendes – Forschungsprogramm.

Hubert Knoblauch führt in seinem Beitrag *Der Topos der Spiritualität. Zum Verhältnis von Kommunikation, Diskurs und Subjektivität am Beispiel der Religion* über den Begriff der Spiritualität zusätzlich zu den im Sammelband diskutierten Begriffen des Subjekts, der Subjektivation/Subjektivierungsform und der Subjektivierungsweise denjenigen der Subjektivität als eigenständige Qualität ein. Am Beispiel des Wandels der Spiritualität aus dem engeren konfessionellen Rahmen zu einem geradezu omnipräsenten Phänomen will Knoblauch deutlich machen, dass das Subjekt mehr sei als die „Adresse" von Kommunikation. Hierfür greift er auf den Begriff der „Erfahrung" zurück. Die Erfahrung, die das Subjekt der Spiritualität machen müsse, müsste „am eigenen Leib gemacht werden", sie sei also „subjektiv" – auch dann, wenn die Diskurse des Spiritualismus deutlich zeigen würden, dass eben diese als subjektiv markierte Erfahrung wiederum lediglich in Form von stereotypen Aussagen kommuniziert werden könne (259f.).

Der Bogen, den die herausgegriffenen Aufsätze spannen, umreißt die wesentlichen Punkte, die in den versammelten Texten des Bandes immer wieder anhand unterschiedlicher Beispiele und Perspektiven diskutiert werden.

So erörtert Willy Viehöver anhand von einschlägiger Ratgeberliteratur zur ästhetisch-plastischen Chirurgie und mit Rückgriff auf Paul Ricœur das Verhältnis von narrativ erzeugten Identitäten, die massenmedial wirksam werden auf der einen und reflexiven Aneignungsstrategien der adressierten Akteure auf der anderen Seite.

Joachim Renn verfolgt in Auseinandersetzung mit Foucaults Werk die Frage, wie sich die Freiheit des Subjekts gegenüber der Macht der Adressierung in diskursiven Formationen auffassen lasse. Renn vermeint hier im Sinne einer pragmatisierten Diskurstheorie einen „Sozial-Existentialismus" ausmachen zu können, der darauf abhebt, im Gegensatz zu einem Konzept ahistorischer Subjektivität vielmehr eine an konkrete historische Bedingungen geknüpfte „individuelle Agency" propagieren zu können, die auf der (Wieder-)Aneignung diskursiver Zuschreibungen beruht.

Auf welche Weise solche diskursiven Zuschreibungen funktionieren, skizziert Daniel Wrana aus Sicht einer diskurstheoretisch informierten Lerntheorie und mit Rückgriff auf die Semiotik Umberto Ecos. Wie der implizite Leser bei Eco ein (nicht intentional zu beherrschendes) Konstrukt ist, welches die Adressierungsstrategie von literarischen Texten steuert, so ist auch für Lernprozesse zu fragen, durch welche Steuerungsmechanismen die gewünschten Lerneffekte gesichert werden sollen. Wranas These ist, dass dies etwa durch ein „Arrangement von Texten" geschieht, die auf mehreren Ebenen in den Prozess der Subjektivation eingreifen.

Skeptisch gegenüber Modellen, welche die „Agency" von Subjekten allzu stark betonen, betrachtet der Literaturwissenschaftler Jürgen Link *Subjektivitäten als (inter)diskursive Ereignisse.* Vor dem Hintergrund seiner Konzepte des Interdiskurses und der Kollektivsymbolik, welche er bereits in den 1980er Jahren ausgearbeitet hat, zeigt er am Beispiel der Metapher des Aushandelns, wie sehr die Vorstellung, das Subjekt sei in der Lage, das Ausmaß seiner diskursiven Unterwerfung zu kontrollieren, selbst wiederum historisch gebunden ist.

Dem korrespondierend diskutieren Martin Nonhoff und Jennifer Gronau aus politikwissenschaftlicher Sicht *Die Freiheit des Subjekts im Diskurs*. Anhand von Einführungsliteratur untersuchen sie in kritischer Absicht die Bedeutung der Begriffe „Subjekt" und „Akteur" für die Politikwissenschaft. Während Ersterer völlig irrelevant zu sein scheint, verdankt der Begriff des Akteurs ihrer Meinung nach seine Bedeutung der Betonung zweckrationaler, auf strategisches (Aus-)Handeln abzielender Aspekte. In einem zweiten Schritt entwickeln die Autoren im Gegenzug eine an poststrukturalistischen Positionen orientierte Sicht des Subjekts.

Gegen die poststrukturalistische These einer – auch von Nonhoff und Gronau vertretenen – Dezentrierung des Subjekts und gegen eine „situationistische" Auffassung von Subjektivierung setzt Reiner Keller auf „die pragmatistisch begründete soziologische Tradition des Interpretativen Paradigmas, die" – wie er nicht müde wird aufzuzeigen – „auf dem Terrain der Soziologie viele Argumente der poststrukturalistischen Positionen vorweggenommen hatte" (83).

Eine philosophische Sicht auf das Verhältnis von Diskurs – Macht – Subjekt wird von Petra Gehring entwickelt. Wie schon der Titel ihres Aufsatzes herausstreicht, ist diese *Abseits des Akteurs-Subjekts* zu verorten. In ihrer Rekonstruktion der Foucaultschen Schriften betont sie, dass es gerade die Pointe seines diskursanalytischen Unterfangens sei, „sich von Subjektbezügen zu lösen." Darüber hinaus macht Gehring gegen sozialwissenschaftliche Ansätze deutlich, dass es im Sinne Foucaults „keine Empirie unserer selbst [gibt], weil das Empirische ‚Das-Dort' und das transzendentale ‚Ich' oder ‚Wir' theoriebautechnisch nie zusammenkommen können" (22). Vielmehr handelt es sich beim Subjekt stets um eine selbstreflexive Größe, wie sie am Beispiel der freimütigen Rede (parrhesia) diskutiert.

In ganz andere Richtung gehen die Überlegungen Dominique Maingueneaus zum Zusammenhang von *Äußerungsszene und Subjektivität.* Die Linguistin entwirft ein Modell des Äußerungsaktes, das, wie sie zeigt, *in nuce* auch für die Positionen der französischen Diskurstheorien von Foucault und Michel Pêcheux, einem Schüler Althussers, in Anschlag zu bringen sei. Wie sie anhand dieser ‚klassischen Positionen' sowie einer Analyse der „Szenographien" von „Äußerungsszenen" und am Beispiel massenmedialer Aphorisierungen aufzeigt, hat „jede Konzeption von Diskurs und der Methodologie, die mit ihr verbunden ist, immer auch eine bestimmte Konzeption von Subjektivität." (165)

Die Lektüre des Sammelbandes „Diskurs – Macht – Subjekt" hinterlässt einen zwiespältigen Gesamteindruck: Einerseits wird quer durch die Texte wieder einmal deutlich, dass der Diskursbegriff seit der Etablierung des „Klassikers" Foucault in zahlreiche Richtungen diffundiert ist, die sich nicht mehr einfach durch einen Rekurs auf Foucaults Schriften einhegen lassen. Zu sehr hat jede Disziplin, ja nahezu jede wissenschaftliche Schule in den letzten Jahrzehnten ihre eigene Lektüre und Einverleibung der Foucaultschen Begrifflichkeit betrieben. Trotz dieser enormen Produktivität, die Foucaults theoretische und historische Arbeiten ausgelöst haben, erscheint das weite und außerordentlich uneinheitliche Feld an Deutungen zuweilen eher wie ein reichlich ausgehöhlter Trampelpfad. Die Beschwörung der immer gleichen paradoxen Fragestellung, ob dem Subjekt oder dem Diskurs eine Vorrangstellung zukomme, dreht sich bereits seit Jahrzehnten wie die verwandte nach Henne und Ei im Kreis. Dass der Band weitestgehend Tagungsbeiträge aus dem Jahre 2007 publiziert, dürfte ein Grund dafür sein, dass man den Eindruck gewinnt, seine zentrale Fragestellung hätte schon einen etwas längeren Bart. Dennoch zeigt die Publikation auch, dass es immer noch innovative Anschlüsse geben kann und

welche Bandbreite an neueren Forschungspositionen sich aus der Kombination von Foucaults Schriften mit anderen Denkansätzen des 20. Jahrhunderts ergeben. Und mehr noch: Es herrscht diskursive Einigkeit. Keiner der Beiträge würde den begrifflichen Dreischritt von Diskurs, Macht und Subjekt als einfache Kausalkette auffassen. Subjekte entstehen, so der allgemeine Tenor der versammelten Autoren, nicht einsinnig aufgrund ihrer diskursiven Einsetzung, sondern sind – wie auch immer das im Einzelfall gedacht wird – nicht mehr ohne eine aktive Beteiligung an ihrer Subjektivierung zu behaupten.

Lernen

Marc Mölders, Die Äquilibration der kommunikativen Strukturen. Theoretische und empirische Studien zu einem soziologischen Lernbegriff. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2011, 342 S., gb., 34,90 €

Wolfram Lutterer

Schlüsselwörter: *Soziologische Lerntheorie – Niklas Luhmann – organisationales Lernen*

Marc Mölders unternimmt ein ambitioniertes Vorhaben. Der Soziologie soll der Begriff des Lernens theoretisch schmackhaft gemacht werden. Die hierzu entfaltete soziologische Lerntheorie soll sich zudem empirisch bewähren. Ein insbesondere als organisatorisches Lernen verstandener Lernbegriff soll sich neben den Begriffen der Sozialen Evolution und des Sozialen Wandels als weitere Kategorie für soziale Veränderungsprozesse etablieren. Entstanden ist dieses Buch als eine Dissertationsschrift an der Universität Bielefeld.

Untergliedert ist das Buch in fünf Kapitel sowie ein umfangreicheres Schlusskapitel, das dazu dient, die erzielten Ergebnisse zu bündeln sowie einige weiter reichende Fragen zu thematisieren. Bezüglich des Lernbegriffs bedient sich Mölders der genetischen Epistemologie des späten Jean Piaget; hinsichtlich der Soziologie konvergiert die Arbeit auf die soziologische Systemtheorie Niklas Luhmanns.

Ausgehend von der Beobachtung, dass etliche soziologische Lerntheorien auf die genetische Epistemologie Jean Piagets rekurrieren, nimmt auch Mölders hier seinen Ausgangspunkt. Er fokussiert hierbei auf das Spätwerk Piagets, und dort insbesondere auf die 1976 erschienene Schrift „Die Äquilibration der kognitiven Strukturen". Lernen gestaltet sich in dieser Perspektive als Anpassungsprozess (in Piagets Worten: als Adaptation im Doppelaspekt von Assimilation und Akkommodation), wodurch ein zuvor gestörtes innersystemisches Gleichgewicht wieder hergestellt wird (Äquilibration). In diesem Sinne ist der Titel von Mölders Buch, „Die Äquilibration der kommunikativen Strukturen", auch als Verknüpfung von Piaget mit Luhmannscher Systemtheorie zu lesen.

Den Forschungsstand zum Themenfeld soziologischer Lerntheorie unterteilt Mölders in vier Phasen, bezogen auf den deutschen Diskurs. Der 17. Soziologentag in Kassel im Jahre 1974 wird hierbei als „Geburtsstunde" soziologischer Lerntheorie benannt. Im Zentrum stehen Beiträge von Jürgen Habermas und Klaus Eder, gefolgt von Günter Dux: Diese „Makro-Phase" soziologischer Lerntheorie (31) erkennt nicht mehr Klassenkämpfe als zentrales Movens für gesellschaftliche Veränderung an, sondern Lernvorgänge und somit kollektive Lernprozesse. Die darauf folgende „Mikro-Phase" (41) verdankt sich insbesondere den Arbeiten Max Millers und verschiebt den soziologischen Fokus auf subjektive Wissenssysteme bzw. Deutungen. Eine darauf folgende „Vermittlungsphase" zwischen Mikro und Makro stellt Eders Verkettung beider Dimensionen durch den Begriff der Praxis dar (57): sozialer Wandel lasse sich nicht denken ohne Akteure. Schließlich folgt eine „systemische Phase", wiederum initiiert durch Miller und eng gekoppelt an die Systemtheorie Luhmanns. Als lernende Entität dienen nunmehr nicht mehr Subjekte, sondern Kommunikationssysteme (63); soweit Mölders diesbezügliche Rekapitulation.

// Oldenbourg DOI 10.1524/srsr.2013.0055

Die folgenden beiden Kapitel dienen der Entwicklung der eigentlichen Theorie. Dies erfolgt zunächst in Gestalt einer Engführung von Piaget und Luhmann; die weitere Theorieentwicklung erfolgt überwiegend im Rahmen Luhmannscher Systemtheorie. In diesem Rahmen wird auch eine soziologische Theorielücke aufgezeigt: Veränderungsprozesse werden mit Hilfe von Sozialem Wandel oder wahlweise Evolution nur unzureichend beschrieben. Der Begriff des Sozialen Wandels ist ungerichtet und damit zu breit angelegt, um die durchaus beobachtbaren Prozesse des Lernens adäquat abzubilden. Hier kann sich Lernen als weitere Ausdifferenzierung des Sozialen Wandels bewähren (315). Der Begriff der Evolution bezieht sich hingegen schlichtweg auf eine andere Systemebene: auf Evolution muss man warten, Lernen kann gesucht werden (315).

Als den soziologischen Ort des Lernens ermittelt Mölders den Bereich des organisationalen Lernens (115). Bloßen Interaktionssystemen fehle eine adäquate Form des Gedächtnisses (126). In der im Luhmannschen Kontext weiter interessierenden Frage nach der Lernfähigkeit von Funktionssystemen wird eine Schnittstelle von Lernen zur Evolution erkannt: Das Lernen von Funktionssystemen komme nicht ohne Evolutionstheorie aus (167). Trotz alledem seien Funktionssysteme selbst nicht als lernfähige Einheiten anzusehen – denn eben diese Rolle komme den Organisationssystemen zu.

Wichtig ist für Mölders, nicht nur eine theorieorientierte Arbeit vorzulegen, sondern auch empirische Anwendungsfähigkeit zu belegen und hierbei den möglichen Transfer von organisationalem Lernen auf Funktionssysteme nachzuweisen. Hierfür wählt er mit dem Rechtssystem ein sich bereits hochgradig organisational reproduzierendes System aus – im Gegensatz beispielsweise zur Wissenschaft, die sich trotz und mit aller organisationalen Gebundenheit eher über „disziplinäre Kommunikationsgemeinschaften" (182) reproduziert.

Bei dem hierbei untersuchten Fallbeispiel handelt es sich um einen organisationalen Lernprozess in der UNO, der letztendlich zur Gründung einer neuen Kommission führte, der „United Nations Commission on International Law" (UNCITRAL). Als Methode kommt die objektive Hermeneutik von Ulrich Oevermann zur Anwendung. Mölders kommt hierbei zum Schluss, dass organisationales Lernen deswegen vorlag, weil beobachtet werden konnte, dass das System neue Lösungen generierte und somit zuvor nicht regelbare Konflikte lösbar machte (282).

Damit kommt Mölders zu einer Reihe abschließender Ergebnisse: So könne – ganz im Sinne Luhmanns – die Weltgesellschaft keinesfalls „als Ganzes" lernen (283). Dafür aber könnten qua organisationalem Lernen zumindest Funktionssysteme wie das Recht als Ganzes in struktureller Hinsicht lernen (284ff.). Eine wichtige Anschlussfrage für den Autor lautet, ob auch ein organisationales Lernen für die Zukunft möglich sein könne: Ja, und zwar dann, wenn Irritationen gesucht werden können (308), also wenn das System Unsicherheiten bezüglich künftiger Ereignisse generiert. Alles in allem, so liege nun damit „der Soziologie ein revidierter Lernbegriff vor", der auch empirisch umgesetzt werden könne (283).

Ist das so? Dem Autor ist grundsätzlich zunächst einmal zuzustimmen. Ein revidierter Lernbegriff für die Soziologie ist notwendig und wichtige theoretische Vorarbeiten hierzu werden geliefert. Ein möglicher theoretischer Ort für eine soziologische Lerntheorie wird zudem in nachvollziehbarer Weise begründet. Von großem Nutzen ist überdies die Rekonstruktion der Entwicklung soziologischer Lerntheorie mit Hilfe des Phasenmodells. Die „Äquilibration der kommunikativen Strukturen" zeichnet sich zudem durch all das aus, was eine qualifizierte wissenschaftliche Studie lesenswert macht: Das Buch beinhaltet eine klare Fragestellung, verfügt über eine glasklare Gliederung und erfreut den Leser mit einer anschaulichen und überaus präzisen Schreibweise. Man liest das Buch gerne.

Schade nur, dass Mölders seine lerntheoretische Rekonstruktion auf den deutschsprachigen Kontext beschränkt. Durch die frühe Engführung auf Piaget unterbleibt eine ausführlichere Diskussion anderer lerntheoretischer Konzepte. Das Schwergewicht des Buches liegt klar auf dem Fallbeispiel sowie auf einer theoretischen Engführung, die sich in hohem Maße der Systemtheorie Luhmannscher Provenienz verschreibt.

Dabei ist der Rekurs auf Piaget sicherlich sinnvoll und wohlbegründet. Er ist dies nicht jedoch nur wegen dem erfolgreich erbrachten Nachweis von dessen Bedeutung für soziologische Lerntheorien, sondern darüber hinaus auch aufgrund der nur teilweise berücksichtigten theoretischen Positionierung Piagets. Mölders folgt hier zuweilen der falschen Fährte, insbesondere wenn die „Verträglichkeit" von Piagets genetischer Epistemologie mit dem (radikalen) Konstruktivismus hinterfragt wird (98). Das verwundert. Der von Glasersfeldsche Radikale Konstruktivismus speist sich ja unter anderem auch aus Piaget. Zudem verwendet Piaget selbst den Begriff der „construction" wiederholt, auch in einschlägigen Titeln seiner Veröffentlichungen. Hier hätte sich der Leser mehr Sorgfalt sowie Gründe dafür gewünscht, eine bestimmte Weise der Konstruktion als Maßstab für andere Konstruktionsweisen anzusetzen – und damit eine eher unkonstruktivistische Perspektive einzunehmen.

Ebenfalls nicht so ganz befriedigen kann die nahezu kritiklose Bezugnahme auf die Luhmannsche Systemtheorie. Hier hätte dem Autor etwas mehr Mut gut getan. An analytischer Kompetenz fehlt es ihm jedenfalls nicht. So wird beispielsweise diagnostiziert, dass Luhmann „genau genommen" die „Leistung des Rechts mit dessen Funktion" „verwechselt" habe, und dieses „verwechselt" steht dabei sogar in Anführungszeichen (195). Aber was, wenn nicht „genau genommen" zählt in der Wissenschaft? Und so fragt sich der Leser zuweilen, ob er es eher mit Implementationsproblemen einer neu zu konstruierenden soziologischen Lerntheorie zu tun hat oder aber mit Fußangeln, welche die Anwendung von Luhmanns Theorie mitsamt ihrer doch eher starr anmutenden Systemlogik auf einen sorgfältig analysierten Gegenstandsbereich mit sich bringt.

Das Fallbeispiel kommt meines Erachtens zu spät. Nach plausibel entfalteter Theorie wirkt es nur noch wie eine sehr ausführliche Fleißübung eines zudem objektiv hermeneutisch überversicherten „was noch zu beweisen war". Aber dies mag den Umständen der Genese der Arbeit als akademischer Qualifikationsschrift zu verdanken sein und wäre dann dem Autor selbst weniger anzulasten. Was hier aber zu beweisen war, überzeugt letztlich nur teilweise: Überzeugend gelingt der Nachweis der Anwendbarkeit der theoretischen Perspektive, weniger überzeugt jedoch der intendierte Nachweis, dass sich organisationales Lernen beim Recht auch auf die Ebene der Funktionssysteme auswirkt. Hier wird eigentlich nicht viel mehr klar, als dass das Funktionssystem des Rechts in außerordentlich hohem Maße organisational gebunden ist. Dann aber noch von einer anderen Systemebene sprechen zu wollen, ist mühsam.

Nun nimmt aber der Leser trotz und mit aller Kritik aus Mölders Studie gerne einiges mit. So etwa, dass eine Soziologie, welche Veränderungsprozesse bloß in Gestalt von Evolution oder Sozialem Wandel wahrnimmt, deutlich hinter ihren Möglichkeiten zurückbleibt. Daher bleibt es sowohl der Soziologie wie insbesondere dem Autor selbst zu wünschen, dass soziologische Lerntheorie sich als eine fruchtbare Unternehmung erweist. Wer weiss, vielleicht mit einer fünften Phase, die sich aus den Zwängungen der diagnostizierten vierten, noch eher systemtheoretisch konnotierten Phase emanzipiert?

Medien

Mario Anastasiadis / Caja Thimm (Hrsg.), Social Media. Theorie und Praxis digitaler Sozialität. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2011, 399 S., geb., 49,80 €

Andreas Hepp

Schlüsselwörter: *Social Media – Medienwandel – neue Medien – Medien- und Kommunikationsforschung*

Es gibt wohl kaum ein Gebiet der gegenwärtigen Medien- und Kommunikationsforschung, das sich rasanter verändert als das Phänomen „social media" bzw. „social web": der Bereich des Internets, bei dem es um im weitesten Sinne partizipative Medienplattformen wie Wikipedia, Facebook oder Twitter geht. Dies hängt nicht zuletzt mit den technologischen und medienökonomischen Entwicklungen zusammen, mit denen einhergeht, dass nicht nur neue Angebote entstehen, sondern auch vor kurzem noch als relevant angesehene mehr oder weniger verschwinden. Eines der vielen Beispiele dafür ist das aus studiVZ entstandene VZ Netzwerke, das sich nach einem Verlust eines Großteils seiner Nutzerinnen und Nutzer nun zu einer Lernplattform entwickeln soll. Aber auch etablierte Angebote verändern sich in wenigen Jahren erheblich. Hierfür steht vor allem Twitter, das als Kommunikationsmedium zunehmend zur Schnittstelle zwischen personaler und produzierter Medienkommunikation wird. Wir sind also Zeugen der Institutionalisierung und (programmtechnischen) Verdinglichung „neuer" Medien. Dies macht es an sich wert, den Bereich „social media" zu erforschen. Die Herausforderung für jedes Buch zu dem Thema besteht allerdings darin, einerseits einen Zugang zu diesen Konstitutionsprozessen zu finden, andererseits zu Aussagen zu kommen, die mehr sind als eine reine situative Deskription.

Betrachtet man vor einem solchen Horizont den von Mario Anastasiadis und Caja Thimm herausgegebenen Band „Social Media. Theorie und Praxis digitaler Sozialität", fällt dessen Stärke zuerst einmal in der gewählten Zugangsweise auf. So beinhaltet das Buch Beiträge von vor allem jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität Bonn, die sich differenziert mit verschiedenen Einzelaspekten von „social media" befassen und hierbei zu differenzierten Ergebnissen kommen. Man erfährt beispielsweise mehr zum Gelingen bzw. Nicht-Gelingen des SPD-Onlinewahlkampfes 2009 (im Beitrag von Maike Wegmann), was insbesondere aussagekräftig ist im Kontrast zur Nutzung von Blogs im US-Wahlkampf 2008, der gerne als Vorbild auch für die SPD-Kommunikationsstrategie gilt (womit sich der Artikel von Jessica Einspänner befasst). Es gibt verschiedene Beiträge, die sich mit Twitter auseinander setzen, beispielsweise im Hinblick auf unterschiedliche, typische Nutzungsweisen durch Zeitungsredaktionen (Frauke Zalkau) oder im Hinblick auf die pragmatische Grundstruktur des „Diskurssystems" von Twitter überhaupt (Caja Thimm, Mark Dang-Anh und Jessica Einspänner). Detaillierte Studien werden auch vorgelegt zu Einzelmedien des „social web", die in ihrer ursprünglich angedachten Form keinen Bestand mehr haben. Neben dem einleitend erwähnten StudiVZ (im Beitrag von Caterina Ewig) ist beispielsweise auf den Artikel von Esther Dorn-Fellermann und Alexander Thieme zu Podcasting zu verweisen. Letzteres ist sicherlich nicht das interakti-

ve Angebot geworden, das damit ursprünglich intendiert war, sondern eher ein zusätzlicher Kommunikationskanal kommerzieller Anbieter. Weitere Themen, um die es in den Beiträgen geht, sind das Lernen, die Musikwirtschaft, die Identitätsarbeit, die Partnersuche und die Anschlusskommunikation im Hinblick auf „social media" – sowie die Aneignung derselben durch ältere Menschen. Gerahmt werden diese Analysen durch drei übergreifendere Theoriebeiträge von Caja Thimm (mit Überlegungen zur „digitalen Sozialität"), Thomas Bächle (der über das „Online-Selbst" reflektiert) sowie Judith Ackermann (mit Theorieargumenten zu „Identität und Identifikation im Sozialen Netz").

Bewertet man den Band mit Bezug auf die eingangs genannten Kriterien, liegt dessen Stärke vor allem in den detaillierten empirischen Kapiteln. Hierdurch werden die verschiedenen Einzelaspekte von „social media" gerade in deren Konstitutionsphase greifbar und zugänglich. Besonders positiv sind dabei solche Beiträge zu sehen, in denen kommunikations- und medienwissenschaftliche Zugangsweisen mit solchen der Medienlinguistik kombiniert werden. Für diese Zugangsweise steht exemplarisch der Artikel von Caja Thimm, Mark Dang-Anh und Jessica Einspänner. Solche Analysen von einzelnen Handlungsmustern machen die „Praxis digitaler Sozialität" analytisch greifbar und diskutieren diese vielfach substanzieller als verschiedene andere, vom Phänomen zu stark gelöste Publikationen, wie sie in diesem Forschungsfeld ebenfalls zu finden sind. Mehr gewünscht hätte man sich allerdings den anderen Aspekt, den der Untertitel des Bandes ebenfalls verspricht, nämlich „Theorie digitaler Sozialität". In den drei Theorieartikeln werden zwar wichtige Themen angesprochen, diese sind aber nicht wirklich mit den dann folgenden Einzelanalysen vernetzt. Vielleicht ist dieser Anspruch auch zu groß für einen Sammelband. Die Chance einer stärkeren theoretischen Integration hätte aber bestanden, da ein Großteil der Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eines Standorts kommen. Insgesamt bleibt aber dennoch festzuhalten: Die in dem Buch versammelten Einzelstudien liefern einen sehr guten Einblick in die (entstehenden, sich verändernden) „social media".

Glück

Alfred Bellebaum / Robert Hettlage (Hrsg.), Glück hat viele Gesichter. Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung. Wiesbaden: VS 2010, 472 S., br., 49,95 €

Hilke Brockmann

Schlüsselwörter: *Lebensqualität – subjektives Wohlbefinden – empirische Forschung*

In dem Band „Glück hat viele Gesichter" tragen Alfred Bellebaum und Robert Hettlage zwanzig Beiträge von deutschsprachigen Sozial- und Geisteswissenschaftlern zusammen, um die Vielschichtigkeit des sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der aktuellen internationalen Literatur stark diskutierten Glücksthemas darzulegen. Alle Beiträge bis auf eine Ausnahme wählen einen theoretischen Zugang zum Thema. Sie referieren keine empirischen Befunde, sondern schlüsseln das Glücks durch den Entwurf von Kategorien und aus der Literatur abgeleiteten Zusammenhängen auf.

Eine lose Grundlegung erarbeitet der Eingangsbeitrag von Robert Hettlage zum „Prinzip Glück". Dafür stellt er die Überlegungen Aristoteles' und anderer vormoderner Denker den modernen Schriften aus Philosophie und Soziologie gegenüber. Im Kontrast wird der Perspektivwechsel in der Forschung sichtbar. Vormoderne Denker haben in ihrer Glücksphilosophie nach den essenziellen Bestandteilen des Glücks der ganzen Menschheit gesucht. Die moderne Forschung ist bescheidener und empirisch: „Glück ist das, was die Menschen im sozialen Austausch als solches definieren." (15) Nach dem Wortgebrauch unterscheidet Hettlage darum das Alltagsglück, das „Glück haben" meint und in der aktuellen Forschung keine Rolle spielt, das Zufriedenheitsglück, die eigentliche Variable für die boomende sozialwissenschaftliche Well-Being-Forschung, und das Lebensführungsglück, worunter die empirische Forschung vor allem Determinanten, also Ursachen für die individuelle Zufriedenheit, fasst.

Alfred Bellebaum referiert in zwei aufeinander folgenden Kapiteln seine Erfahrungen mit der Glücksforschung und ihrer öffentlichen Rezeption. Das ist sehr anschaulich. Aber leider nimmt weder er noch die folgenden Autoren Bezug auf die eingangs definierten Kategorien. Stattdessen werden die Leser in jedem weiteren Kapitel mit immer neuen begrifflichen Unterscheidungen und Aspekten konfrontiert, deren Zusammenhang und Relevanz sich nicht leicht erschließt. Wie stehen etwa die Artikel, die „Kulturen und Traditionen" thematisieren, zu den Befunden, die unter der Überschrift „Haltungen und Maßstäbe" beschrieben werden? Wie verhalten sich die ökonomischen und sozialpolitischen „Lebensgrundlagen und Erwartungen" zu religiösen „Verheißungen und Visionen" oder individuellen „Erlebnissen und Gefühlen"?

Ohne Anleitung durch das 472 Seiten starke Werk gewinnt der Leser zwangsläufig den unbefriedigenden Eindruck, dass das Glück zu „viele Gesichter" hat. Aber was macht man mit so einer Erkenntnis? Verspricht das Glück, das sowohl „Opium fürs Volk" sei (107) als auch den wohlfahrtsstaatlichen Institutionen innewohnt (293ff.), das im Maßhalten, aber auch im Konsum von Essen und Musik liegt, dass alles möglich, dass alles geht? Ein Resümee dieser sehr heterogenen Artikel und Aussagen ziehen die Autoren nicht. Das Buch endet mit einem Papier zu den Forschungsmethoden.

Ein Grund für die mangelnde Integration der einzelnen Texte mag sein, dass es sich in der überwiegenden Mehrzahl um wiederabgedruckte, nicht aber aktualisierte Kapitel früherer Buchpublikationen handelt. Das ist bedauerlich, denn es gibt viele neuere, vor allem internationale empirische Forschungen zum Glück, die auch für deutsche Leser interessant wären und die einer theoretischen Einordnung und Klassifikation bedürfen. Oder positiv formuliert, es bleibt viel Raum und Nachfrage für eine theoretische Auseinandersetzung mit der empirischen Glücksforschung.

Literatur

Blanchflower, D. G. / Oswald, A. J. (2008): Is well-being u-shaped over the life cycle? Social Science & Medicine, 66(8), S. 1733–1749.

Brockmann, H. / Delhey, J. / Welzel, C. / Yuan, H. (2009): The China puzzle: Falling happiness in a rising economy. Journal of Happiness Studies, 10, S. 387–405.

Clark, A. (2010): Work, jobs and well-being across the Millennium. In: Diener, E. / Helliwell, J. / Kahneman, D. (Eds.), International differences in well-being. Oxford: Oxford University Press, S. 436–468.

Frey, B. S. (2008): Happiness. A revolution in economics. Cambridge MA: MIT Press.

Kahneman, D., & Deaton, A. (2010). High income improves evaluation of life but not emotional well-being. Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America, 107(38), S. 16489–16493.

Oswald, A. J., / Wu, S. (2010): Objective confirmation of subjective measures of human well-being: Evidence from the USA. Science, 327(5965), S. 576–579.

Sexualität

Volkmar Sigusch, Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik. Frankfurt a. M.: Campus 2011, 294 S., br., 24,90 €

Dagmar Hoffmann

Schlüsselwörter: *Neosexualitäten – Sexualforschung – Soziologie der Sexualität*

Während die Soziologie der Sexualität innerhalb der Fachdisziplin seit jeher und immer noch ein Nischendasein führt, entwickelt sich das Sexuelle im Allgemeinen zu einem Dauerbrennerthema in der medialen Öffentlichkeit. Zahlreiche Medien liefern Berichte über und Empfehlungen für ein ‚gutes', ‚besseres', ‚erfolgreicheres' Sexualleben. Das Thema Sex in fast all seinen Facetten ist nicht nur in Frauen-, Männer-, Mode-, Fitness- und Life-Style-Magazinen als feste Rubrik zu finden, sondern auch politische Wochenmagazine und Tageszeitungen widmen sich der Erotik, sexuellen Lust und Last. Selbst Internetprovider stellen in zuverlässiger Regelmäßigkeit ihren Nutzern und Nutzerinnen (pseudo-)wissenschaftliche Erkenntnisse über sexuelle Verhaltensweisen und sexuelle Problembereiche bereit. So geben sie etwa Ergebnisse von (zum Teil ominösen) Umfragen bekannt oder bieten Quizformate an, in denen man sein ‚Expertentum' in Sachen Sex unter Beweis stellen kann. Angesprochen wird die Leserschaft auf ihre Empfindsamkeiten, Bedürfnislagen und Unsicherheiten, die offenbar auch in einer aufgeklärten Gesellschaft im Hinblick auf das Sexuelle vorhanden sind. Einerseits wird Sexualität vielseitig und mit einer gewissen Unaufgeregtheit thematisiert, andererseits hat sie auch nach drei sexuellen Revolutionen innerhalb eines Jahrhunderts – folgt man den Zeitdiagnosen des Autors – immer noch etwas Mystisches und ist eine Auseinandersetzung mit der „mundus sexualis" immer (noch) verknüpft mit Moral-, Freiheits- und Risikodiskursen.

Der Autor Volkmar Sigusch ist Arzt, Sexualwissenschaftler und seit 2006 Emeritus der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, an der er über 30 Jahre lehrte, forschte und therapeutisch tätig war. Er war seit der Gründung im Jahr 1973 bis zu seiner Emeritierung Direktor des Instituts für Sexualwissenschaften an der Goethe Universität, das nach seinem Ausscheiden trotz massiver Proteste und Verhandlungen aufgelöst wurde. Siguschs Œuvre lässt sich kaum überblicken. Es liegen über 600 wissenschaftliche Publikationen vor, darunter drei Dutzend Bücher. Was Sigusch auszeichnet, ist sein Bemühen um einen differenzierten Blick der Wissenschaft und auch der Gesellschaft auf die Bedeutung und den Stellenwert von Sexualität für das soziale Zusammenleben und den sozialen Zusammenhalt. Sexualität ist etwas Intimes, sehr Persönliches und Privates, zugleich ist der Umgang der Menschen mit ihrer Geschlechtlichkeit, ihrem Sexualverhalten, sind ihre sexuellen Präferenzen und Praktiken auch etwas Politisches und Öffentliches. Diese Ambivalenz zu verdeutlichen, sich bewusst zu machen und sich dazu zu verhalten, sind immer Siguschs Bestrebungen gewesen und ist auch das Hauptanliegen des vorliegenden Buches.

Gleich zu Beginn des Buches bereitet Sigusch in seinem Vorwort die Leserschaft auf die Komplexität des Themas vor und stellt klar, dass all die Fragen, die gegenwärtig gestellt werden u. a. zu Pädophilie, zum Verhältnis von Liebe und Sexualität, zur Zwei-

geschlechtlichkeit der Gesellschaft, zu Inter- und Transsexualität, zu Sexsucht, Objektophilie nicht oder nur in Teilen beantwortet werden können. Primäres Ziel ist es, nicht die speziellen Forschungsfelder vorzustellen und Forschungsstände zu referieren, sondern selektiv Fragen aufzugreifen und für ein „breites, politisch interessiertes Publikum" (12) möglichst nicht „im Kauderwelsch fachwissenschaftlicher Traktakte" (ebd.) zu erörtern. Siguschs Buch beinhaltet ein Sammelsurium an Aufsätzen, Stellungnahmen, Gegenstellungnahmen, Aufrufen, Zeitungsartikeln, Interviews und Briefen. Es handelt sich zum größten Teil um bereits veröffentlichtes Material, was in seiner Anordnung als eine Art Rückschau und reflektierte Auseinandersetzung mit der eigenen Arbeit betrachtet werden kann.

Die Beiträge sind in fünf Kapitel eingeteilt worden: Das erste Kapitel „Mundus sexualis" widmet sich einem bunten Themenspektrum, wobei Sigusch zunächst auf die ein Jahr vor Erscheinen des Buches publik gewordenen zahlreichen sexuellen Missbrauchsfälle kirchlicher Geistlicher eingeht und einige grundlegende sozialwissenschaftliche Thesen zur „Erotik des Kindes" und zum sexuellen Missbrauch formuliert. Daran schließt sich eine Kritik des Autors aus dem Jahre 1976 an, die er anlässlich der damals veröffentlichten „Erklärung zur Sexualethik" des Vatikans verfasst hat. Weiter finden sich in dem Kapitel einige aktuelle Forschungsergebnisse zum Sexualverhalten heterosexueller Paare, ein Gespräch des Autors mit der Journalistin Ulrike Baureithel über Lustlosigkeit, Perversionen und die Paradoxien der Liebe. Ferner beinhaltet das Kapitel kurze Stellungnahmen zur immer wieder kontrovers diskutierten (Wider-)Natürlichkeit und zu kulturellen Veränderungen des Sexualverhaltens, zu sexuellen Dysfunktionen und Paraphilien.

Das zweite Kapitel resümiert die gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen mit Homosexualität und der Verfolgung, Akzeptanz und anhaltenden Diskriminierung von Homosexuellen. Sigusch erinnert an die „vergebliche Suche nach der Ursache" für Homosexualität und der Schwierigkeiten der Menschen, „homosexuelles Verhalten und Verlangen als ein Vermögen anzusehen, das der Gattung Mensch insgesamt zu eigen ist" (59). Es ist ihm wichtig, nochmals seine politischen Bemühungen, d. h. auch die der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung und der Gesellschaft zur Förderung sozialwissenschaftlicher Sexualforschung, für eine Abschaffung des Homosexuellenparagraphens zu Beginn der 1980er Jahre zu dokumentieren. Abgedruckt finden sich im Buch der dazugehörige öffentliche Aufruf, der von zahlreichen namhaften Persönlichkeiten unterzeichnet worden ist, und auch Reaktionen und Anmerkungen zum Aufruf u. a. von Luise Rinser, Ingeborg Drewitz und Alice Schwarzer sowie Briefe von Menschen, die den Aufruf nicht unterzeichnen wollten und dies zum Teil ausführlich begründet haben. Hier ist besonders der acht Buchseiten umfassende Brief von Helmut Schelsky (85ff.), der sich im deutschsprachigem Raum erstmals mit der „Soziologie der Sexualität" (1955) systematisch befasst hat, ein aufschlussreiches Zeitdokument, das die damalige gesellschaftspolitische Brisanz und affektive Aufgeladenheit des Konfliktes veranschaulicht.

Im dritten Kapitel wird patchworkartig auf das von Sigusch um die Jahrtausendwende beschriebene Phänomen der Neosexualitäten eingegangen. Demzufolge haben sich in den Jahrzehnten nach der sexuellen Revolution der 1960er und 1970er Jahre Sexual- oder Geschlechtsformen kulturell neu etabliert, die sich den alten Ängsten, Vorurteilen und Theorien entziehen (99). Mitverantwortlich für diese (Neo-)Liberalisierung sind aus Siguschs Sicht maßgeblich die sozialen Bewegungen gewesen. In Wissenschaftskreisen ist sein Postulat bis heute nicht unumstritten. Einige Kritikpunkte insbesondere von Rüdiger Lautmann und Daniela Klimke greift er im vorliegenden Buch auf und positioniert sich dazu,

indem er die Genese der so genannten „Neosexualitäten“ nochmals expliziter als in dem gleichnamigen Buch von 2005 zu beschreiben und zu deuten versucht. Ferner beschäftigt er sich in dem Kapitel mit dem Interesse der medialen Öffentlichkeit an Phänomenen wie Asexualität, Bisexualität und Transsexualität, wobei er – wiederum u. a. in Interviews – dazu einige Einschätzungen hinsichtlich des Vorkommens und der dazugehörigen Problemlagen der ‚Betroffenen‘ anhand seiner Forschungs- und auch medizinischen Praxis vornimmt.

Im vierten Kapitel erfolgt ein kurzer sozialhistorischer Abriss zur Entwicklung der Sexualwissenschaft in Deutschland und die Rolle der 68er Bewegung sowie ein knapper Überblick über „25 Jahre AIDS“. Auch beschäftigt sich Sigusch in dem Kapitel sowohl aus medizinischer als auch soziologischer Sicht mit dem Arzneistoff Sildenafil, das unter dem Namen Viagra bekannt ist, und als Mittel zur Behandlung erektiler Dysfunktion und zur Potenzsteigerung seit gut zehn Jahren auf dem Markt erhältlich ist. Sicherlich kann Viagra als eine „einzigartige und kostbare therapeutische Bereicherung“ (154) betrachtet werden, allerdings stellt Sigusch auch kritisch die Frage, welche kulturelle Bedeutung die „Selbstoptimierung“ und „Selbstdisziplinierung“ mittels Viagra hat und inwieweit sich Menschen auch der potenziellen körperlichen Schädigungen bei regelmäßigem Konsum bewusst sind. Es folgen einige grundsätzliche sozialkritische Überlegungen zur Prostitution, deren Existenz aus seiner Sicht symptomatisch für kapitalistisch organisierte Gesellschaften ist. Das Kapitel endet etwas unvermittelt mit einer Würdigung des Arztes und Psychoanalytikers Alexander Mitscherlich (1908–1982) sowie seines Werkes.

Das fünfte und letzte Kapitel beginnt mit komprimierten Erinnerungen an den österreichisch-US-amerikanischer Psychoanalytiker, Sexualökonom und Orgonforscher Wilhem Reich (1897–1957) und den US-amerikanischen Sexualforscher und Zoologen Alfred C. Kinsey (1894–1956), der in den 1940er und 1950er Jahren repräsentative Befragungen von jeweils über 5000 Männern und Frauen zu ihrem Sexualverhalten, ihren sexuellen Wünschen und Fantasien durchführte. Die Ergebnisse der Studien schockierten damals die Öffentlichkeit und bis heute – so Siguschs Einschätzung – „hat sich das moralinsaure und christlich fundamentalistische US-Amerika“ (186) davon nicht erholen können. In Deutschland wurde seinerzeit diskutiert, inwieweit die Rezeption der Studien „in der Kultur eher repressive oder eher liberalisierende Tendenzen“ (ebd.) stärken könnte. Nach Auffassung von Sigusch lieferten die Studien einen unverklärten Blick auf die junge, weiße, eher besser gebildete amerikanische Bevölkerung und sind solche Art von empirischen Untersuchungen oftmals eben „ein Stachel im Fleisch verlogener Sexualkulturen“ (ebd.). Im Weiteren geht er auf das Spannungsverhältnis von Sexualwissenschaft und Psychoanalyse ein, um dann abschließend sehr ausführlich den Kampf um den Erhalt des Frankfurter Instituts für Sexualwissenschaft zu dokumentieren. Es ist ihm dabei besonders wichtig nochmals herauszustellen, welche Arbeit das Institut geleistet hat, d. h. inwieweit es zur allgemeinen und klinischen Theoriebildung beigetragen hat, wie inter- und multidisziplinär seine Forschung angelegt gewesen ist, welche Reichweite diese hatte und welche Konsequenzen für die therapeutische Praxis und nicht zuletzt welchen Anteil das Institut bzw. das Wirken seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an den Veränderungen eines gesellschaftlichen Bewusstseins im Hinblick auf den Umgang mit dem Sexuellen und den Diskurs über (Neo)sexualitäten hatte. Dieser Teil des Buches, der auch Protestbriefe und Zeitungsartikel beinhaltet, beansprucht etwa ein Drittel des Gesamtumfangs.

Die vorliegende Materialsammlung verdeutlicht, dass die Betrachtung und Bewertung des Sexuellen nicht nur von Kultivierungsgraden sozialer Gemeinschaften, von gesell-

schaftlichen Anforderungen und nicht zuletzt gesellschaftlichen Machtverhältnissen abhängt, sondern dass auch Forscher, wenn es um Liebe und Sexualität geht, nicht – wie Sigusch einräumt (41) – aus ihrer eigenen Haut können. Sigusch hat sich sicherlich immer als ein Analytiker und Aufklärer verstanden, der bis heute auch mit einem gewissen Sendungsbewusstsein seine wissenschaftlichen Erkenntnisse verbreiten und diskutiert haben möchte. Nur so lässt sich erklären, dass für ihn die Präsenz in der medialen Öffentlichkeit ganz selbstverständlich scheint, wenngleich er mit seinen Thesen und Zeitdiagnosen sicherlich auch provozieren möchte und de facto Widersprüche evoziert. Für die Lektüre des Buches und für ein besseres Verständnis insbesondere großer Themen, die nur verkürzt vom Autor behandelt werden, ist es sicherlich hilfreich, sich zuvor mit seinen Werken beschäftigt zu haben. Den anderen Lesern und Leserinnen mögen manche Texte als Anregung und Inspiration dienen, sich eingehender mit ihm und der deutschsprachigen soziologisch und kulturwissenschaftlich geprägten Sexualwissenschaft auseinanderzusetzen.

Hochschule

Nadine Sander, Das akademische Prekariat. Leben zwischen Frist und Plan. Konstanz: UVK 2012, 426 S., br., 49,00 €

Marc Torka

Schlüsselwörter: *Befristung – Biographie – Akademiker – Projekte – Typenbildung*

Zeitlich befristete Beschäftigung ist ein inzwischen ubiquitäres Phänomen und betrifft heute nahezu alle Berufsgruppen von den weniger privilegierten Zeit- und Leiharbeitern, über die Selbständigen bis zur eher privilegierten Gruppe der Akademiker, die in diesem Buch im Zentrum steht. Ein Studienabschluss schützt nicht mehr unbedingt vor Arbeitslosigkeit und die Generation Praktikum hangelt sich von einer befristeten und – wenn überhaupt – nur unzureichend vergüteten Tätigkeit zur nächsten. Zeitlich und inhaltlich befristete Projektarbeit ist nicht mehr nur auf dem Weg zur Lebenszeitprofessur zur Normalform geworden, sondern für manche in Ermangelung einer Festanstellung in der Wissenschaft eine unvermeidliche Alternative. Von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft werden die Nachwuchswissenschaftler deshalb in jüngster Zeit sogar als „Prekariat" bezeichnet. Aber trifft das tatsächlich den Kern? Handelt es sich bei der objektiven Lage und subjektiven Orientierung von hoch ausgebildeten Akademikern nicht eher um „Selbstunternehmer" (Matthies 2005), „Selbstmanager" (Brinkmann et al. 2006) oder „Luxusprekarisierte" (Pieper 2009), die nach Autonomie und Selbstverwirklichung streben?

Mit ihrem Buch „Das akademische Prekariat. Leben zwischen Frist und Plan" stößt Nadine Sander ins Zentrum dieser bereits stark politisierten Auseinandersetzung über befristete Beschäftigung. Die große Leistung der 2011 als Dissertation von der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität angenommenen Arbeit ist, dass sie in diesen gleichermaßen wissenschaftlich, lebenspraktisch wie politisch relevanten Diskurs mit einer klar konzipierten und differenzierten empirischen Analyse interveniert. Nadine Sander arbeitet in drei großen Abschnitten eine Typologie heraus, die verschiedene Formen der Perzeption und des Umgangs mit Befristungen von Arbeitnehmern mit akademischer Qualifikation umfasst.

Im ersten Abschnitt „Konzeptioneller Rahmen" (23ff.) werden die theoretischen und begrifflichen Bezüge der Typologie erarbeitet. Nadine Sander interessiert sich primär für die individuellen Folgen befristeter Beschäftigungen und eher am Rande für deren makrosoziale Ursachen. Sie sieht Befristungen als Ausdruck und Triebfeder moderner Gesellschaften, in denen die „Kontingenz" (370), „Offenheit und Unsicherheit" (121) strukturell zunimmt. Hieraus erwachse ein Zwang zur dauernden Veränderung auf der Ebene der „Arbeitsmarktflexibilisierung" und auf der individuellen Ebene „biografischer Gestaltung" (15). Diesen Makro-Mikro-Wirkungszusammenhang beobachtet Nadine Sander besonders in eine Richtung und betrachtet individuelle Verhaltensänderungen im Privatbereich als „Anpassungsleistung an veränderte Gegebenheiten" (ebd.), die in einer Erosion des sogenannten „Normallebenslaufs" (19) und des „Normalarbeitsverhältnisses" (26) münden könnten. Da dies aber historische Konstrukte mit normativem Gehalt seien (ebd.), ist es

für Nadine Sander eine offene empirische Frage, inwiefern diese Leitbilder weiterhin einen gültigen Orientierungsrahmen für die Individuen liefern (111).

Den komplexen theoretischen Zusammenhang zwischen befristeter Erwerbsarbeit (23ff.) einerseits und biografischer Gestaltung des Privatlebens (67ff.) andererseits, entwirft Nadine Sander im sechsten Kapitel „Biografie, Befristung, Sicherheit" (113ff.). Sie geht davon aus, dass verschiedene Perzeptionen auch unterschiedliche Umgangsweisen mit Unsicherheit ermöglichen, denn „je nachdem, ob Unsicherheit stärker oder schwächer empfunden wird, bilden sich verschiedene Formen eines (Sicherheits-)Managements" (184). Nadine Sander macht deutlich, dass Befristung nicht zwingend zu Verunsicherung führen muss und unterschiedlich gemanagt werden kann. Denn die Wahrnehmung und Verarbeitung von Unsicherheit hängen von Sicherheitsgewohnheiten, -traditionen und -ansprüchen (114), der biografischen Ausgangssituation (128) und der Einschätzung der eigenen Einwirkungsmöglichkeiten bzw. „Agency" (116) ab.

Im Abschnitt „Methode" (143ff.) setzt Nadine Sander sich mit der Fallauswahl, ihrem Vorgehen bei der Fallrekonstruktion und Typenbildung sowie mit den Grenzen der Analyse ausführlich auseinander. Um unter Akademikern die Auswirkung befristeter Arbeitsverträge auf die Gestaltung des Privatlebens im Sinne von Partnerschaft, Ehe und Familie zu analysieren, wurden 26 Fälle ausgewählt und interviewt. Nadine Sander hat ausschließlich Angestellte mit einem akademischen Abschluss und befristeten bzw. mit Leistungsvorbehalten versehenen (Up-or-out-Prinzip) Vollzeitverträgen in verschiedensten Branchen analysiert, die zwischen 28 und 40 Jahren alt waren und in einer festen Partnerschaft lebten. Nadine Sander hat nicht den Anspruch, eine theoretisch geschlossene Typologie vorzulegen (184), sondern „über das Sample" (353) eine „relative Verallgemeinerung" der Gestalt vorzunehmen, „dass es weitere Fälle in der Realität gibt, die sich einem der vier Typen zuordnen lassen" (156). Bei der Typenbildung orientiert sich Nadine Sander vor allem an Kelle/ Kluge und bei den Fallanalysen am interessanten, wenngleich nicht unbedingt geläufigen „integrativen, texthermeneutischen Ansatz" des Frauenforschungsinstituts in Freiburg, den insbesondere Jan Kruse herausgearbeitet hat. Dort werden teils auf unterschiedlichen Grundannahmen beruhende Methoden und Methodologien pragmatisch zusammengeführt, um für sprachlich-kommunikative Phänomene (Interaktion, Syntax/Syntaktik, Semantik und Erzählfiguren) sensibilisiert zu werden (151). Nadine Sander legt mit dieser Vorgehensweise ihre Fallanalysen offen und ermöglicht dem Leser, ihre Schlussfolgerungen nachzuvollziehen und ggf. am Material zu kritisieren. Ihr gelingt es zudem vorzüglich, ihr Fallmaterial entlang von thematisch und theoretisch wichtigen Aspekten zu ordnen (165). Sie zeigt, wie die „Perzeption der Erwerbssituation" je nach Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, im eigenen Werdegang und Berufsfeld variieren kann oder wie das jeweilige „(Sicherheits-)Management" durch (norm-)biografische Prioritätensetzungen, individuelle Bezugssysteme, die Kontinuität und Brüchigkeit der Biografie und allgemeine Deutungsmuster geprägt ist (167).

Auf der Grundlage der Fallanalysen entwirft Nadine Sander im Abschnitt „Empirie" (185ff.) schließlich eine „Perzeptions- und Managementtypologie von Befristungen" (337ff.) und setzt sie in Bezug zu vorhandenen Typologien und Typisierungen atypisch Beschäftigter. Dabei entspricht der Akzeptanztypus, der vornehmlich akademischer Herkunft ist, in Familie, Beruf und eigenem Werdegang Befristung als Normalität erfahren hat mit der man leben kann, den autonomen „Selbstmanagern", „Luxusprekarisierten" oder den „Pfadfindern" bei Vogel (2009) am besten. Dieser Typus strebt nicht nach Sicherheit und benötigt keine festen Sozialbeziehungen zur Bewältigung von Befristung. Befristungen

gelten vielmehr als Chance, Herausforderung und Möglichkeit zur kreativen Arbeit von Projekt zu Projekt und werden sogar mit Stillstand assoziierten festen Anstellungsverhältnissen vorgezogen. Die anderen von Nadine Sander herausgearbeiteten drei Typen Kompensation, Delegation und Stabilität bewältigen Befristungen weniger leichtfüßig. So steht der eher aus traditionellen Milieus stammende, stärker an Normalarbeitsverhältnissen und Normalbiografien orientierte Typus Kompensation für eine Umgangsweise mit Befristung, in der diese zwar als potenzielles Risiko wahrgenommen, aber durch eine Priorisierung des Privatlebens und die dort erfahrene Sicherheit kompensiert wird. Die Erfahrung von und der Glaube an stabilen Sozialbeziehungen und sozialen Sicherungsnetzen gibt Protagonisten diesen Typs Halt und Selbstvertrauen und liefert die Basis dafür, sich aktiv auf Befristungen einlassen und einstellen zu können. Von den übrigen beiden Typen werden Befristungen als eine sehr verunsichernde „Reise ohne Ziel" wahrgenommen, der man ausgeliefert ist. So „übergibt der Delegationstypus die Verantwortung zur Erzeugung von Sicherheit an andere Personen" (341). Ebenso sind stabile Sozialbeziehungen bei diesem Typus ein wichtiger Sicherungsanker, die allerdings weniger den Charakter eines bevorzugten Rückzugorts, denn eines instrumentellen Schutzraums haben. Die primäre Orientierung liegt hier auf dem Erwerbsbereich, „der Privatbereich muss um den Erwerbsbereich herum organisiert werden" (340). Beim Stabilitätstypus kann schließlich die durch Befristungen gestiftete Unsicherheit nicht vom sozialen Umfeld kompensiert werden, weil für ihn „allein der Erwerbsbereich ausschlaggebend für die Herstellung von Sicherheit" (293) ist. Folglich bestimmt bei diesem Typus alleine der berufliche Ort über die empfundene finanzielle Sicherheit und gesellschaftliche Anerkennung. Ausgeprägte, zum Teil mit einschneidenden biografischen Erlebnissen verbundene Ängste sind ebenso typische Merkmale wie ein unbedingtes Streben nach Entfristungsmöglichkeiten oder einer langen Befristung von etwa vier Jahren, die ebenfalls hinreichende Stabilität gewährleisten würde (350). Mit diesen vier Typen kritisiert und verfeinert Nadine Sander bestehende Typologien zur gesellschaftlichen (Des-)Integration durch Erwerbsarbeit (Castel 2000, Dörre 2005). Diese beschreiben befristet beschäftigte Akademiker vornehmlich als nach Autonomie und Selbstverwirklichung strebende Projekttätige, denen eine „atypische Integration" in die Gesellschaft recht problemlos gelänge. Hingegen zeigt Nadine Sander, dass keineswegs alle Akademiker in positiv konnotierten Projekten (kreativ, autonom, gut bezahlt), sondern auch in fremdbestimmten und hierarchischen „normalen Befristungen" (364) arbeiten, Befristung als bedrohliche, ihre Lebensentwürfe durchkreuzende Unsicherheit empfinden und deshalb der „Zone der Prekarität" oder sogar der „Zone der Entkoppelung" (Dörre 2005) zuzuordnen wären (361): „Die Prekarität rückt zunehmend in die gesellschaftliche Mitte und ist offenbar beim hochqualifizierten Arbeitsmarktbereich angekommen" (365).

Nadine Sander gelangt insgesamt zu interessanten und ausgewogenen Erkenntnissen über die unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Umgangsweisen mit Befristungen und biografischen Unsicherheiten. Am Ende spitzt sie ihre Ergebnisse allerdings stark auf die Prekaritätsdebatte zu, wohlwissend, dass sie dennoch eine besondere Gruppe untersucht hat. Obwohl eher „Normalarbeitsverhältnisse" und „-biografien", also Angestellte statt Selbständige und keine Singles analysiert wurden, sei dort der Anteil positiver Sichtweisen (357) und die Wahrscheinlichkeit für eine atypischen Integration (363) größer. Dafür dürfte insbesondere eine Habitusdisposition verantwortlich sein, die eine „Tendenz zur Akzeptanz verstärkter Unsicherheit zugunsten inhaltlicher Herausforderungen" (364) und eine spezifische Zeitorientierung aufweist. Denn bereits längere Befristungen gelten

hinreichend stabil. Solche Konzepte jenseits einer Unterscheidung von Befristung/Entfristung dürften den weiteren Diskurs über befristete Beschäftigung befruchten.

Literatur

Brinkmann, Ulrich / Dörre, Klaus / Röbenack, Silke / Kraemer, Klaus / Speidel, Frederic (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK.

Dörre, Klaus (2005): Prekarisierung contra Flexicurity. Unsichere Beschäftigungsverhältnisse als arbeitspolitische Herausforderung. In: Kronauer, Martin / Linne, Gudrun (Hrsg.): Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität. Berlin: edition sigma, S. 53–71.

Matthies, Hildegard (2005): ‚Entrepreneurshipping' in unvollkommenen Märkten – das Beispiel der Wissenschaft. In: Nickel, Hildegard Maria / Lohr, Karin (Hrsg.): „Subjektivierung der Arbeit". Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 149–179.

Pieper, Marianne (2009): Das Regime der Prekarität und verkörperte Subjektivierung. In: Herlyn, Gerrit / Müske, Johannes / Schönberger, Klaus / Sutter, Ove (Hrsg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München: Rainer Hampp, S. 341–357.

Vogel, Berthold (2009): Das Prekariat – eine neue soziale Lage? In: Castel, Robert / Dörre, Klaus (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderst. Frankfurt a. M.: Campus; S. 197–208.

Nadine M. Schöneck / Georg Wenzelburger / Frieder Wolf, Promotionsratgeber Soziologie. Wiesbaden: VS 2012, 257 S., br., 19,95 €

Jutta Wergen

Schlüsselwörter: *Promotion – Promotionsmanagement – Promovieren*

Inhaltsangabe

Das Buch gibt, ähnlich wie der vorher erschienene „Promotionsratgeber Politikwissenschaft" für Politikwissenschaftler/innen,Aufschluss über promotionsrelevante Themen sowie konkrete Hilfestellungen im Promotionsprozess von Soziolog/innen. Im Geleitwort begrüßt die Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Prof. Dr. Martina Löw, diesen Ratgeber für Promovierende oder Absolvent/innen mit Promotionsabsichten.

Im Buch werden die einzelnen Phasen des Promotionsprozesses erklärt und Handlungsoptionen aufgezeigt. Das betrifft die Motivation zur Promotion, mögliche Berufsziele mit Doktortitel, sowie Herangehensweise zur Themenfindung und die Gestaltung der Auswahl und Suche nach einer Promotionsbetreuung. Ebenfalls bietet das vorliegende Buch Aufschluss über die Möglichkeiten der Finanzierung der Promotionsphase. Auch die Konzeption der Dissertation anhand eines Exposees wird erklärt, ebenso Strategien, die nicht immer übersichtliche Schreib- und Arbeitsphase zu bewältigen. Darüber hinaus werden fachliche Weiterbildung im Rahmen von Sommerkursen, Methodenschulungen, Fachkonferenzen oder der Erwerb von Schlüsselqualifikationen für eine wissenschaftliche Karriere vorgestellt und deren großer Einfluss auf eine möglich, erfolgreiche Wissenschaftskarriere betont.

Da die Promotionsphase sich auf alle Bereiche des Lebens von Promovierenden auswirkt, sind auch Konflikte möglich, etwa in der Promotionsbetreuung, zwischen Promovierenden oder im privaten Bereich. Auch hier gibt das Buch Anregung zur Lösung und Hilfestellungen.

Insgesamt geht das Buch auf die Entwicklungen des Promovierens in der Soziologie ein, die durch die Schaffung des europäischen Hochschulraums ebenso wie andere Fächer auch, eine höhere Zahl strukturierter Promotionsprogramme anbietet.

Die Informationsdichte des Buches wird durch die sog. „Gastbeiträge" ergänzt. Diese Empfehlungen, Erfahrungen und Strategien von Promovierten, Juniorprofessor/innen und Professor/innen der Soziologie werfen nochmal einen strategischen Blick auf die Promotionsphase und bieten Orientierung für Promotionsinteressierte und Promovierende.

Am Ende des Buches sind die Promotionsmöglichkeiten inkl. der fachlichen Schwerpunkte und der Besonderheiten der Graduiertenausbildung der soziologischen Institute und Fakultäten nach Bundesländern aufgezählt.

Bewertung

Der „Promotionsratgeber Soziologie" ist eine große Hilfe zur Orientierung und strategischen Planung einer Promotion. Es werden Abläufe erklärt und Antworten auf Fragen ge-

geben, deren Existenz Promotionsanfänger/innen noch nicht erahnen können – die aber im Laufe der Promotionszeit unweigerlich auftauchen.

Die Gastbeiträge bieten viele Tipps, denn sie basieren auf den Erfahrungen der Verfasser/innen, die diese in der Praxis, entweder der eigenen Promotion oder der Promotionsbetreuung erworben haben. Die Praxisbeiträge erhöhen den Praxisbezug der Ratschläge und den Nutzen des Buches, insbesondere weil es sich bei den beitragenden Expert/innen um Soziolog/inn/en handelt, die zusätzlich einen fachlichen Bezug zum Thema Promotion herstellen können.

Besonders praktisch ist auch, dass es am Ende jeden Kapitels einen Teil mit Links zu interessanten Webseiten bzw. Buchtitel zu weiterführenden Informationen gibt. Das ermöglicht, sich tiefer in bestimmte Themen einzuarbeiten und sich besser zu informieren.

Eine große Hilfe nicht nur für Promotionsinteressierte und Promovierende, sondern auch für jene, die den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Soziologie beraten! Empfehlenswert!

Theorie

Gerhard Wagner, Die Wissenschaftstheorie der Soziologie. Ein Grundriss. München: Oldenbourg 2012, 120 S., kt., 24.80 €

Johann August Schülein

Schlüsselwörter: *Erkenntnistheorie – Wissenschaftstheorie – Physikalistische Begründung*

Gerhard Wagners „Grundriss" beginnt mit der Feststellung, dass es in der Soziologie „zwar eine Fülle an wissenschaftstheoretischer Literatur" (1), aber keine einheitliche Position gäbe. Die fehlende wissenschaftstheoretische Begründung sei der Grund dafür, dass „die Soziologie […] wie ein Computer abgestürzt ist" (a. a. O.). Hier helfe nur ein Neustart. Dazu wird ein externer archimedischer Punkt benötigt. Es gibt ihn: „Pointiert formuliert, besteht er in der Herausforderung, die die Physik für die Einzelwissenschaften und damit auch für die Soziologie darstellt. Den Prinzipien der kosmischen Evolution und der kausalen, nomologischen und explanatorischen Vollständigkeit des physikalischen Bereichs zufolge kann der Gegenstand der Soziologie nur eine weitere Ebene physikalischer Komplexität sein, auf der Ursache/Wirkungsbeziehungen und Gesetze nur dann möglich und fassbar sind, wenn man sie mit fundamentalen physikalischen Strukturen identifiziert und auf diese zurückführt. Nur diejenigen Theorien in der Soziologie, die sich mit diesen Prinzipien und dem damit verbundenen ontologischen und epistemologischen Reduktionismus vereinbaren lassen, sind anschlussfähig und von daher relevant für die Entwicklung einer konsensfähigen, ansatzübergreifenden Konzeptebene, die als facheinheitliche wissenschaftstheoretische Position fungieren kann." (2)

Damit ist das Programm umrissen. Wagner will die Ergebnisse und Methoden der Physik als Vorbild und Bezugspunkt für eine einheitliche epistemische und inhaltliche Begründung der Soziologie nutzen. Dafür findet er innerhalb der soziologischen Theorietradition substanzielle Anknüpfungspunkte. Comte hat bekanntlich Soziologie als „soziale Physik" konzipiert. Bei Simmel wird soziale Realität als Wechselwirkungen zwischen „atomistischen Bestandteilen" gesehen, wobei er die Fülle der Erscheinungen auf grundlegende Muster unternommen habe. Dies passe inhaltlich wie methodisch ebenso zu einer physikalistischen Konzeption wie Bourdieus Feldtheorie. Auch in Webers verstehender Soziologie und beim frühen Luhmann sieht er Anknüpfungspunkte. Allerdings sind alle diese vektoriell richtigen Ansätze nicht konsequent durchgeführt. – Der Neustart beginnt „ontologisch", d. h. mit einer inhaltlichen Begründung. Wagner skizziert dazu den Stand der modernen physikalischen Forschung. Aus den Konzepten der Quantenphysik hebt er vor allem hervor, dass quantenmechanische Systeme durch Relationen (und nicht durch „intrinsische Eigenschaften") bestimmt sind. Diese Relationen sind kausal wirksame und dadurch strukturbildende Faktoren, die „die makroskopischen physikalischen Systeme mit klassischen Eigenschaften hervorbringen" (20).

In dieser Perspektive ist die Wirklichkeit eine Hierarchie von Ebenen, die aufeinander aufbauen, wobei die „supervenierende" Ebene von ihrer Supervenienzbasis abhängig ist. „Da alle komplexen Systeme aus Quantensystemen entstanden und aus Quantensystemen zusammengesetzt sind, sind alle Eigenschaften physikalisch realisiert, und das … auch insofern, als es in jedem einzelnen Fall eine Konfiguration von Quantensystemen gibt, die

kraft ihrer Eigenschaften die Wirkungen hervorbringen, die für die Eigenschaften der komplexen Systeme charakteristisch sind." (22) Damit bewegt sich Wagner in nominalistischen Bahnen. Die supervenierenden Ebenen haben Eigenschaften, aber keine Substanz – der Mensch hat keine „Psyche", sondern mentale Eigenschaften. Eigenschaften unterschiedlicher Systeme können sich gegenseitig beeinflussen, sofern sie imstande sind, die erforderlichen quantenmechanischen Prozesse in Gang zu setzen, die beiden zugrunde liegen. Auch für komplexere Ebenen der Realität gelten das Identitätsprinzip, „demzufolge alles aus fundamentalen physikalischen Strukturen entstanden ist" (26) und das Prinzip der „kausalen Vollständigkeit" (28) der physikalischen Realität, was bedeutet, dass es nichts geben kann, was nicht „mit physikalischen Strukturen identisch ist" (29).

Im Prinzip gilt dieses Muster auch für (noch) höhere Komplexitätsebenen. Handeln und Interaktion werden möglich durch Leistungen des Gehirns. Auf dieser Grundlage sind Handlungen und Beziehungen möglich: „Als Abläufe und Zusammenhänge sozialen Handelns einzelner Menschen sind soziale Beziehungen nicht ablösbar von den physikalischen Eigenschaften der Bewegungen der Körper und den mentalen Eigenschaften der Gehirne der Menschen, die sie hervorgebracht haben und an die sie insofern zurückgebunden bleiben, als die Kontinuität wechselseitiger Einstellungen die Chance ihres Bestehens garantiert." (36f.) Dabei können Menschen nur deshalb denken und handeln, weil sie sich „immer schon in Gesellschaft befunden haben" (54). Daher ist Gesellschaft nicht zu verstehen als „Vielzahl unabhängiger Individuen mit ausschließlich intrinsischen Eigenschaft" (a. a. O.), sondern nur relational. „Eine soziale Struktur (eine Gesellschaft im Sinne Simmels bzw. eine soziale Beziehung im Sinne Webers) ist ein Netz konkreter Relationen zwischen konkreten Individuen." (a. a. O.) Dieser „moderate Strukturrealismus" ist daher verbunden mit einer klaren Absage an jede Form von Atomismus und Substanzialismus.

Diese inhaltliche Bestimmung des Gegenstands der Soziologie bestimmt auch die „epistemologische Dimension" (57). Wirklichkeit besteht nicht aus „verschiedenen Stufen des Seins", sondern aus einem „Kontinuum, das man in Ebenen zunehmender physikalischer Komplexität einteilen kann. […] Die auf physikalischen Eigenschaften supervenierenden molekularen, zellulären, organischen, mentalen und sozialen Eigenschaften können nur dann wirksam sein, wenn sie mit den physikalischen Eigenschaften jener Konfigurationen von Quantensystemen identisch sind, die diese Eigenschaften realisieren. Ebenso kann es auf jeder Ebene gesetzesmäßige Beziehungen zwischen Eigenschaften nur dann geben, wenn sie mit gesetzesmäßigen Beziehungen auf der physikalischen Ebene identisch sind. Der daraus folgende ontologische Reduktionismus zieht insofern einen epistemologischen Reduktionismus nach sich, als es im Grunde möglich ist, alles, was es in der Welt gibt, mit physikalischen Theorien zu erklären. Zu den Prinzipien der kausalen und nomologischen Vollständigkeit kommt demzufolge das Prinzip der explanatorischen Vollständigkeit dazu. Für alle physikalischen Eigenschaften gibt es in dem Maße, in dem sie erklärbar sind, eine Erklärung in physikalischen Begriffen, so dass sich die Begriffe der Theorien der Einzelwissenschaften letztlich auf die Begriffe der Theorien der Physik reduzieren lassen." (a. a. O.)

Einzelwissenschaften für höhere Ebenen der Komplexität sind deshalb möglich und nötig, weil es die Möglichkeit der „multiplen Realisierung" gibt – unterschiedliche mikrophysikalische Konfigurationen können das gleiche makroskopische Ereignis generieren. Dies „kommt nicht in den Blick der Physik" (58), so dass die Einzelwissenschaften diese Phänomene in einem eigenen Vokabular beschreiben können, wobei sie die Möglichkeiten der multiplen Realisierung von Funktionen zur Differenzierung ihrer Begriffe nutzen können.

Im letzten Abschnitt des Buches widmet sich Wagner der Frage, wieso sich die Soziologie in einem so kläglichen Zustand befindet. Dass sich viele immer noch an die sogenannten „Klassiker" klammern, hängt damit zusammen, „dass dieser Kanon […] als Surrogat für einen einheitlichen theoretischen Bezugsrahmen" (72) fungiert. Die Behandlung von wissenschaftlichen Texten als kanonisierte Klassiker mündet jedoch in einen Teufelskreis aus immer neuen Interpretationen und Reinterpretationen. Der Ausweg: Reduktion der wuchernden Theoriefülle und Zusammenführung in einer horizontal und vertikal gegliederten Gesamttheorie, die den Ansprüchen einer tatsächlichen sozialen Physik genügt.

Was an Wagners Text beeindruckt, ist die konsequente Durchführung des Konzepts. Er bietet eine systematische und nachvollziehbar dargestellte Begründung einer autochthonen wissenschaftstheoretischen Position. Nicht weiter diskutiert werden allerdings die Prämissen des Modells – etwa die Annahme, dass soziale Wirklichkeit logisch wie empirisch an die physikalische gebunden ist. Wenn man sie nicht teilt, ist die Bilanz des Textes zwiespältig. Der These, dass nichts in dieser Welt quantenmechanischen Gesetzen widersprechen kann, kann man zustimmen. Daraus abzuleiten, dass alles „letztlich" Physik ist und es Emergenz nur in einem zeitlichen, nicht aber einem logischen Sinn gibt, ist nicht zwingend. Die Nutzung von Gegenstandslogik als Ausgangspunkt für wissenschaftstheoretische Begründungen ist ein sinnvoller Zugang. Der physikalistische Reduktionismus ist jedoch eine sehr spezielle Variante. Auch das „Zwiebelmodell" von Realitätsebenen ist sinnvoll, verfehlt in dieser Form jedoch die evolutive Dynamik und funktionale Dialektik der Ebenen (etwa von Gesellschaft und Psyche).

Der Vorteil einer autochthonen Konzeption ist auch immer ihr Nachteil. Um sein Projekt durchführen zu können, reduziert Wagner Wissenschaftstheorie auf einige wenige Aspekte eines wesentlich komplexeren Geschehens und lässt beiseite (oder interpretiert um), was nicht dazu passt. Die zitierten Klassiker werden quasi halbiert – Webers Handlungstheorie wird (selektiv) genutzt; seine erkenntnistheoretischen Schriften bleiben unerwähnt; von Luhmann werden frühe Schriften zitiert und gegen den „späteren" Luhmann (inklusive seiner erkenntnistheoretischen Position) ausgespielt. Viele Diskurse werden gar nicht erst erwähnt und die erkenntnistheoretischen Problemlagen, die seit Hume, Vico und Kant diskutiert werden, sind kein Thema. Allerdings sieht der Autor in einer ausführlichen Beschäftigung mit den vielen widersprüchlichen wissenschaftstheoretischen Positionen ohnehin wenig Sinn, denn sie „würde […] nur einen Missstand dokumentieren, der […] für den Missstand des ganzen Faches verantwortlich ist." (1)

Zu den Folgekosten gehört auch, dass die Besonderheiten soziologischer Theoriebildung als Hängenbleiben in einem irrationalen Begründungszirkel abgetan und schlicht unterstellt wird, sie seien durch die Berücksichtigung einiger weniger Regeln ohne weiteres behebbar. Das folgt einem klassischen Muster der Selbstinszenierung: bisher ist alles falsch gemacht worden, jetzt gibt es jedoch ein Rezept, mit dem alle Probleme gelöst werden können. In gewisser Weise demonstriert der Text selbst die Inkonsistenz dieses Rezepts: Die historischen oder wissenssoziologischen Exkurse im Text sind durchwegs anregend, aber sie bedienen sich dabei einer Semantik und Logik, die mit den Prämissen der Theorie nicht verbunden sind und sie nicht brauchen.

Wer dem Autor auf seinem Weg folgen will, findet eine durchdachte und klar dargestellte Übersicht. Wer davon ausgeht, dass die unterschiedlichen Ebenen der Realität eine Eigenlogik entwickeln, die nicht physikalistisch reduziert werden kann, wird – abgesehen von einer prägnant formulierten Herausforderung – wenig Hilfreiches finden.

Paul Hill / Frank Kalter / Johannes Kopp / Clemens Kroneberg / Rainer Schnell (Hrsg.), Hartmut Essers Erklärende Soziologie. Kontroversen und Perspektiven. Frankfurt a. M.: Campus 2009, 386 S., br., 34,90 €

Gert Albert

Schlüsselwörter: *Handlungstheorie – Methodologie – soziale Differenzierung – Migration – Integration*

Bei dem Band handelt es sich um eine *Festschrift für Hartmut Esser* zu seinem 65. Geburtstag in Form von Kontroversen zwischen Esser und einigen seiner bekannteren Kollegen. Der Band beginnt mit einem Grußwort seines Vorgängers auf dem Mannheimer Lehrstuhl *Hans Albert*. Die darauf folgende Einleitung der Herausgeber – *Paul Hill, Frank Kalter, Johannes Kopp, Clemens Kroneberg* und *Rainer Schnell* – gibt einen interessanten Einblick in Leben und Werk Hartmut Essers. Inhaltlich macht ein Neuabdruck seines programmatischen Vorworts zu seinem Band *Soziologische Anstöße* von 2004 den Anfang (vgl. Esser 2004). Hier benennt er seine Grundorientierungen mit den wesentlichen Punkten: dem Erkenntnisziel einer individualistischen, wertneutralen, ursächlichen und verstehenden Erklärung mittels einer allgemeinen Handlungstheorie mit universalem Anspruch, die zu einer Überwindung der dem Fach schadenden Spaltung in unterschiedliche Ansätze und Paradigmen führen soll.

Der Band ist dann in vier Blöcke untergliedert, dessen erster „*Handlungstheoretische Grundlagen*" behandelt. *Raymond Boudon* macht den Auftakt mit einem Versuch, Max Webers Typus wertrationalen Handelns mit Adam Smiths Figur des *unparteiischen Beobachters* weiter zu entwickeln. Boudon fasst dabei Wertrationalität als einen Unterfall kognitiver Rationalität in präskriptiven (gegenüber deskriptiven) Fragen auf. *Kognitive Rationalität* fuße auf drei Postulaten: Theorien, auch präskriptive, könnten in vielen Fällen *eindeutig* als stärker oder schwächer charakterisiert werden. Normalerweise wählten Akteure die stärkeren. Und Werturteile und die damit verbundenen Wertgefühle würden aufgrund ihrer Begründung durch eine stärkere Theorie gefällt. Eine stärkere Theorie sei dabei diejenige, die von dem von Smith so genannten ‚*unparteiischen Beobachter*' akzeptiert werden würde. Boudons Weiterentwicklung der Weberschen Wertrationalität scheint dabei einige Schwächen aufzuweisen: Die Kriterien für die Stärke und Schwächen von Theorien bleiben unscharf und sind daher kaum anwendbar bzw. relativ leicht manipulierbar. Das zeigt sich an seinen Beispielen, die mit angreifbaren Begründungen arbeiten. Und schließlich bleibt sein Bezug zu Adam Smith eher an der Oberfläche, da er dessen *Theorie der empathischen Perspektivenübernahme*, die die Grundlage seiner Figur des unparteiischen Beobachters bildet, ignoriert.

Mit *Hans-Georg Soeffners* Beitrag über *rituelles Handeln als Aktionsform des Symbolischen* ist eine *Kritik des Esserschen Anspruchs auf Universalität* seines Erklärungsansatzes verbunden. Dem Rezensenten blieb bei dieser Kritik zunächst unklar, an welchem Punkt des Modells der Frame-Selektion Soeffner hier genau ansetzen möchte. Soeffners Skizze rituell-symbolischen Handelns lässt aber vermuten, dass dieser Handlungstypus tatsächlich mit dem Esserschen Modell *weder erklärend noch verstehend* erfasst werden kann. Es handelt sich dabei um ein *präreflexives* Kalkül, das als *normiert*, gleichwohl aber nicht als wert-„rational" bezeichnet werden kann, in seiner *Außeralltäglichkeit* eine *Grenzziehung*

zu Gewohnheiten und Routinen aufweist, in seinem Formalismus *Distanz hält zu spontanem, affektuellem Handeln*, dabei aber trotzdem *Gemütsbewegungen* zu einer komplexen, permanenten inneren Haltung in einer sinnhaften Geste zusammenbindet (vgl. 82ff., 92). Insoweit fällt es durch Essers Erklärungsraster, *kann* aber durch das Modell der Frame-Selektion (MdFS) gerade hinsichtlich der komplexen symbolischen Aspekte erst recht *nicht verstehend erfasst werden* – auch wenn es durchaus auf kollektiv geteilte Modelle, also Frames, zurückgeführt werden kann (vgl. 83).

Während Hartmut Esser weder auf Boudon noch auf Soeffner inhaltlich reagiert, provoziert ihn das konkurrierende Framing-Modell *Siegwart Lindenbergs* zu einem ausführlichen Kommentar. Lindenberg wirft Esser vor, dass er mit dem Abstellen des Framing-Modells auf Routine-Prozesse versus Nicht-Routine-Prozesse zentrale Prozesse der Architektur mentaler Prozesse vernachlässige. Lindenberg verknüpft das Framing hingegen prioritär mit um die Vorherrschaft streitenden Zielen der Akteure: Er unterscheidet kurzfristig orientierte hedonistische Ziel-Frames, längerfristig orientierte Steigerungs-Ziel-Frames und normative Ziel-Frames, die jeweils mit entsprechenden kognitiven und evaluativen Prozessen verbunden sind. Wenn ein Ziel-Frame im Vordergrund steht, können die Ziel-Frames im Hintergrund das zentrale Ziel stärken oder schwächen. Bspw. können hedonistische Aspekte der Situation den Akteur in der Verfolgung eines Steigerungs-Ziels schwächen. Es ist letztlich dabei eine Sache der sozial hergestellten *Selbstregulation* und damit der *sozialen Rationalität* der Akteure, in welchem Verhältnis die Frames zueinander stehen. *Hartmut Essers* Antwort darauf ist in einem Punkt plausibel: Lindenberg käme ohne Frames als Situationsmodelle, die die Ziele jeweils erst situationsspezifisch aktivieren können, nicht aus und bliebe in diesem Punkt mit seinen „cues" auch unklar. Essers Reaktion auf die Hintergrund-Vordergrund-Dynamik hingegen verzeichnet die Unterschiede der Modelle, wenn er behauptet, man wäre sich einig, dass mit Aktivierung eines Ziels/Frames alle anderen Aspekte ausgeblendet würden (117). Genau das scheint in Lindenbergs Modell nicht der Fall zu sein.

Den Teil „*II. Zur Erklärungslogik der erklärenden Soziologie*" beginnt *Michael Schmid* mit einer methodologischen Analyse des *Aggregationsproblems*. Er bemüht sich darin um die Skizze eines Revisionsvorschlags. Ein zentraler Gedanke Schmids besteht in der Forderung, dass semantische bzw. logische Verfahren von theoretischen Verfahren deutlicher getrennt werden müssten. Transformationsregeln seien zwar notwendig, aber nicht hinreichend, vielmehr sei hier Theorie nötig. Der progressive Fortgang des individualistischen Forschungsprogramms sei davon abhängig, „dass seine Verteidiger die nie abgeschlossene Suche nach Zusatzhypothesen, welche die verschiedenen Erklärungsstufen miteinander verknüpfen (können und müssen), nicht aufgeben" (159). Inhaltlich müssten hier zumindest immer Hinweise darauf zu finden sein, „unter welchen institutionalisierten Regeln die Akteure handeln müssten bzw. auf welche Regelungen sie gerade nicht zurückgreifen konnten" (154). Diese theoretische Aufrüstung des Aggregationsproblems ist bei Schmid verknüpft mit einer Abrüstung in Fragen der (partiellen) Definition: Denn Definitionen seien traditionell eigentlich kein Teil von Erklärungsargumenten, sondern höchstens deren Voraussetzung. Insgesamt stellt er schließlich den *analytischen Charakter* bestimmter Teile der Transformationsregeln in Frage. *Hartmut Esser* weist in seiner Antwort nochmals auf zentrale Punkte seiner Lösung des Aggregationsproblems hin und diagnostiziert bei Michael Schmid Mängel in deren Rekonstruktion, die der Rezensent aber nicht erkennen konnte (vgl. 268).

Werner Raub und *Thomas Voss* skizzieren in ihrem „*Lob des Modellbaus*" anschließend Argumente für eine formalisierte Soziologie, die inhaltlich den Rational-Choice-

Ansatz weiter entwickeln solle. Formalisierte theoretische Argumente könnten dabei helfen, verschiedene Implikationen aus einer komplexen Menge von Aussagen abzuleiten. Zum einen ließen sich damit fehlerhafte Argumente identifizieren und vermeiden, zum anderen könnten formale Modelle dabei helfen, nichttriviale und kontraintuitive Hypothesen abzuleiten. Ihre Argumentation zielt dahin, dass ungeachtet aller empirischen Anomalien mit einfachen Rational-Choice-Annahmen und nicht mit Hartmut Essers Modell der Frame-Selektion gearbeitet werden solle, insbesondere weil damit die Aggregationsproblematik erfolgreicher angegangen werden könne, was sich daran zeige, dass Essers MdFS nur für parametrische Situationen, nicht aber für strategische Interaktionen geeignet sei. *Esser* repliziert darauf, dass das MdFS zum einen inzwischen bestens formalisiert sei und dass zum anderen einer Verwendung dieses Modells für die spieltheoretische Analyse strategischer Interaktionen prinzipiell nichts im Wege stehe. Esser kann schließlich deutlich machen, dass sein Modell durchaus explanative Vorzüge besitzen könnte, die den RC-Modellen bisher abgehen.

Uwe Schimank widmet sich im ersten Beitrag von Block „*III. Soziale Systeme und soziale Differenzierung*“ der Frage, mittels welchem akteurtheoretischen Mechanismus sich funktionale Differenzierung als etablierte Strukturform der modernen Gesellschaft immer wieder identisch reproduziert. In der akteurtheoretischen Frage, warum sich die Akteure den Codes der Teilsysteme fügen, markiert Schimank eine klare Differenz zu Hartmut Esser: Esser referiere auf den Nutzen der Akteure als Grund für deren Orientierung an den vorgegebenen Codes, während Schimank diagnostiziert, dass zunächst das anthropologisch begründete Bedürfnis nach Erwartungssicherheit befriedigt werden müsse. Dafür sorgten die normativen und evaluativen Orientierungsvorgaben der teilsystemischen Strukturen. Es sei daher das Modell des *Homo sociologicus*, das hier greife, nicht das des von Esser favorisierten *Homo oeconomicus*. Man könne hier von einem anthropologischen Primat des *Homo sociologicus* sprechen. *Hartmut Esser* kontert, dass das Modell der Frame-Selektion beide Akteurmodelle umfasse und noch dazu angeben könne, wann welches Akteurhandeln auftrete. Tatsächlich verfehlt er damit aber die Pointe des Schimankschen Arguments, in dem es um die Frage der handlungstheoretischen Konstitution der Teilsysteme geht, also um die Frage einer inhaltlichen Verknüpfung eines *bestimmten* Handlungsmodells mit einer bestimmten Art von Struktur. Essers Verweis auf sein MdFS, das ja *mehrere* Handlungsmodelle beinhaltet, reicht dafür nicht aus.

Thomas Schwinn widmet sich anschließend Hartmut Essers Anspruch, die Paradigmenspaltung der Soziologie zu überwinden, und zwar durch eine auch über *Theorieimporte* entwickelte Universaltheorie. Schwinn fragt konkret nach dem Erfolg des Esserschen Imports des *Inklusion/Exklusions-Begriffs* aus der Luhmannschen Systemtheorie. Hier würdigt er zunächst Essers Zerlegung des Inklusionsbegriffs in die Begriffe der Kulturation, Platzierung, Interaktion und Identifikation als vorbildlich. Kritisch sieht er aber, dass Esser mit den damit verbundenen Begriffen der System- und Sozialintegration keine solche vorbildliche Übersetzungsarbeit geleistet hätte, die ein solcher Theorieimport benötige. Hinsichtlich der Systemintegration sei bei Esser die Tendenz vorhanden, die Erfüllung der funktionalen Aufgaben von den Motiven der Menschen abzukoppeln. Während *Esser* in seiner Replik diesbezüglich lässliche Formulierungssünden eingesteht, spricht *Schwinn* hier von einer ‚Theorieinkonsistenz‘. Natürlich seien institutionelle Koordinationsprobleme nicht identisch mit Lebensführungsfragen, so Schwinn, wenn jedoch die institutionellen Zumutungen ein gewisses Niveau überschritten, so schlügen Abstimmungsprobleme und enttäuschte Erwartungen auf der Lebensführungsebene auf die institutionelle Ebene

zurück (vgl. 249). System- und Sozialintegration seien daher „keine geeigneten handlungstheoretischen Begriffe, weil sie Ordnungsprozesse zerreißen, die im Zusammenhang gesehen werden müssen“ (249).

In Block „*IV. Assimilation und Integration*“ unternimmt *Bernhard Nauck* den Versuch, Hartmut Essers *implizite, normative Gesellschaftstheorie* zu rekonstruieren und im Sinne Hans Alberts *kritisch zu prüfen*. Nauck diagnostiziert bei Esser zunächst eine Normativierung seines Bildes einer meritokratischen, funktional differenzierten Gesellschaft. Eine solche Gesellschaft vertrage *askriptive Ungleichheiten ethnischer Art* nicht und diese müssten nach Möglichkeit vermindert bzw. eliminiert werden. Über strukturelle und kulturelle Assimilation müsse Systemintegration dabei Esser zufolge primär durch Anstrengungen von Seiten der Migranten hergestellt werden. Esser übersehe bei diesen Präskriptionen dabei die eigenen *Interdependenzannahmen hinsichtlich der Systemintegration*: Individuelle Anstrengungen der Migranten erzeugten nämlich noch keine strukturelle Assimilation, wenn Minderheitenangehörige keine Kontrolle über die Vergabe der Positionsgüter hätten. Vielmehr müssten solche Positionen zuallererst auch für diese *geöffnet* sein. Essers Argumentation liefe daher darauf hinaus, die Migranten als Schuldige an deren mangelnder Integration zu benennen. Nauck hält dagegen, dass Essers modernisierungstheoretische Grundannahmen so nicht durchzuhalten seien, da askriptive Bevorzugung ein dauerhafter Bestandteil menschlichen Sozialverhaltens sei, askriptive Bevorzugungen bedingungsloser Art sogar zunähmen, und seine einseitigen und restriktiven Präskriptionen assimilativen Verhaltens für Migranten damit ihre Legitimation weitgehend verlören. *Hartmut Esser* antwortet auf diese Vorwürfe unter anderem, dass wenn man sich bspw. die empirischen Ergebnisse zur Erklärung ethnischer Ungleichheiten ansähe, es tatsächlich auf die Verhältnisse in den Familien und auf ihre individuelle Migrationsbiographie ankomme und weniger, wenn überhaupt, auf die institutionellen Makro-Kontexte (vgl. 358f.).

Diesem Befund Essers widerspricht *Andreas Wimmer* in seinem Beitrag deutlich: Er spricht sich für eine institutionalistische und interaktionistische Erweiterung der Esser’schen Assimilationstheorie bzw. für deren Ablösung durch eine Theorie der variablen Prozesse der Entstehung und Auflösung sozialer Grenzziehungen aus. Ein Beispiel für einen wichtigen institutionellen Regelungsmechanismus stelle das jeweilige Immigrationsregime dar, das bspw. eine Immigrationspolitik der *ethnischen Unterschichtung zwecks Absicherung der bevorzugten Stellung der Einheimischen* auf dem Arbeitsmarkt betreiben könne. Auch *Arbeitsmarktbarrieren* und die in Deutschland deutlich nachgewiesene *Schulseggregation* müssten berücksichtigt werden. Wimmers interaktionistische Kritik des Esserschen Modells bezieht sich auf die von Esser nicht genügend berücksichtigten Handlungen und Dispositionen der einheimischen Bevölkerung, welche zu einer *Neuverhandlung ihrer Kernkultur* bereit sei oder *neo-nationalistisch* auf der Geltung von lokalen Sitten und Gebräuchen insistiere. Insgesamt bietet Wimmer mit seinem grandiosen Aufsatz eine hervorragende Zusammenschau der Esserschen Migrationsforschung, die Essers Verdienste zum einen würdigt, zum anderen aber – ähnlich wie Nauck – zentrale Mängel seines Assimilationsmodells aufgreift und sehr plausible Vorschläge zu deren Abhilfe vorlegt.

Insgesamt ist den Herausgebern damit ein ganz vorzüglicher Band gelungen: Er bietet aktuelle Theoriediskussion auf höchstem Niveau in leserfreundlicher Form.

Literatur

Esser, Hartmut (2004): *Soziologische Anstöße*. Frankfurt a. M.: Campus.

Stefan Bertschi, Im Dazwischen von Individuum und Gesellschaft. Topologie eines blinden Flecks der Soziologie. Bielefeld: transcript 2010, 410 S., kt., 33,80 €

Nico Lüdtke

Schlüsselwörter: *Sozialtheorie – Theorievergleich – Methodologie – Individuum – Gesellschaft*

In dem vorliegenden Band geht Stefan Bertschi einem grundlegenden Spannungsverhältnis innerhalb der soziologischen Theoriebildung nach. Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft kennzeichnet der Autor als „blinden Fleck" im Gegenstandsbereich der Soziologie, um daraufhin Möglichkeiten der Bestimmung der Relation zu diskutieren.

Eine sog. „Begriffs- und Textarbeit", die der Rekonstruktion bestehender sozialtheoretischer Konzeptionen dient, nimmt den größten Anteil in dem Band ein. In acht Kapiteln werden verschiedene Fassungen der begrifflichen Unterscheidung von Individuum und Gesellschaft sowie Formen von Verhältnisbestimmungen herausgearbeitet. Zunächst entfaltet Bertschi anhand der Durchsicht einer Auswahl von Wörterbüchern und Monografien verschiedene Bedeutungen von ‚Gesellschaft' (3. Kapitel). Besondere Beachtung finden hier Konzepte Luhmanns und Durkheims sowie Simmels, Webers und Tenbrucks. Im Anschluss wird den Begriffen ‚Individuum' und ‚Subjekt' nachgegangen – u. a. mit Bezug auf die sprachphilosophische Kritik am klassisch-philosophischen Subjektbegriff (4. Kapitel). Daraufhin untersucht Bertschi die Begriffe ‚Sinn' und ‚Bedeutung' mit Blick auf etymologische Gesichtspunkte, die analytische Philosophie der Sprache Gottlob Freges, den Sinnbegriff Webers, den Bedeutungsbegriff Jeffrey Alexanders sowie kognitionswissenschaftlich ausgerichtete Arbeiten (5. Kapitel). Anschließend wird soziologischen und sozialphilosophischen Konzeptionen zur Frage der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft nachgegangen (6.–8. Kapitel). Die nächsten Kapitel diskutieren diese Frage anhand der Ansätze von Simmel, Elias und Luhmann sowie Tarde, Tönnies und Sloterdijk (9., 10. Kapitel). Im 11. Kapitel arbeitet Bertschi mit Bezug auf Burt und White Aspekte einer strukturellen Handlungstheorie heraus. Nach dieser dreihundert Seiten umfassenden Begriffsrekonstruktion folgt im 12. Kapitel eine vergleichsweise knappe Betrachtung empirischer Phänomene. Analog zur klassischen Ebenendifferenzierung von Mikro, Meso und Makro werden Mobiltechnologie, Gated Communities und Religion in den Blick genommen. Abschließend werden die zuvor rekonstruierten Vermittlungsversuche nochmals diskutiert.

Der Band hinterlässt einen zwiespältigen Gesamteindruck. Einerseits ist die Themenstellung grundsätzlich interessant. Auch ist der ambitionierte Anspruch des Autors verdienstvoll, der mit seiner Studie eine Thematik bearbeitet, die in unterschiedlichen Debatten sowohl im deutschsprachigen Raum als auch international diskutiert wird (vgl. Lüdtke / Matsuzaki 2011). Andererseits ist fraglich, welchen Anteil die vorliegende Arbeit haben kann, um die aktuellen Diskussionen zu bereichern.

Da die Arbeit an keine Debatte und keinen Forschungsstrang direkt anknüpft, sondern aus einer Art Globalperspektive bestimmte Gehalte soziologischer und sozialphilosophischer Theorien in den Blick nimmt, ist von Beginn an nicht ganz klar, welchen Beitrag Bertschi eigentlich liefern möchte. Geht es dem Autor mit seiner als „Topologie" gekennzeichneten Analyse um Sozialtheorie, um an die Debatte zwischen individualistischen und

holistischen Ansätzen, die aktuell etwa unter dem Stichwort ‚Emergenz' geführt wird (vgl. Greve / Schnabel 2011), anzuschließen? Will der Autor zum Ausdruck bringen, soziologische Theorien seien gegenüber philosophischen Ansätzen rückständig, wie man vermuten könnte, wenn etwa gesagt wird, dass soziologische Versuche einer Vermittlung von Individuum und Gesellschaft in dem „fachfremden" Ansatz Sloterdijks „kulminieren" würden (358)? Sollen methodologische Fragestellungen zu den Bedingungen soziologischen Forschens im Vordergrund stehen oder die Diskussion einer Neuausrichtung eingefahrener Theorie-Empirie-Passungen (vgl. Kalthoff / Hirschauer / Lindemann 2008)? Geht es gar um eine Kritik an den Ansätzen des methodologischen Individualismus und um die Entwicklung eines Empiriebezugs, der die geläufige Unterscheidung von Mikro und Makro unterläuft (vgl. Greve / Schnabel / Schützeichel 2008)? Oder möchte der Autor den Entwurf einer strukturellen Handlungstheorie vorlegen, die Handeln und Struktur in ein neues Verhältnis setzt?

Der Autor verwendet in den ersten Kapiteln viel Mühe darauf, die Unterscheidung von Individuum und Gesellschaft als ontologischen und methodologischen Gegensatz auszubauen, um dann die Unverbundenheit der gegensätzlichen „Pole" zu problematisieren. Die Strategie dieses Problemzuschnitts wird allerdings undurchsichtig, weil im nächsten Schritt wiederum nach einem vermittelnden „Dazwischen" gefragt wird, das die Gegenstücke in ein wechselseitiges Verhältnis bringen kann. Dass dieser Vermittlungsschritt sich infolgedessen als schwierig erweist, wertet Bertschi – in geradezu oberlehrerhaftem Tonfall – als Beleg für die Unzulänglichkeit soziologischer Theorien, ohne in Erwägung zu ziehen, dass der attestierte „blinde Fleck" ein Artefakt der eigenen Analyse sein könnte. Fruchtbarer wäre eine konzentrierte Auseinandersetzung mit bereits entwickelten Vermittlungsversuchen gewesen, etwa ausgehend vom Konzept der sozialen Interaktion oder vom Begriff der Rolle, den Bertschi wenig nachvollziehbar nur am Rande abhandelt (Kapitel 7.3). Ebenso sinnvoll hätte eine Erörterung prozesstheoretischer Ansätze sein können. Hier hätte man an den Diskussionsstand der Theorien der Institutionalisierung (vgl. Berger / Luckmann 1980) oder die aktuelle Debatte um Praxistheorien (vgl. Bongaerts 2007; Hillebrandt 2010; Reckwitz 2003) anschließen können.

Was lässt sich über das methodische Vorgehen der Arbeit sagen? Um den Verlauf und Stand der Theorieentwicklung zu analysieren, bieten sich mehrere Zugangsweisen an. An erster Stelle sicherlich eine systematische Rekonstruktion samt eingehender Interpretation bestimmter Konzepte, um neue Einsichten und Weiterentwicklungen zu erarbeiten. Ebenso wäre eine begriffsgeschichtliche Herangehensweise denkbar. Man könnte auch in wissenschaftssoziologischer Hinsicht bspw. nach den Auswirkungen wissenschaftlicher Reputation oder organisationaler Zusammenhänge auf die soziologische Wissensproduktion fragen. Da es Bertschi aber offenbar um einen genuin sozialtheoretischen Beitrag geht, kann wohl am ehesten ein theoriesystematisches Vorgehen erwartet werden, das konsequent und methodologisch reflektiert verfolgt wird. Um es gleich vorwegzunehmen, man erfährt bei der Lektüre nicht, welchen Weg der Autor eigentlich gehen will.

Bertschi schafft nicht genügend Klarheit, welche Methodik zugrunde liegt. Vielmehr bleiben mehrere methodische Fragen offen. Ein zentrales Problem ist, dass Bertschi nicht den eigenen sozialtheoretischen Standpunkt kenntlich macht, von dem aus Begriffsanalysen durchgeführt und Vergleiche zwischen Theorien gezogen werden (Stichwort: Tertium Comparationis). Dabei hätte die Arbeit von dem mittlerweile beachtlichen Forschungsstand zur Methodik von Theorievergleichen und den daraus resultierenden Möglichkeiten der Theorieentwicklung profitieren können (vgl. Greshoff 2010). Der Autor

verwendet Begriffe, wie Individuum, Subjekt, Person sowie Gesellschaft, Struktur oder Sozialität, von Anfang an wie selbstverständlich, ja geradezu naiv, so als ob sich hinter diesen Bezeichnungen etwas verbergen würde, was jenseits bestehender Theoriekonzeptionen einfach existiert und bloß in unterschiedlichen Theoriesprachen zum Ausdruck gebracht wird. Das Problem ist hierbei nicht nur, dass er stillschweigend voraussetzt und nicht expliziert, was dieses Dahinterliegende sein könnte. Dieser Umgang mit Begriffen deutet auch darauf hin, dass der Autor offenbar mit erkenntnistheoretischen Fragestellungen nicht ausreichend vertraut ist. Bertschi übersieht den konstruktiven Charakter jeder Theoriebildung und reflektiert kaum, dass Begriffsarchitekturen von bestimmten Problemstellungen und Erkenntnisinteressen geleitet und an historische Zusammenhänge gebunden sind.

Infolge des assoziativen Vorgehens erschließt sich zudem nicht recht, wie Bertschi bei der Auswahl der herangezogenen Texte verfahren ist, nach welchen Kriterien Definitionen angewählt werden, warum bestimmte Autoren diskutiert werden, während andere unthematisiert bleiben. Warum werden bspw. Arbeiten von Alfred Schütz oder Harold Garfinkel nicht diskutiert? Da man kein Zufallsprinzip unterstellen mag, drängt sich immer wieder die Frage auf, wenn Bertschi von Autor zu Autor, von Zitat zu Zitat und von Theoriekontext zu Theoriekontext springt: Wurde nach systematischen, disziplin- oder begriffsgeschichtlichen Gesichtspunkten verfahren, oder war etwa die Bekanntheit des jeweiligen Autors entscheidend? Theoriebestandteile werden oft völlig gelöst von den ursprünglichen Bezugsproblemen referiert, weitestgehend auch ohne erkennbare Berücksichtigung von Theorietraditionen, historischen Kontexten und zugrunde liegenden empirischen Problemstellungen. Irritierend ist außerdem das Pendeln zwischen Primär- und Sekundärtexten, was es aufgrund ausgiebiger Zitate teils schwierig macht, Bertschis eigener Argumentation zu folgen. Hinzu kommt, dass die Darstellung häufig ohne sinnvolle Trennung eigentlich unterschiedlicher Argumentationsebenen zwischen Begriffen und Sachverhalten, die mittels Begriffen bezeichnet werden, sowie zwischen distanzierter Beschreibung, affirmativer Paraphrase und kritischer Stellungnahme schwankt. Unklar ist schließlich auch, welche Funktion die eingestreuten etymologischen Erläuterungen haben sollen.

Am Ende des Bandes schreibt Bertschi: „In einem weiteren Schritt liessen sich die losen Enden zusammenziehen und ein reflektierender ‚Weiterzug' problembehafteter Prioritäten, Annahmen und Unterscheidungen in der Soziologie angehen." (366) Diese Aussage ist in gewisser Hinsicht verblüffend, denn man hätte erwarten können, dass die Arbeit einen Zusammenhang der zusammengetragenen Aspekte herstellt, zumal es sich hier um die Veröffentlichung einer Dissertationsschrift handelt. Somit bleibt die Hoffnung auf Besseres.

Literatur

Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer.

Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: Zeitschrift für Soziologie 36/4: S. 246–260.

Greshoff, Rainer (2010): Die Theorienvergleichsdebatte in der deutschsprachigen Soziologie. In: Kneer, Georg / Moebius, Stefan (Hrsg.): Soziologische Kontroversen. Eine andere Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen. Berlin: Suhrkamp, S. 182–216.

Greve, Jens / Schnabel, Annette (Hrsg.) (2011): Emergenz. Zur Analyse und Erklärung komplexer Strukturen. Berlin: Suhrkamp.

Greve, Jens / Schnabel, Annette / Schützeichel, Rainer (Hrsg.) (2008): Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung. Zur Ontologie, Methodologie und Metatheorie eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.

Hillebrandt, Frank (2010): Sozialität als Praxis. Konturen eines Theorieprogramms. In: Albert, Gert / Greshoff, Rainer / Schützeichel, Rainer (Hrsg.): Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität. Wiesbaden: VS, S. 293–307.

Kalthoff, Herbert / Hirschauer, Stefan / Lindemann, Gesa (Hrsg.) (2008): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lüdtke, Nico / Matsuzaki, Hironori (Hrsg.) (2011): Akteur – Individuum – Subjekt: Fragen zu ‚Personalität' und ‚Sozialität'. Wiesbaden: VS.

Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32/4: S. 282–301.

Rezensentinnen und Rezensenten des 3. Heftes

Albert, Gert, PD Dr., Vertretungsprofessur für Soziologie, Bundeswehruniversität München.
E-Mail: gert.albert@soziologie.uni-heidelberg.de.
Arbeitsgebiete: Soziologische Theorie, Handlungstheorie, Institutionentheorie

Barlösius, Eva, Prof. Dr., Institut für Soziologie und Sozialpsychologie, Universität Hannover.
E-Mail: e.barloesius@ish.uni-hannover.de.
Arbeitsgebiete: Ungleichheits- und Wissenschaftssoziologie, Soziologie des Essens

Bongaerts, Gregor, Prof. Dr., Institut für Soziologie, Universität Duisburg-Essen.
E-Mail: gregor.bongaerts@uni-due.de.
Arbeitsgebiete: Theorie gesellschaftlicher Differenzierung, Theorie der Praxis, Handlungstheorie

Brockmann, Hilke, Prof. Dr., School of Humanities and Social Sciences, Jacobs University Bremen.
E-Mail: h.brockmann@jacobs-university.de.
Arbeitsgebiete: Ursachen und Folgen der demografischen Alterung, Soziale Ungleicheit, Subjektives und objektives Wohlbefinden

Claussen, Detlev, Prof. em. Dr., Institut für Soziologie, Universität Hannover.
E-Mail: d.claussen@komintern.de.
Arbeitsgebiete: Kritische Theorie, Antisemitismus/Rassismus, Multiple Modernities

Damitz, Ralf M., Fachbereich Gesellschaftswissenschften, Universität Kassel.
E-Mail: damitz@uni-kassel.de.
Arbeitsgebiete: Soziologische Gesellschaftstheorien, Exklusions- und Prekaritätsanalysen und Qualitative Sozialforschung

Ebner, Alexander, Prof. Dr., Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse, Universität Frankfurt a. M.
E-Mail: a.ebner@soz.uni-frankfurt.de.
Arbeitsgebiete: Wirtschaftssoziologie, Politische Ökonomie, Ideengeschichte

Embacher, Serge, Dr. Phil., Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement, Berlin.
E-Mail: info@serge-embacher.de.
Arbeitsgebiete: Demokratiepolitik, Zivilgesellschaft, Bürgerschaftliches Engagement

Hepp, Andreas, Prof. Dr., Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung, Universität Bremen. *E-Mail*: andreas.hepp@uni-bremen.de.
Arbeitsgebiete: Medien- und Kommunikationstheorie, Medienwandel, transkulturelle Kommunikation

Hillebrandt, Frank, Prof. Dr., Institut für Soziologie, FernUniversität in Hagen.
E-Mail: frank.hillebrandt@fernuni-hagen.de.
Arbeitsgebiete: Soziologische Theorie, Kultur- und Wirtschaftssoziologie

Hoffmann, Dagmar, Prof. Dr., Philosophische Fakultät, Universität Siegen.
E-Mail: hoffmann@medienwissenschaft.uni-siegen.de.
Arbeitsgebiete: Soziologische Jugend- und Medienforschung, Körperästhetiken, Identitätstheorien

Junge, Matthias, Prof. Dr., Institut für Soziologie und Demographie, Universität Rostock.
E-Mail: matthias.junge@uni-rostock.de.
Arbeitsgebiete: Metaphernforschung, Gesellschaftstheorie, Kulturtheorie

Kaiser, Céline, Dr. phil., Institut für Medienwissenschaft, Universität Bochum. *E-Mail*: info@celine-kaiser.de.
Arbeitsgebiete: Literatur- und Medienkulturwissenschaft, Geschichte der Theatrotherapie, Subjekttheorie

Klein, Ansgar, PD Dr., Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement, Berlin. *E-Mail*: ansgar.klein@snafu.de.
Arbeitsgebiete: Zivilgesellschaft, Bürgerschaftliches Engagement, Demokratietheorie, politische Soziologie (soziale Bewegungen, NGOs, Verbände)

Lüdtke, Nico, Institut für Sozialwissenschaften, Universität Oldenburg. *E-Mail*: nico.luedtke@uni-oldenburg.de.
Arbeitsgebiete: Soziologische Theorie (insb. Sozialtheorie), Wissenssoziologie, Wissensordnungen und soziale Grenzziehungen

Lutterer, Wolfram, Dr., Zentral- und Hochschulbibliothek, Luzern. *E-Mail*: wolfram.lutterer@gmx.de.
Arbeitsgebiete: systemische Theorie, Lerntheorie, Wissenschaftstheorie

Martens, Wil, Dr., Nijmegen School of Management, University Nijmegen. *E-Mail*: w.martens@fm.ru.nl
Arbeitsgebiete: Soziologische Theorie, Philosophie des Sozialen

Pfahl, Lisa, Dr., Vertretungsprofessur im Fachbereich Bildungs- und Erziehungswissenschaften, Universität Bremen.
Arbeitsgebiete: Bildung, Wissen & soziale Ungleichheit, Gender & Disability Studies

Schmid, Hans Bernhard, Univ.-Prof. Dr., Institut für Philosophie, Universität Wien.
E-Mail: hans.bernhard.schmid@univie.ac.at.
Arbeitsgebiete: Sozialphilosophie, Phänomenologie, Philosophie der Sozialwissenschaften

Schülein, Johann August, o.Univ.-Prof., Dr., Department Sozioökonomie, Wirtschaftsuniversität Wien.
E-Mail: johann.schuelein@wu.ac.at.
Arbeitsgebiete: Gesellschaft und Psychodynamik, Sozioökonomie und Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie

Schürmann, Lena, Dr., Harriet Taylor Mill Institut, Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin.
Arbeitsgebiete: Arbeit, Wissen & Geschlecht, Diskurs- & Biographieforschung

Torka, Marc, Dr., Institut für Sozialforschung Frankfurt a. M. (IFS) und Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). *E-Mail*: marc.torka@wzb.eu.
Arbeitsgebiete: Wissenschafts-, Berufs- und Professionssoziologie, rekonstruktive Methoden

Wergen, Jutta, Dr., Fakultät für Gesellschaftswissenschaften, Universität Duisburg-Essen.
E-Mail: jutta.wergen@uni-due.de.
Arbeitsgebiete: Promotionsberatung, Promotionscoaching, Schreibtraining für Promovierende

Witte, Daniel, Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie, Universität Bonn. *E-Mail*: witte@uni-bonn.de.
Arbeitsgebiete: Soziologische Theorie, Klassiker und Geschichte der Soziologie, Kultursoziologie

Zurstrassen, Bettina, Prof. Dr., Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld.
E-Mail: bettina.zurstrassen@uni-bielefeld.de.
Arbeitsgebiete: Politische Bildung und berufliches Lernen (insb. mit Bildungsbenachteiligten in Sozial- und Gesundheitsberufen), Sozioökonomische Bildung, Didaktik der Soziologie

Eingegangene Bücher (Ausführliche Besprechung vorbehalten) Zeitraum 22.01.2013–2.04.2013

Andreß, Hans-Jürgen / Golsch, Katrin / Schmidt, Alexander W. Applied Panel Data Analysis for Economic and Social Surveys. Heidelberg: Springer 2013. 327 S., gb., € 53,45

Anter, Andreas (Hrsg.). Wilhelm Hennis' Politische Wissenschaft. Tübingen: Mohr Siebeck 2013. 369 S., kt., € 59,90

Assmann, Heinz-Dieter / Baasner, Frank / Wertheimer, Jürgen (Hrsg.). Normen, Standards, Werte – was die Welt zusammenhält. Baden-Baden: Nomos 2012. 229 S., br., € 29,00

Attia, Iman. Die „westliche Kultur" und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Bielefeld: transcript 2009. 182 S., br., € 21,80

Belliger, Andrea / Krieger, David J. (Hrsg.). Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. 5. Auflage. Wiesbaden: VS 2013. 474 S., br., € 39,95

Bender, Désirée / Duscha, Annemarie / Huber, Lena / Klein-Zimmer, Kathrin (Hrsg.). Transnationales Wissen und Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa 2013. 257 S., br., € 34,95

Berninger, Ina / Botzen, Katrin / Kolle, Christian / Vogl, Dominikus / Watteler, Oliver. Grundlagen sozialwissenschaftlichen Arbeitens. Opladen: Barbara Budrich 2012. 200 S., br., € 16,99

Bettmann, Richard / Roslon, Michael (Hrsg.). Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: VS 2013. 328 S., br., € 39,99

Birkhan, Barbara. Foucaults ethnologischer Blick. Kulturwissenschaft als Kritik der Moderne. Bielefeld: transcript 2013. 442 S., br., € 34,80

Bischof, Norbert. Moral. Ihre Natur, ihre Dynamik und ihr Schatten. Wien / Köln: Böhlau 2012. 524 S., gb., € 29,90

Bode, Ingo. Die Infrastruktur des postindustriellen Wohlfahrtsstaats. Organisation, Wandel, gesellschaftliche Hintergründe. Wiesbaden: VS 2013. 392 S., br., € 39,99

Bogumil, Jörg / Burgi, Martin / Heinze, Rolf G. / Gerber, Sascha / Gräf, Ilse-Dore / Jochheim, Linda / Schickentanz, Maren / Wannöffel, Manfred. Modernisierung der Universitäten. Umsetzungsstand und Wirkungen neuer Steuerungsinstrumente. Berlin: edition sigma 2013. 251 S., kt., € 18,90

Bogusz, Tanja / Delitz, Heike (Hrsg.). Emile Durkheim. Soziologie – Ethnologie – Philosophie. Frankfurt a. M.: Campus 2013. 582 S., br., € 39,90

Bonn, Eva / Knöppler, Christian / Souza, Miguel (Hrsg.). Was machen Marker? Logik, Materialität und Politik von Differenzierungsprozessen. Bielefeld: transcript 2013. 345 S., br., € 34,80

Bosse, Dorit / Eberle, Franz / Schneider-Taylor, Barbara (Hrsg.). Standardisierung in der gymnasialen Oberstufe. Wiesbaden: VS 2013. 216 S., br., € 24,95

Bourdieu, Pierre. Die männliche Herrschaft. Berlin: suhrkamp 2012. 210 S., kt., € 14,00

Brand, Tilman / Jungmann, Tanja (Hrsg.). Kinder schützen, Familien stärken. Erfahrungen und Empfehlungen für die Ausgestaltung Früher Hilfen aus der „Pro Kind"-Praxis und -Forschung. Weinheim: Beltz Juventa 2013. 256 S., br., € 19,95

Brunkhorst, Hauke. Legitimationskrisen. Verfassungsprobleme der Weltgesellschaft. Baden-Baden: Nomos 2012. 482 S., br., € 84,00

Bühler-Niederberger, Doris. Lebensphase Kindheit. Theoretische Ansätze, Akteure und Handlungsräume. Weinheim: Beltz Juventa 2011. 256 S., br., € 19,95

Bourdieu, Pierre. Unverbesserlicher Optimist. Schriften zu Politik & Kultur 5. Hamburg: VSA 2012. 151 S., kt., € 16,80

Deines, Stefan / Feige, Daniel Martin / Seel, Martin (Hrsg.). Formen kulturellen Wandels. Bielefeld: transcript 2012. 275 S., br., € 29,80

Demirovic, Alex / Kaindl, Christina (Hrsg.). Gegen den Neoliberalimus andenken. Linke Wissenspolitik und sozialistische Perspektiven. Berlin: VSA 2012. 230 S., br., € 16,80

Dhouib, Sarhan (Hrsg.). Kultur, Identität und Menschenrechte. Transkulturelle Perspektiven. Weilerswist: Velbrück 2012. 355 S., gb., € 29,90

Döge, Peter. Männer – Die ewigen Gewalttäter? 2. Auflage. Wiesbaden: VS 2013. 176 S., br., € 24,95

Ebert, Michael. Flexicurity auf dem Prüfstand. Welches Modell hält der Wirtschaftskrise stand? Berlin: edition sigma 2012. 162 S., kt., € 15,90

Ebner, Christian. Erfolgreich in den Arbeitsmarkt? Die duale Berufsausbildung im internationalen Vergleich. Frankfurt a. M.: Campus 2012. 285 S., br., € 36,90

Engelke, Ernst. Gegen die Einsamkeit Sterbenskranker. Wie Kommunikation gelingen kann. Freiburg: Lambertus 2012. 378 S., br., € 23,90

Evers, Adalbert / Guillemard, Anne-Marie (Hrsg.). Social Policy and Citizenship. The changing Landscape. Oxford: Oxford University Press 2013. 404 S., gb., € 50,00 £

Fenske, Uta / Schuhen, Gregor (Hrsg.). Ambivalente Männlichkeit(en). Maskulinitätsdiskurse aus interdisziplinärer Perspektive. Opladen: Barbara Budrich 2012. 269 S., br., € 29,90

Fischer, Peter. Phänomenologische Soziologie. Bielefeld: transcript 2012. 144 S., br., € 12,50

Foucault, Michel. Schriften zur Medientheorie. Berlin: suhrkamp 2013. 334 S., kt., € 17,00

Geisen, Thomas / Studer, Tobias / Yildiz, Erol (Hrsg.). Migration, Familie und soziale Lage. Beiträge zu Bildung, Gender und Care. Wiesbaden: VS 2013. 351 S., br., € 39,99

Gekeler, Moritz. Konsumgut Nachhaltigkeit. Zur Inszenierung neuer Leitmotive in der Produktkommunikation. Bielefeld: transcript 2012. 290 S., br., € 29,80

Gerber, Doris. Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung. Berlin: Suhrkamp 2012. 308 S., kt., € 15,00

Girtler, Roland. Max Weber in Wien. Berlin: LIT 2013. 88 S., br., € 9,80

Graeber, David. Schulden. Die ersten 5000 Jahre. Stuttgart: Klett-Cotta 2012. 536 S., gb., € 26,95

Graeff, Peter / Grieger, Jürgen (Hrsg.). Was ist Korruption? Begriffe, Grundlagen und Perspektiven gesellschaftswissenschaftlicher Korruptionsforschung. Baden-Baden: Nomos 2012. 236 S., br., € 26,00

Gronold, Daniela / Gruber, Bettina / Guggenheimer, Jacob / Rippitsch, Daniela (Hrsg.). Kausalität der Gewalt. Kulturwissenschaftliche Konfliktforschung an den Grenzen von Ursache und Wirkung. Bielefeld: transcript 2012. 262 S., br., € 29,80

Hafez, Kai. Freiheit, Gleichheit und Intoleranz. Der Islam in den liberalen Gesellschaften Deutschlands und Europas. Bielefeld: transcript 2013. 376 S., br., € 29,80

Halbig, Christoph / Henning, Tim (Hrsg.). Die neue Kritik der instrumentellen Vernunft. Berlin: suhrkamp 2012. 403 S., kt., € 17,00

Harvey, David. Kapitalismuskritik. Die urbanen Wurzeln der Finanzkrise. Hamburg: VSA 2012. 96 S., br., € 8,80

Hausmann, Andrea / Murzik, Laura (Hrsg.). Erfolgsfaktor Mitarbeiter. Wirksames Personalmanagement für Kulturbetriebe. 2. Auflage. Wiesbaden: VS 2013. 235 S., br., € 29,99

Hennefeld, Vera / Stockmann, Reinhard (Hrsg.). Evaluation in Kultur und Kulturpolitik. Eine Bestandsaufnahme. Münster: Waxmann 2013. 245 S., br., € 26,90

Hentges, Gudrun. Staat und politische Bildung. Von der „Zentrale für Heimatdienst" zur „Bundeszentrale für politische Bildung". Wiesbaden: VS 2013. 496 S., br., € 49,95

Hill, Paul B. / Kopp, Johannes. Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS 2013. 308 S., br., € 29,95

Hiß, Stefanie / Nagel, Sebastian. Ratingagenturen zwischen Krise und Regulierung. Baden-Baden: Nomos 2012. 321 S., br., € 44,00

Höpflinger, François. Bevölkerungssoziologie. Eine Einführung in demographische Prozesse und bevölkerungssoziologische Ansätze. 2. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa 2012. 264 S., br., € 24,95

Hörisch, Jochen. Man muss dran glauben. Die Theologie der Märkte. München: Wilhelm Fink 2013. 132 S., kt., € 17,90

Huchler, Norbert. Wir Piloten. Navigation durch die fluide Arbeitswelt. Berlin: edition sigma 2013. 488 S., br., € 34,90

Keller, Reiner. Das interpretative Paradigma. Eine Einführung. Wiesbaden: VS 2012. 344 S., br., € 24,95

Klenner, Christina / Menke, Katrin / Pfahl, Svenja. Flexible Familienernährerinnen. Moderne Geschlechterarrangements oder prekäre Konstellationen? Opladen: Barbara Budrich 2012. 371 S., br., € 29,90

Koch, Martin (Hrsg.). Weltorganisationen. Wiesbaden: VS 2012. 280 S., br., € 34,95

König, Tim. In guter Gesellschaft? Einführung in die politische Soziologie von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann. Wiesbaden: VS 2012. 80 S., br., € 14,95

Koppetsch, Cornelia. Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt a. M.: Campus 2013. 200 S., br., € 19,90

Kraler, Albert / Kofman, Eleonore / Kohli, Martin / Schmoll, Camille (Hrsg.). Gender, Generations and the Family in International Migration. Amsterdam: Amsterdam University Press 2011. 394 S., br., € 51,99

Krishnan, Armin. Gezielte Tötung. Die Zukunft des Krieges. Berlin: Matthes & Seitz 2013. 270 S., br., € 17,90

Krüger, Stephan. Keynes & Marx. Hamburg: VSA 2012. 414 S., gb., € 26,80

Lambers, Helmut. Theorien der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich. Opladen: Barbara Budrich 2013. 375 S., br., € 24,99

Lang, Sabine. NGOs, Civil Society, and the Public Sphere. Cambridge: Cambridge University Press 2013. 273 S., gb., € 55,00 £

Langner, Anke (Hrsg.). Inklusion. Eine „enorme" Kraftanstrengung für Eltern. Bestandsaufnahme. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher 2012. 112 S., br., € 18,00

Lee, Horan. Kapital – Weiterbildung – Arbeit. Der „Tarifvertrag zur Qualifizierung" in der chemischen Industrie als Beispiel der arbeitspolitischen Regulierung von Weiterbildung. Berlin: edition sigma 2013. 404 S., br., € 29,90

Loenhoff, Jens (Hrsg.). Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven. Weilerswist: Velbrück 2012. 284 S., gb., € 29,90

Lovink, Geert. Das halbwegs Soziale. Eine Kritik der Vernetzungskultur. Bielefeld: transcript 2012. 232 S., br., € 22,80

Lubatsch, Heike. Führung macht den Unterschied. Arbeitsbedingungen diakonischer Pflege im Krankenhaus. Berlin: LIT 2013. 138 S., br., € 17,90

Lüthy, Katja. Die Zeitschrift. Zur Phänomenologie und Geschichte eines Mediums. München: UVK 2013. 385 S., br., € 49,00

Mackert, Jürgen / Steinbicker, Jochen. Zur Aktualität von Robert K. Merton. Wiesbaden: VS 2013. 120 S., br., € 19,99

Marx Ferree, Myra. Varieties of Feminism. German Gender Politics in Global Perspective. Stanford: Stanford University Press 2012. 302 S., br., € 19,99

Menke, Christoph. Die Kraft der Kunst. Berlin: Suhrkamp 2013. 179 S., kt., € 14,00

Meulemann, Heiner. Soziologie von Anfang an. Eine Einführung in Themen, Ergebnisse, Literatur. 3. Auflage. Wiesbaden: VS 2013. 421 S., br., € 29,95

Müller, Dorit / Scholz, Sebastian (Hrsg.). Raum Wissen Medien. Zur raumtheoretischen Reformulierung des Medienbegriffs. Bielefeld: transcript 2012. 378 S., br., € 29,80

Müller, Rolf Fritz. Frauenbiographien im Karrierediskurs. Geschichte – Theorie – Politik. Opladen: Barbara Budrich 2012. 293 S., br., € 33,00

Nierling, Linda. Anerkennung in erweiterter Arbeit. Eine Antwort auf die Krise der Erwerbsarbeit? Berlin: edition sigma 2013. 264 S., br., € 19,90

Norkus, Zenonas. On Baltic Slovenia and Adriatic Tithuania. A Qualitative Comparative Analysis of Patterns in Post-Communist Transformation. Budapest: CEU Press 2012. 376 S., gb., € 60

Opitz, Sven. An der Grenze des Rechts. Inklusion/Exklusion im Zeichen der Sicherheit. Weilerswist: Velbrück 2012. 443 S., gb., € 45,00

Paech, Norman / Stuby, Gerhard. Völkerrecht und Machtpolitik in den internationalen Beziehungen. Aktualisierte Ausgabe. Hamburg: VSA 2013. 1054 S., gb., € 60,00

Pahl, Hanno / Sparsam, Jan (Hrsg.). Wirtschaftswissenschaft als Oikodizee. Diskussionen im Anschluss an Joseph Vogls Gespenst des Kapitals. Wiesbaden: VS 2013. 239 S., br., € 29,99

Pates, Rebecca / Schochow, Maximilian (Hrsg.). Der „Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer. Wiesbaden: VS 2013. 240 S., br., € 34,99

Peuckert, Rüdiger. Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS 2012. 786 S., br., € 29,95

Postberg, Christian. Macht und Geld. Über die gesellschaftliche Bedeutung monetärer Verfassung. Frankfurt a. M.: Campus 2013. 188 S., br., € 24,90

Prommer, Elizabeth. Fernsehgeschmack, Lebensstil und Comedy. Eine handlungstheoretische Analyse. Konstanz: UVK 2012. 298 S., br., € 29,00

Ramirez-Voltaire, Simon. Symbolische Dimensionen von Partizipation. Aushandlungen von lokalpolitischen Gemeinwesen und Institutionen im Kontext der bolivianischen Dezentralisierung. Berlin: edition tranvía – Verlag Walter Frey 2012. 421 S., br., € 32,00

Reed, Isaac Ariail. Interpretation and social Knowledge. On the Use of Theories in the Human Sciences. Chicago: University of Chicago Press 2011. 194 S., br., € 15,99

Reich, Kersten. Chancengerechtigkeit und Kapitalformen. Gesellschaftliche und individuelle Chancen in Zeiten zunehmender Kapitalisierung. Wiesbaden: VS 2013. 397 S., br., € 29,95

Reinhart, Martin. Soziologie und Epistemologie des Peer Review. Baden-Baden: Nomos 2012. 225 S., br., € 34,00

Ritsert, Jürgen. Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit und Vernunft. Über vier Grundbegriffe der politischen Philosophie. Wiesbaden: VS 2012. 114 S., br., € 19,99

Rothfuß, Eberhard. Exklusion im Zentrum. Die brasilianische Favela zwischen Stigmatisierung und Widerständigkeit. Bielefeld: transcript 2012. 287 S., br., € 33,80

Röttgers, Kurt. Das Soziale als kommunikativer Text. Eine postanthropologische Sozialphilosophie. Bielefeld: transcript 2012. 416 S., br., € 37,80

Sänger, Eva / Rödel, Malaika (Hrsg.). Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012. 288 S., br., € 29,90

Schabas, William A. Kein Frieden ohne Gerechtigkeit? Die Rolle der internationalen Strafjustiz. Hamburg: Hamburger Edition 2013. 104 S., gb., € 12,00

Schadler, Cornelia. Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft. Bielefeld: transcript 2013. 342 S., br., € 32,80

Schmidt, Siegfried J. Rekurrenzen der Mediengeschichte. Weilerswist: Velbrück 2012. 160 S., gb., € 24,90

Schwedes, Oliver / Rammler, Stephan. Mobile Cities. Dynamiken weltweiter Stadt- und Verkehrsentwicklungen. 2. Auflage. Berlin: LIT 2012. 292 S., br., € 29,80

Seeliger, Martin. Mitbestimmung zwischen Klassenkampf und Sozialpartnerschaft. Erwerbsregulierung im Volkswagenkonzern zwischen Südafrika und Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012. 208 S., br., € 27,90

Senge, Konstanze / Schützeichel, Rainer (Hrsg.). Hauptwerke der Emotionssoziologie. Wiesbaden: VS 2013. 379 S., gb., € 49,95

Stahl, Titus. Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken. Frankfurt a. M.: Campus 2013. 475 S., br., € 39,90

Sterzenbach, Gregor. Interkulturelles Handeln zwischen Polizei und Fremden. Münster: Waxmann 2013. 276 S., br., € 29,90

Steuerwald, Christian / Schröder, Frank (Hrsg.). Perspektiven der Kunstsoziologie. Praxis, System, Werk. Wiesbaden: VS 2013. 232 S., br., € 34,95

Stockmann, Reinhard / Silvestrini, Stefan (Hrsg.). Metaevaluierung Berufsbildung. Ziele, Wirkungen und Erfolgsfaktoren der deutschen Berufsbildungszusammenarbeit. Münster: Waxmann 2013. 202 S., br., € 29,90

Streeck, Wolfgang. Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Berlin: Suhrkamp 2013. 270 S., gb., € 24,95

Strohmaier, Alexandra (Hrsg.). Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld: transcript 2013. 538 S., br., € 39,80

Struve, Karen. Zur Aktualität von Homi K. Bhabha. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: VS 2013. 200 S., br., € 19,95

Viehöver, Willy / Keller, Reiner / Schneider, Werner (Hrsg.). Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS 2013. 290 S., br., € 34,95

Vogel, Claudia / Motel-Klingebiel, Andreas (Hrsg.). Altern im sozialen Wandel: Die Rückkehr der Altersarmut? Wiesbaden: VS 2013. 492 S., br., € 49,99

Walzik, Sebastian. Kompetenzorientiert prüfen. Leistungsbewertung an der Hochschule in Theorie und Praxis. Opladen: Barbara Budrich 2012. 109 S., br., € 9,99

Wehler, Hans-Ulrich. Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland. München: C.H. Beck 2013. 191 S., kt., € 11,99

Wengenroth, Ulrich (Hrsg.). Grenzen des Wissens – Wissen um Grenzen. Weilerswist: Velbrück 2012. 263 S., gb., € 25,90

Wiegand, Felix. David Harveys urbane Politische Ökonomie. Ausgrabungen der Zukunft marxistischer Stadtforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot 2013. 200 S., br., € 29,90

Wiesing, Lambert. Sehen lassen. Die Praxis des Zeigens. Berlin: Suhrkamp 2013. 230 S., kt., € 12,00

Wilde, Gabriele / Friedrich, Stefanie (Hrsg.). Im Blick der Disziplinen. Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der wissenschaftlichen Analyse. Münster: Westfälisches Dampfboot 2013. 275 S., br., € 29,90

Windmüller, Sonja (Hrsg.). Hamburg grün geblickt. Ethnographische Expeditionen im urbanen Raum. Berlin: LIT 2013. 166 S., br., € 19,90

Wolf, Ursula. Ethik der Mensch-Tier-Beziehung. Frankfurt a. M.: Klostermann Rote Reihe 2012. 188 S., kt., € 16,80